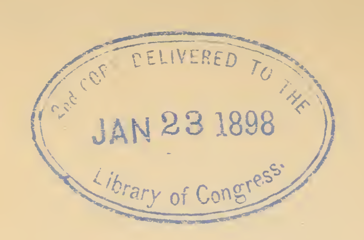
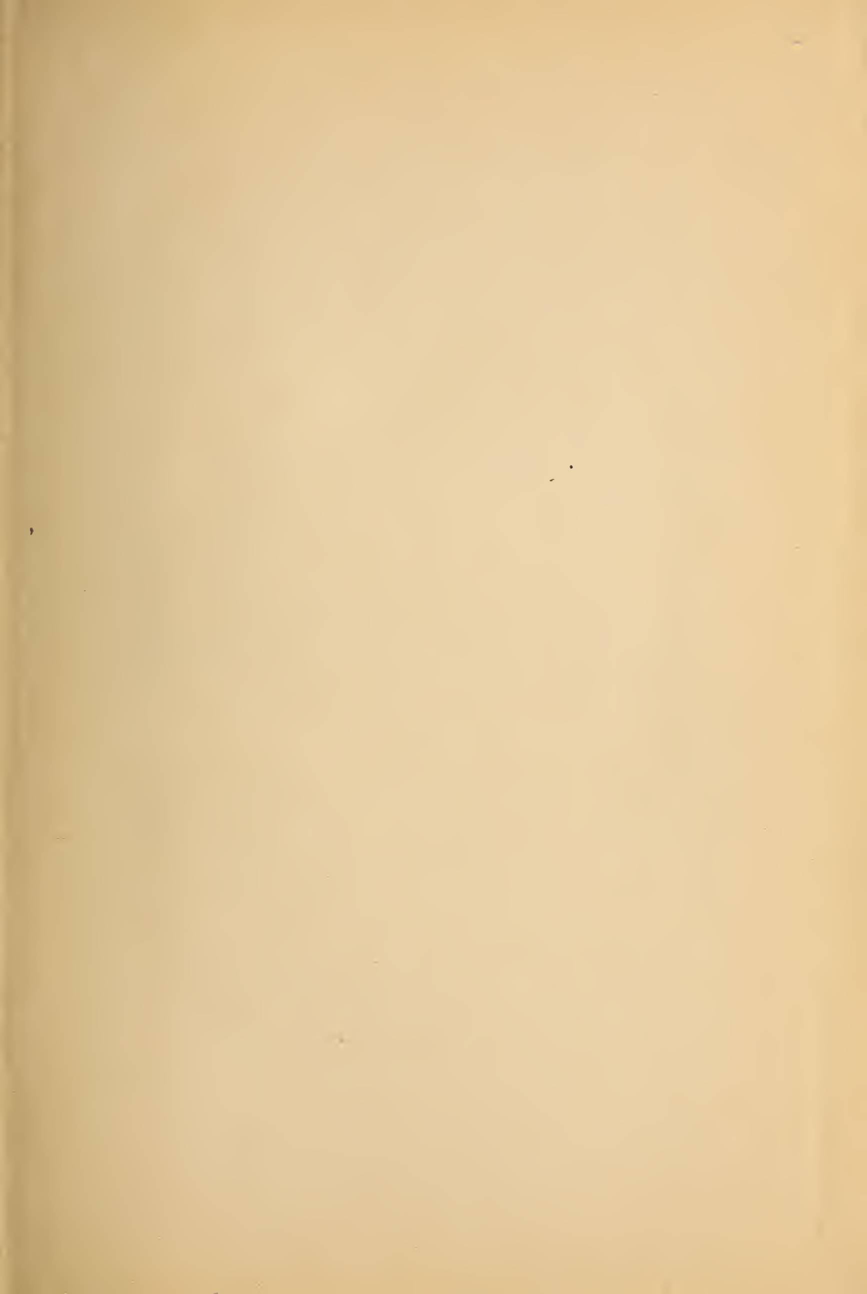
Sieghardus

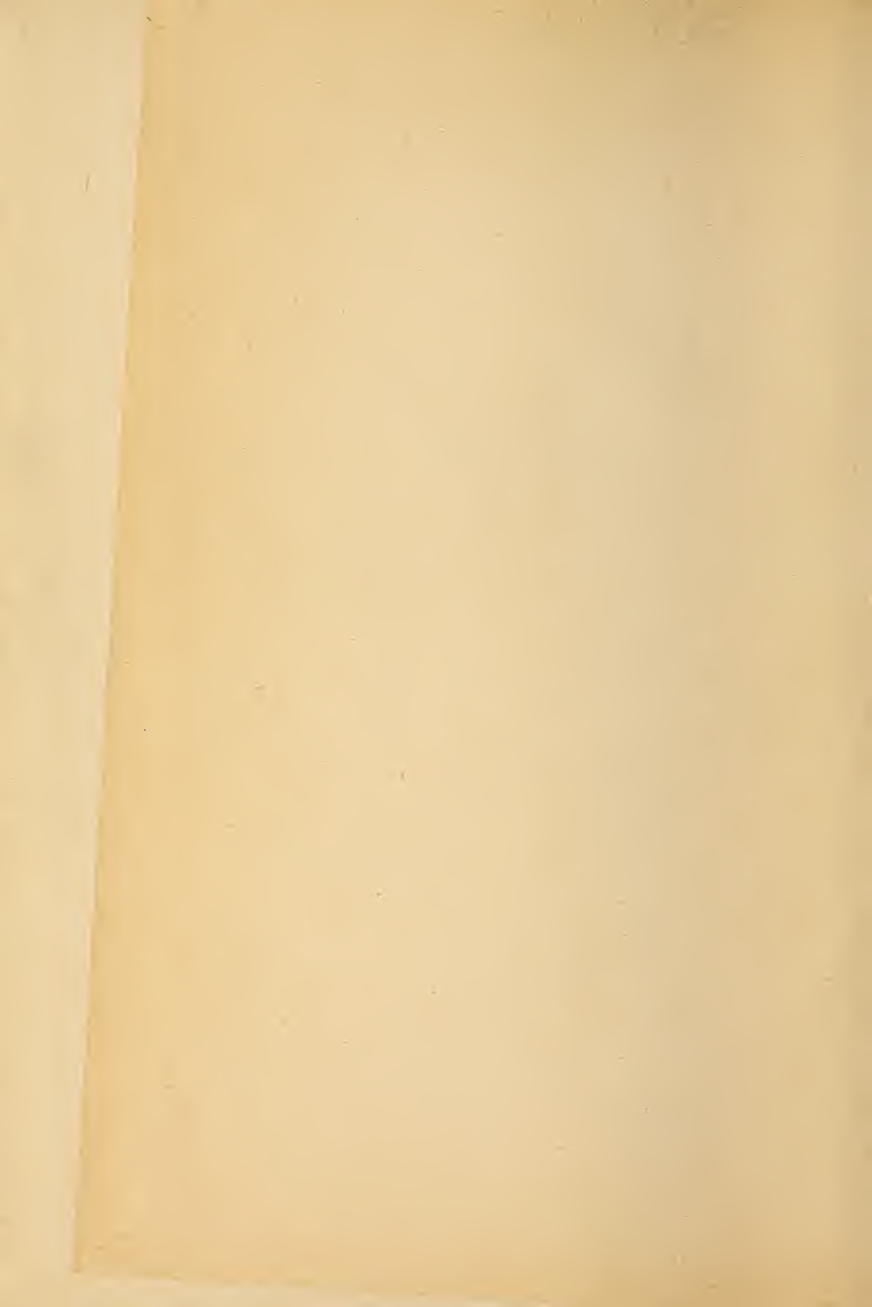
W. Schmidt

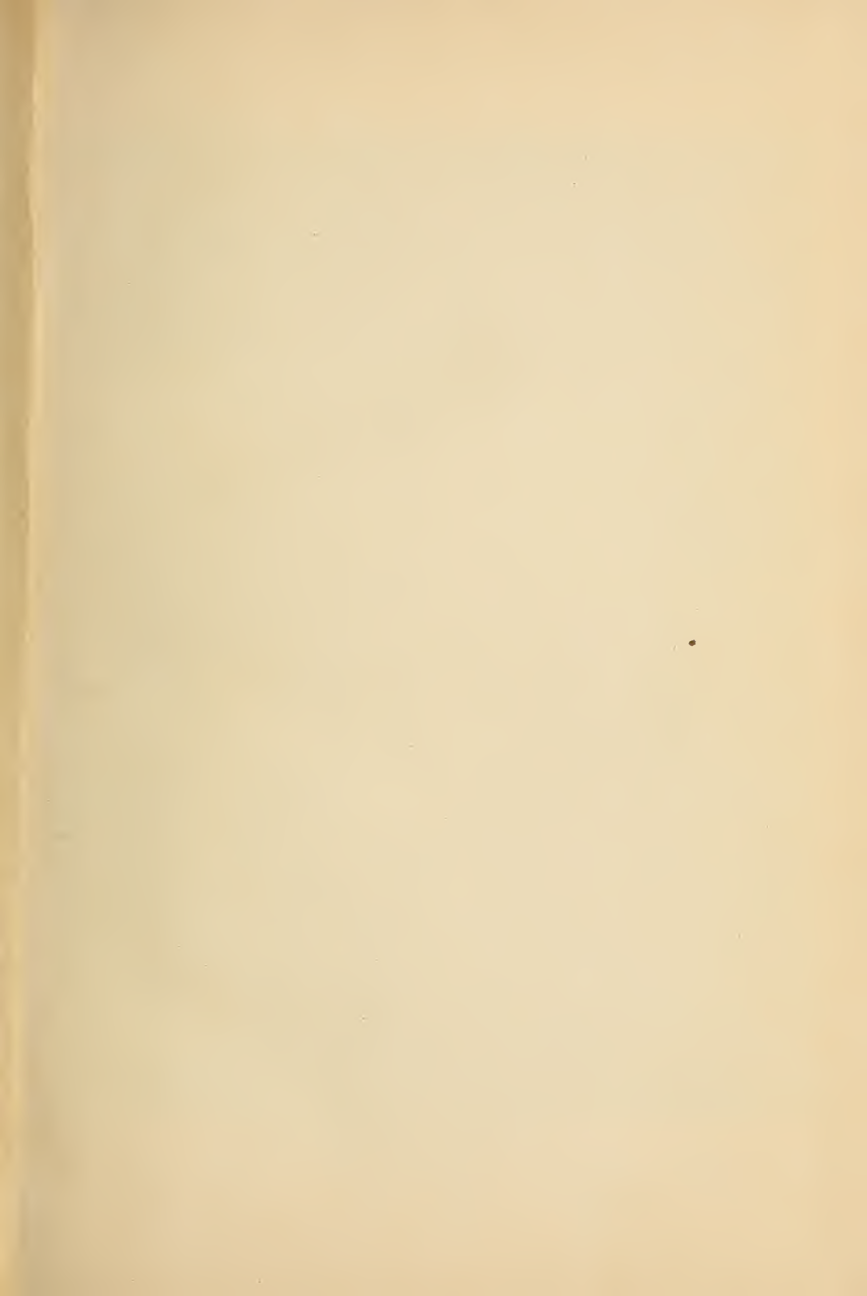

2nd COPY DELIVERED TO THE
JAN 23 1898
Library of Congress.

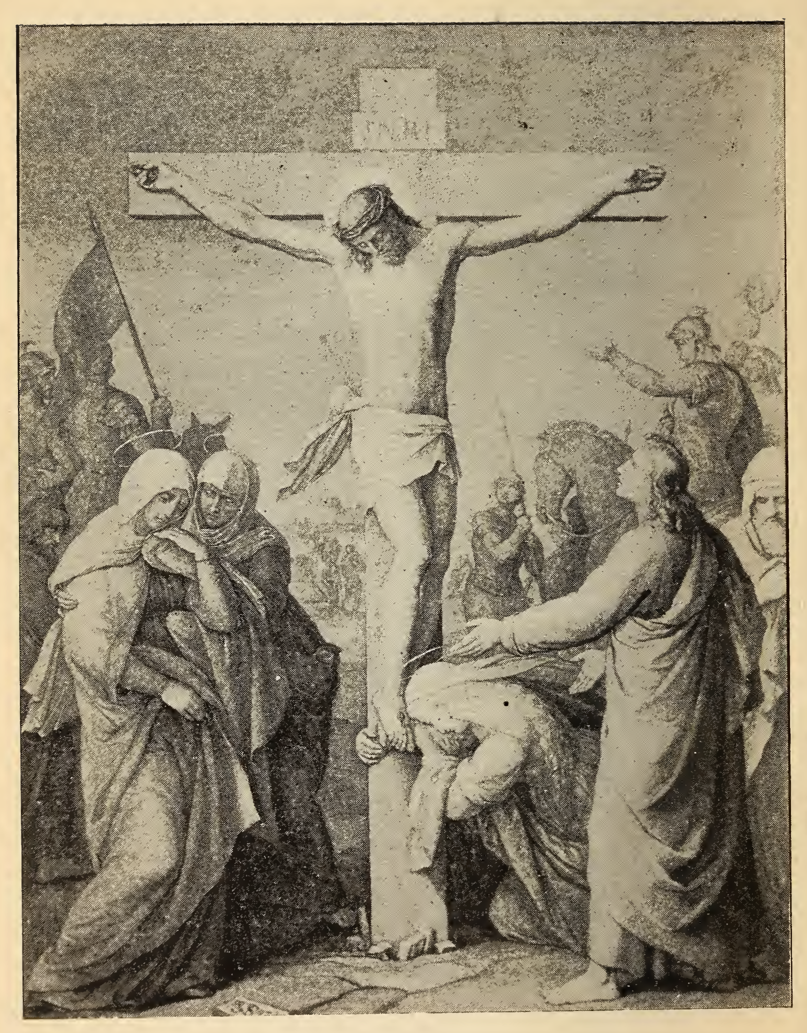










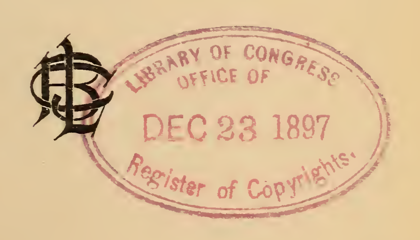


Die Kreuzigung Jesu.

Sieghardus

Der Hauptmann der beim Kreuze stand.

Original Erzählung
von
Prof. W. Schmidt,
St. Paul, Minn.



Columbus, Ohio:
Lutherische Verlagshandlung.

684.

Inhaltsverzeichnis.

Im deutschen Wald.

In der Römischen Kaiserstadt.

In der Jüdischen Königsstadt.

Daheim.



Sieghardus.

Im deutschen Wald.

1. Am Opferstein.

Zu der Zeit, da unser Heiland Jesus Christus auf Erden wandelte, waren unsere deutschen Vorfahren noch arme, blinde Heiden. Sie beteten zu falschen Göttern, die sie sich selbst erdacht hatten, und brachten ihnen sogar Menschenopfer dar. Wohl war ihre Religion nicht so düster und blutig wie die der Drusen in Gallien und Brittannien. Aber sie wußten auch nichts von dem einen großen Opfer, das da in Ewigkeit genug gethan hat für die Sünden aller Menschen. Besonders nach glücklichen Kriegen pflegten sie die vornehmsten Gefangenen den Götzen zu schlachten. Gerade zu der Zeit nun, da Jesus sich vorbereitete, die Welt zu befreien vom geistlichen Joche der Sünde, des Todes und des Teufels, haben unsere deutschen Väter sich in heldenhaftem Kampfe die leibliche Freiheit von dem grausamen Joche der Römer errungen. Die geistliche Freiheit kam ihnen freilich viel später. Was die Juden, die gleich den Germanen unter dem Römerjoche seufzten, damals in fleischlicher Hoffnung von ihrem Messias erwarteten, das ist Armin der Cherusker den Deutschen geworden, ein irdischer Heiland. Was aber die Juden damals verwarfen und die Germanen noch gar nicht ahnten, das ist Jesus Christus ihnen und uns allen geworden, ein geistlicher Retter, der Sünderheiland.

Der Herbststurm des Jahres 9 nach Christi Ge-

burt brauste durch den deutschen Wald und rüttelte an den hundertjährigen Eichen. Er stieß auch an die sieben merkwürdigen Häuser, die sich mitten im Lande der Cherusker am südlichen Abhange des Harzes auf einem kleinen Hügel erhoben. Aber er vermochte diese kleinen, niedrigen Häuser nicht zu bewegen; denn sie waren aus schweren Steinquadern erbaut und mit einer einzigen, riesigen Steinplatte bedeckt. Weit in der Runde war der Urwald ausgerodet; aber das Land war nicht bestellt, es war ein geweihter Ort. Jene Steinhäuser waren die Opferaltäre der Cherusker.*

Nebenan im dunklen Wald befanden sich auch die heiligen weißen Pferde, aus deren Wiehern die heidnischen Deutschen den Willen der Götter zu erforschen suchten. Tempel bauten sie nicht, da sie meinten, man könne die hohen Götter nicht in irdische Gebäude einschließen. Schon manche Volksversammlung hatte diese alten Opfersteine umwogt; schon mancher Kriegsgefangene oder Sklave war auf diesen Altären verblutet. Aber eine solch unübersehbare Menge war doch niemals zuvor hier zusammengeströmt; solche Ströme von Blut waren noch niemals den Hügel hinuntergeflossen, wie es an diesem stürmischen September-Tag geschehen sollte. Da kamen nicht nur die umwohnenden Cherusker herangezogen; die Chatten, die Marsen, die Brukterer und andere Stämme aus dem Herzen Germaniens waren gleichfalls vertreten.

* In der Lüneburger Heide finden sich heute noch einige solcher Steinhäuser. Ihre Zahl soll ursprünglich 7 gewesen sein; doch sind mehrere zerfallen. Auf einem der Steine zeigte man früher einen Eindruck eines Hufeisens. Der Sage nach wollte der Herzog Wittukind im 8. Jahrhundert über die zuckenden Leiber der Geopferten hinsprengen. Aber sein Schlachtroß scheute und schlug den Fuß heftig auf den Stein.

Kamen sie doch von der ersten großen Schlacht, welche die zerstreuten deutschen Stämme gemeinsam geschlagen; von dem ersten großen Siege, den sie gegen ihre Erbfeinde, die Römer, gewonnen hatten. Nur wenige Reiter des Varus waren dem dreitägigen Gemetzel im Teutoborger Walde — vom 9. bis 11. September — entronnen und nach der Festung Aliso geflohen. Was sonst von den 27,000 Römern nicht erschlagen lag, wurde gefangen, um größtenteils als Siegesopfer dem Wodan geschlachtet zu werden. Das war wenigstens die Meinung der meisten Krieger, die sich an diesem Tage den Opfersteinen nahten. Im Siegestaumel wußten sie kein Maß zu halten. Zu furchtbar war die Erbitterung gewesen gegen die mörderischen, nimmersatten Römer, die sich seit 25 Jahren mit List und Gewalt mitten im Herzen Deutschlands festgesetzt und die Freiheit des stolzen Volkes schnöde mit Füßen getreten hatten.

Manche besonnene Männer wollten freilich von einem solchen Massenopfer nichts wissen und warnten vor den Folgen. Der Führer des ganzen Heeres, Armin der Cherusker, die Seele des ganzen Krieges, der größte Feind, den das weltbeherrschende Rom seit dem Karthager Hannibal gesehen, hatte seine Meinung noch nicht gesagt. Wie der 25jährige Mann da auf seinem Streitroß saß, das Herz von Siegesstolz geschwellt, hätte man nicht leicht in der weiten Welt einen schöneren, stattlicheren Mann denken können. Er war eine echt niederdeutsche Kernnatur. Aus seinen feurigen blauen Augen blitzte nicht nur der wilde Mut, der jedem Germanen eigen war; auch ein hoher Geist sprach aus seinen Zügen, und in der That vereinte er in seinem Gemüt die seltensten Eigenschaften. Er war ein Heerführer, wie Deutschland bis zu den Zeiten der Völkerwanderung keinen zweiten

hervorgebracht hat. Er war ein zündender Redner, der mit seinen Flammenworten auch die Lauen und Widerstrebenden mit fortriß. Seine Vaterlandsliebe war wahrhaft groß; dabei verband er die List und Schlauheit des Barbaren mit der Bildung und Klugheit der Römer.

Mehrere Jahre hatte er nebst seinem Bruder Flavus im römischen Heere gedient. Für seine Tapferkeit in pannonischen Kriegen, im heutigen Ungarn, war er zum römischen Bürger und Ritter gemacht worden. Freilich, die sprichwörtliche germanische Treue hat er dem Varus in wahrhaft schändlicher Weise gebrochen. Rom schwelgte eben in dem glänzenden Triumphzug des Germanicus, der die Pannonier nach jahrelanger Empörung unter Strömen von Blut zur Ruhe gebracht hatte. Da erscholl in all den Festesjubel hinein wie ein Schrei aus dem Grabe der Ruf: „Varus liegt mit seinem ganzen Heer im Teutoburger Walde erschlagen!“

Entsetzen ergriff die gewaltige Roma, Wahnsinn den alten klugen Staatsmann Augustus. Mit dem Kopfe rannte er gegen die Wand und rief einmal ums andere: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Das hatte Armin gethan. Sich ganz in des arglosen Römers Vertrauen einzuschmeicheln, ihn noch im Spätjahr zu einem weiten Kriegszuge aufzustacheln und selbst zu begleiten, bis das Netz des Verrats zugezogen war: das erforderte eine Verschlagenheit und Gewissenlosigkeit sondergleichen. Freilich war es die glühende Vaterlandsliebe, die ihn dazu trieb. Ein Dichter läßt auch den Varus, ehe er sich in sein Schwert stürzt, dem anstürmenden Armin zurufen: „Ist das Germanentreue, Arminius?“ und den Armin antworten: „Nein, Römertreue ist’s, Quintilius Varus!“ Und ein ungläubiger Schrift-

steller meint spottend, mit der christlichen Moral, die dem Feinde auch den andern Backen darbietet, wären die Germanen vor den Söhnen der Wölfin* übel gefahren. Er vergißt, daß die christliche Kirche mit eben dieser Moral das römische Reich viel eher eroberte, als das germanische Schwert es vermochte. Doch so weit Menschen sehen können, ist Armin der Retter Deutschlands vom Römerjoch gewesen, der Ruhm soll ihm auch bleiben. — Vielleicht hätte er auch die meisten römischen Gefangenen an diesem rauhen Herbsttage vom Opfertode retten können, vielleicht aber auch nicht. Die alten germanischen Krieger hatten nämlich noch lange nicht die erste Pflicht des heutigen deutschen Soldaten gelernt, Gehorsam. Nun ritt aber einer aus dem Gefolge Armins auf ihn zu, ein deutscher Recke, der fast den Führer noch überragte, und sprach mit unwilliger Stimme: „Du solltest dies Massenopfer verbieten, Armin! Mögen die Römer noch so unmenschlich hausen, sie bringen doch den Göttern keine Menschenopfer dar. Wir zeigen uns dadurch wieder als echte Barbaren, wie sie uns immer schelten. Durch diese nutzlose Grausamkeit werden wir den unauslöschlichen Haß der ganzen Römerwelt auf uns laden. In früheren Kriegen hat man doch nur einzelne Gefangene geopfert, die meisten zu Leibeigenen gemacht. Warum nun heute die Hunderte schlachten?"

Einzelne Krieger gaben den ernsten Worten Beifall; die meisten aber schrieen laut dagegen. Armin wartete, bis sich der Sturm ein wenig gelegt hatte; dann antwortete er dem riesigen Mahner: „Auch ich habe keinen Gefallen am Abschlachten der wehrlosen

* Romulus und Remus, die sagenhaften Gründer Roms, sollen von einer Wölfin gesäugt worden sein.

Gefangenen, Wulfram; aber es wäre thöricht, dem Willen der Menge hier zu widersprechen. Und dann" — trotzig warf er bei diesen Worten das stolze Haupt zurück — „mögen sie uns Barbaren schelten; sie sind die blutigsten Barbaren der Welt. Unersättlich verschlingen sie die Völker der Erde. Wie hat Cäsar vor 60 Jahren in Gallien gehaust! Nicht nur Hunderte von Gefangenen wie hier, nein, Zehntausende hat er manchmal zusammenhauen lassen. In Pannonien habe ich selbst gesehen, wie sie ganze Dörfer und Städte ausgemordet und im ganzen Lande die Ruhe des Friedhofs hergestellt haben. Und haben sie unser etwa geschont? Haben sie hier nicht auch wehrlose Weiber und Kinder gemordet? Und haben sie nicht, was schlimmer ist als der Tod, freie Männer mit ihren Ruten gezüchtigt? Ihren unauslöschlichen Haß haben wir doch schon. Mögen sie uns hassen wenn sie uns nur fürchten! Das Opfer nehme seinen Lauf!"

Brausender Beifall erscholl in der Runde; Wulfram zog sich finsteren Blickes zurück. Und nun entrollte sich ein wildes, furchtbares Bild. Bis an den Fuß des Hügels standen dichtgedrängt die Scharen der Krieger. Ihr bloßer Anblick war genügend, die armen Gefangenen erbeben zu machen. Als Kleidung trugen die hohen Gestalten meistens Tierfälle. Nur einige der Vornehmeren zeigten schon gewebte Kleider. Auf dem Haupte trugen sie die Kopfhaut wilder Tiere. Da ragten die Auerochsen Hörner neben offnen Bären- und Wolfsrachen empor. Nur einige Edle trugen schon den Flügelhelm. Darunter floß das lange blonde Haar ungekämmt über Stirn und Nacken herab. Nur die Chatten trugen das ihre in einen Knoten gebunden. In der Linken trugen alle einen hölzernen Schild, mit Tierfellen überzogen. Als Waffen führten die ost- und nordwärts woh-

nenden Deutschen das kurze Schwert, Sachs genannt, und die Framja, einen langen Spieß mit schmaler Eisenspitze. Manche hatten auch noch den alten deutschen Ger, eine lange Stange, deren Spitze im Feuer gehärtet war, da das Eisen fehlte. Die Rheindeutschen führten außerdem den schweren Steinhammer, gleich gut geeignet zum Schlag wie zum Wurf.

Vom Fuße des Hügels bis in den Wald hinein standen diese wilden Gestalten um die Opferaltäre, nach Völkern, Geschlechtern und Sippen geordnet. Junge Krieger schleppten die gefesselten Gefangenen herbei. Sie boten einen jammervollen Anblick. Der Rüstung und eines großen Teiles der Kleidung waren sie längst beraubt. Nach den furchtbaren Mühsalen der drei Schlachttage waren sie nun mehrere Tage der rohesten Behandlung ausgesetzt gewesen. Dabei hatte es vielmehr Stöße und Schläge gegeben als Nahrung. Manche von ihnen, besonders die Richter und Sachwalter, denen man am meisten grollte, mußten vor der Opferung erst noch grausame Marter erdulden. So riß man z. B. einem die Zunge aus mit den Worten: „Nun zische, du Natter, wenn du noch kannst!“ Dennoch zeigten die meisten Römer, ihres Volkes würdig, eine große Todesverachtung. Sie wußten, was ihnen bevorstand und baten um keine Gunst. Auf jede Seite der sieben Steinaltäre wurde ein Opfer auf den Rücken gelegt, und zwar so, daß der Kopf über den Rand herunter hing. Dann traten 28 der Aeltesten und Vornehmsten, die bei den Germanen des Priesteramtes warteten, da man einen eigenen Priesterstand nicht kannte, an diese 28 Opfer heran. Die Priester waren in ein langes, weißes Gewand gehüllt, welches die Arme frei ließ. Schneeweiß floß manchem unter ihnen der Bart bis zum Gürtel herab; dennoch warteten sie beinahe freudig

ihres grausigen Amtes. Auf dem Haupte trugen sie Kränze von der merkwürdigen Mistelpflanze, die ja in den Göttersagen der Germanen wie der Kelten in Frankreich und England eine so große Rolle spielt.*

In den erhobenen Händen hielten die Priester alte Feuersteinmesser. So schritten sie in feierlichem Zuge um die Steinhäuser herum. Dabei sangen sie mit dumpfer Stimme nach einer langsamen, eintönigen Melodie den alten Opfergesang:

So bringen wir der Feinde Blut
Den hohen Göttern dar!

Bei dem letzten Wort blieb jeder von dem ihm zunächst liegenden Opfer stehen und durchschnitt oder vielmehr durchhieb ihm den herabhängenden Hals mit dem schweren Steinmesser, daß das Blut hochempor spritzte. Bis zu diesem Augenblick hatte die Menge ein tiefes Schweigen beobachtet, so daß der schauerliche Opfergesang der Priester auch von den Fernsten vernommen wurde. Beim Aufspritzen des Blutes aber war's, als ob plötzlich ein mächtiger Donner durch den Wald erdröhnte. All die vielen Tausend rauher Kriegerkehlen nahmen den Gesang der Priester auf; nur schneller, wilder, rasender klang die Melodie, als sie sangen:

So kühlen wir der Rache Glut
Bei Wodans Steinaltar!

Schnell wurden nun die zuckenden Opfer zur

---

* Diese Schlingpflanze mit ihren auch im Winter grünen Zacken, die sich fast wie Zehen ansehen, und ihren roten Beeren spielt heute noch eine Rolle in England. Die "mistletoe" wird am Weihnachtsabend mitten an der Stubendecke aufgehängt und gewährt den jungen Leuten, die sich darunter fangen und fangen lassen, allerlei ländliche Freiheiten.

Seite geworfen und eine neue Schar Gefangener herbeigeschleppt um in der gleichen Weise abgeschlachtet zu werden. Die alten Priester zogen unermüdlich um die Altäre, obgleich sie schon bis an die Knöchel im Blute waten mußten. Und je länger das grausige Schauspiel dauerte, je rasender wurde der furchtbare Gesang:

So kühlen wir der Rache Glut
Bei Wodans Steinaltar!

Schließlich hatte sich das Heer förmlich berauscht am Blut der Feinde, und das wüste Gebrüll klang fast wie ein trunkenes Jauchzen.

Als aber das grausige Opfer vollbracht war, da machten die heidnischen Deutschen es gerade wie einst die heidnischen Juden in der Wüste Sinai: Sie setzten sich nieder zu essen und zu trinken und standen auf zu spielen. Das Essen dauerte nicht allzulange; denn darin waren unsere alten Vorfahren mäßig. Desto länger dauerte aber das Trinken. Ihre Trinkgelage pflegten ja schon zu gewöhnlichen Zeiten in wüste Saufgelage überzugehen. An diesem Tage aber waren die riesigen Auerochsenhörner, die ihnen als Trinkgefäße dienten, nicht nur mit Bier und Met gefüllt, sondern auch mit feurigem Römerwein, den sie in Menge im Teutoburger Walde und in der Festung Aliso erobert hatten. Da zeigte sich denn auch bald das andere Laster der alten Deutschen, die sonst vor andern Völkern gar manche Vorzüge hatten, die Spielwut. Kleine Stäbe wurden auf einer Seite weiß geschält, geschüttelt und in die Höhe geworfen. Die Anzahl der Stäbe, die mit der weißen Seite nach oben lagen, entschied dann den Sieg. Da setzten nun die freien Deutschen zuerst kleinere Wertsachen, an denen sie freilich nicht viel besaßen. Eigene Münzen

hatten sie nicht, und vom Römergelde kam auch nicht allzuviel in ihre Hände. Vieh war ihr Hauptreichtum. Hatte ein unglücklicher Spieler auch dieses verloren, so kamen Sklaven an die Reihe, wenn er solche besaß. Dann folgten Weib und Kind; denn die Leidenschaft dies Spiels war furchtbar. Dann setzte der Mann das Liebste, was er besaß, seine Waffen, aufs Spiel und schließlich gar sich selbst. Verlor er auch diesen Wurf, so folgte der stolze, freie Mann still und gehorsam dem glücklichen Gewinner als sein Leibeigener; denn sein Manneswort brach er nicht. Auch an diesem Tage wurde mancher freie Mann ein Knecht, der eben in der Varus-Schlacht seinen deutschen Heldenmut bewiesen hatte. Freilich wurden solche deutsche Knechte von ihren Herren gut gehalten. Aber nicht immer nahm das Spiel einen so ruhigen, wenn auch schrecklichen Verlauf. Brach der deutsche Spieler auch sein Manneswort nicht, wenn er klar und unwiderleglich verloren hatte, so gab das Spiel den trunkenen, leidenschaftlich erregten Männern doch nur zu häufig Anlaß zu Streitigkeiten, wo jede Seite im Recht zu sein glaubte. Und da zeigte denn auch die wilde Tapferkeit des Germanen ihre Kehrseite: Die wüste Rauflust, die manchem sonst ganz braven Deutschen heute noch im Blute liegt, besonders im Wirtshaus. Leider blieb es damals nicht bei Maßkrügen und Stuhlbeinen, womit sich die Besoffenen heutzutage zu Schanden schlagen. Dergleichen gab es ja noch gar nicht. Höchstens schmetterte der rauflustige Germane seinem Gegner das schwere Trinkhorn auf die Bärenkappe; dann aber griff er zu Schwert und Spieß und Steinhammer, die ja immer zur Hand waren. Da gab es ja oft Verwundete und Tote genug. Die Mörder aber wurden keineswegs verhaftet und vor Gericht gestellt. Sie hatten nach dama-



Im deutschen Wald.

ligen Begriffen ehrlich gekämpft und gesiegt. Auch bei Wodans Steinaltar bluteten an diesem Tage nicht nur römische Gefangenen. Gar mancher deutsche Recke, der ein paar Stunden vorher noch laut über den Tod der Feinde gejubelt hatte, lag nachts erschlagen im feuchten Grase. Es war noch fast ein Glück zu nennen, daß der starke, ungewohnte Wein bald auch seine dritte Wirkung zeigte. Fröhlich wie Kinder und wütend wie Tiger hatte er die starken Urwalds-recken schon gemacht; jetzt warf er sie auch haufenweise wie Säue in den Kot. Auch nur eine kleine Römer-schar hätte in dieser Nacht furchtbare Rache für die Varus-Schlacht und das Götzenopfer nehmen können. Aber rechts vom Rhein war kein freier Römer mehr zu finden.

2. Im heimatlichen Dorf.

Die Porta Westphalica, allwo die Weser das Gebirge durchbricht, um sich dann gemächlich durch Niederdeutschland der Nordsee zuzuwälzen, zählt zu den schönsten Gegenden des deutschen Vaterlandes. Natur und Geschichte vereinen sich hier, um das deut-sche Gemüt zu bezaubern. Hier war die Geburts-stätte der deutschen Freiheit. Vom Westen her winkt der Teutoburger Wald mit dem Armin- oder Her-mann-Denkmal auf der Groteburg. Am Felsenthore selbst ragt seit kurzem das Kaiser-Wilhelm-Denkmal empor. Heute ist die ganze Gegend mit Städten und Dörfern übersäet. Zur Zeit unserer Erzählung sah es hier freilich gar anders aus. Der Urwald mit sei-nen Rieseneichen und Riesensümpfen bedeckte fast das ganze Land. Nur schwer vermochte die liebe Sonne Eingang zu finden, weswegen auch die Sommer viel kürzer und kühler, die Winter viel länger und kälter waren als heutzutage. Aber in den endlosen Wäl-

dern hausten nicht nur Bären, Wölfe, Auerochsen, Elentiere und dergleichen mehr; es lebten auch Menschen darin, und zwar große, starke, schöne Menschen, unsere deutschen Vorfahren. Freilich, wo heute zehn wohnen, lebte damals kaum einer, sonst hätten sie bei ihrem dürftigen Ackerbau einfach verhungern müssen. Der Hunger trieb sie auch immer wieder ins Römerreich hinein, trotz der furchtbaren Verluste, die sie in dem vierhundertjährigen Kampfe erlitten. Der blasse Hunger hatte viel mehr mit der gewaltigen Völkerwanderung des vierten und fünften Jahrhunderts zu thun als die Wanderlust der Germanen. Schon hundert Jahre vor Christi Geburt waren die Cimbern und Teutonen tief ins Römerreich eingedrungen, wahrscheinlich, weil ihr Heimatsland in Schleswig und Holstein vom Meere hinweggeschwemmt war. Beide Völker wurden nach jahrelangen Kämpfen vernichtet. Cäsar trieb 40 Jahre später ganze Heere von Germanen aus dem Elsaß über den Rhein zurück. Fünfzig Jahre darauf drangen dann die Römer tief in Deutschland ein, und rettungslos schien das weite Land verloren, als Armin endlich sein Volk zum Verzweiflungskampfe entflammte. Der wilde Wald hat allein den Ueberfall des Varus möglich gemacht; der deutsche Wald war überhaupt ein stärkeres Bollwerk als die festesten Städte der Gallier. Der deutsche Wald war der schlimmste Feind der Römer. Den Deutschen selbst aber war der wilde Wald kein Feind, sondern der beste Freund. Sie liebten ihn und lieben ihn heute noch wie kein anderes Volk der Erde. Meistens wohnten die alten Deutschen auf einzelnen Höfen, hier und da auch in größeren Dörfern. In eins dieser Dörfer, welches unweit der Porta Westphalica am linken Ufer der Weser lag und Waldsrode genannt war, führt uns

unsere Erzählung. — Sechs Jahre waren seit der Varus-Schlacht vergangen. Selbst das gewaltige Weltreich Rom hatte Zeit gebraucht, um sich von der furchtbaren Niederlage des Varus zu erholen. Erst im Jahre 14 hatte der römische Feldherr Germanicus, der Neffe des Tiberius, kurze Vorstöße gegen die Marsen östlich vom Rhein unternommen; ins Innere Deutschland war noch kein Römerheer wieder eingedrungen. Der kurze deutsche Sommer des Jahres 15 nach Christo neigte sich seinem Ende zu. Hafer und Gerste, deren unsere Vorfahren zu Speise und Trank bedurften, waren glücklich eingeheimst. Vor dem stattlichsten Hause des Dorfes, welches Wulfram dem Schmied gehörte, stand eine uralte Linde. Hier pflegten sich an schönen Abenden die Dorfbewohner zu versammeln, die Alten zu gemütlichem Geplauder, die Jungen zu allerlei Spiel und Kurzweil. So war's vor Jahrtausenden im deutschen Dorf, so ist's heute, so wird's hoffentlich noch lange bleiben, obwohl heutzutage die großen Städte mit ihren schillernden Vergnügungen so manches fromme, schlichte Dorfkind hinweglocken von väterlichem Herd und väterlicher Sitte, oft hinein ins Elend und Verderben. In Waldsrode ging's an diesem Abend so munter und friedlich zu, als ob es gar keine Römerfeinde gäbe. Die kleinen barfüßigen, flachsköpfigen Jungen und Mädchen tanzten noch einmal den Ringelreigen, ehe sie sich auf den Bärenhäuten in Vaters Hütte zum Schlaf zusammen rollten. Die größeren Jungen übten sich im Laufen und Springen, im Ringen und Speerwerfen und waren stolz auf das Lob der Mädchen. Die Alten saßen auf der Bank oder lagen im Grase. Pfeifen hatten sie noch nicht im Munde; denn die gab's noch nicht. Dafür ging aber das Trinkhorn fleißig von Hand zu Hand. Die Bienen hatten flei-

ßig getragen, und jede Hausfrau hatte einen guten Vorrat von dem beliebten Met im Keller. Auch an Bier war kein Mangel. War's auch gerade kein Hopfbräu, so stimmten die alten deutschen Recken doch keineswegs mit dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus überein, der da meinte, es schmecke wie verdorbener Wein. Die Unterhaltung mußte heiter sein; denn es wurde so oft und so laut gelacht, daß auch die fröhliche Jugend ihre Spiele verließ und sich näher herandrängte. Kein Wunder, der Knecht des Schmieds, der alte lose Wulf, führte das Wort, was er übrigens sehr gerne that. Er rechnete sich freilich noch lange nicht zu den Alten, obwohl er schon hoch in den Dreißigern stand. Von Geburt war er ein freier Mann. Da er aber nicht nur ein großes Maul, sondern auch einen großen Durst hatte, so hatte er sein kleines ererbtes Allod bald verloren. Nun hatte er sich als Höriger an den Schmied verdingt. Er war sonst arbeitsam und brav, und da Wulfram ein guter Herr war, so war Wulf ganz zufrieden mit seiner Lage. Aufschneiden aber mußte er; und er erzählte seine Schnurren so oft, daß er sie schließlich selbst glaubte. Er war auch jahrelang im Römerreich umhergezogen und hatte wirklich manches gesehen.

„Das ist ja alles ganz gut“, so ließ er sich eben vernehmen, „daß wir Deutschen den Göttern keine Tempel bauen, weil man die Götter eben nicht in kleine Häuser einsperren kann. In solchen Tempeln, wie wir bauen könnten, kann auch kein ordentlicher Gott wohnen. Aber da solltet ihr einmal nach der großen Roma kommen. Als ich vor zehn Jahren als Bärenführer dort einzog, sah ich einen Tempel aus Marmorstein, der mit seiner Spitze bis in die Wolken reichte. Ich bin gerade der Kleinsten keiner; aber wie ich die Treppe des Tempels hinaufsteigen wollte,

kam ich mir gerade so vor wie eine Ameise, die den Blocksberg hinaufkriechen will." Stolz schaute er sich dabei im Kreise um. Die Kinder blickten auch voll Verwunderung zu Wulf empor, der solch gewaltige Dinge erzählen konnte. Die andern aber schüttelten lachend die Köpfe, und ein großer, dreister Junge rief ihm gar entgegen: „Nun flunkerst du aber wieder zu arg, Wulf! Wo sollten denn die all die Steine zu dem Tempel hergenommen haben!" „Als mein Schnabel noch so grün war wie deiner, da hätte ich auch wohl so dumm gefragt", antwortete Wulf mit beleidigter Würde. „Was kannst denn du Drei-Käse-hoch davon wissen, der du noch nicht trocken hinter den Ohren bist und niemals aus dem Walde herausgekommen? Ich sage euch, Leute, ihr glaubt gar nicht —"

„Na, laß man gut sein Wulf", fiel ihm da einer der alten in die Rede, „mögen sie ihre Tempel noch so hoch bauen; unsere deutschen Götter bringen sie doch nicht hinein. Da sind wir doch klüger, wenn wir die Götter im freien Walde verehren. Doch weil wir einmal davon reden, Schmied, du könntest uns 'mal wieder die ganze schöne Religion der Väter erklären. Da sind so viele junge Leute, die nur den Wodan, den Thor und noch diesen oder jenen Gott kennen. Auch uns Alten entschwindet so manches, was wir früher vielleicht gut gewußt haben. Du Wulfram, verstehst die alte Runenschrift* hast manches gelesen, manches auch von deiner Mutterschwester, der weisen Frau, gelernt.† Das giebt eine bessere Unterhaltung für

---

* Die alten Deutschen besaßen eine Schriftsprache, die Runen, worin besonders wichtige Dinge auf Holzstäbe oder Steine eingeschnitten wurden.

† Die weisen Frauen oder Seherinnen der Deutschen wurden Wolen genannt und hoch verehrt. Von ihrem Ausspruch hing oft Krieg oder Frieden ab. Eine solche Wole trat

diese ernste Zeit, da der Krieg mit den Römern vielleicht vor der Thür steht.

Nun richteten sich aller Augen auf Wulfram, den Schmied, der da neben der Thür seines Hauses saß und bisher dem Gespräch ruhig zugehört hatte. An der selbst für einen Deutschen jener Tage riesenhaften Gestalt erkennen wir unschwer den ernsten Mann, der bei den sieben Steinhäusern so eindringlich gegen das furchtbare Menschenopfer geredet hatte. Daß das nicht etwa aus Verachtung der alten Götter oder aus Neigung zu den Römern geschehen, wußte jedermann, der ihn kannte. Wenn kein Adeliger zur Stelle war, so war er sogar der Priester jener Gegend. Er hatte auch durch den früheren Verkehr mit den Römern deren Religion kennen gelernt; aber sein Asenglaube stand ihm viel höher. Dazu war er ein Vertrauter Armins, ein Führer gegen die Römer. Bei alledem war er ein ruhiger, fast milder Mann, der jede unnötige Grausamkeit verabscheute. Als der alte Guntharam ihn nun aufforderte, die Religion zu erklären und von den alten Göttern zu erzählen, ließ er sich nicht lange nötigen.

„Wenn ihr es einmal wieder hören wollt, so will ich es euch gerne erzählen“, hob er an zu reden. „Gilt es heutigentages doch mehr als sonst, die alten deutschen Götter zu verehren und um Hülfe anzuflehen. Schon hatten die Römer nebst ihren Burgen ja auch ihre Tempel in unsern Wäldern erbaut, gerade als ob ihr Jupiter mächtiger wäre als unser Wodan. Aber ihre Altäre sind mit ihren Burgen gefallen; im Teutoburger Walde haben ihre olympischen Götter

---

dem Drusus auf seinem dritten Zuge durch Deutschland entgegen und drohte ihm Unheil. Wirklich verletzte sich Drusus bald danach bei einem Sturz vom Pferde und starb im deutschen Walde, in den Armen seines Bruders Tiberius.

sich vor unsern Asen gebeugt. Varus hat das Vorüberbrausen der wilden Jagd in unsern deutschen Eichen gehört und sich darob vor Entsetzen in sein eigen Schwert gestürzt. Doch nun höret mit Andacht die Göttersage, wie sie uns von den Altvordern überliefert ist.*

Vor allem war Alfadir, der Unsichtbare, Unveränderliche. Aus Giungagap, einem leeren Raum, schuf er die Welt und spaltete sie mit seinem Blick in zwei Teile, ein Lichtreich, Muspelheim, und ein Nachtreich, Nifelheim. Ueber das Lichtreich setzte er den Satur, über das Nachtreich die grimme Hela (Hölle). Als nun das Lichtreich vom Süden her seine warmen Strahlen ins Nachtreich sandte, schmolz das Eis und fiel in den leeren Raum. Daraus entstand dann der böse Riese Ymer und die gute Kuh Audhumla, die den Riesen säugte. Von Ymer stammen Reimthursen, der Frost, und all die bösen Riesen. Audhumla lebte vom Lecken des Eises. Und sie leckte so lange, bis sie den Gott Buri herausgeleckt hatte. Dessen Sohn war Bur; seine Enkel aber hießen Wodan, Vili und Ve. Die erschlugen den herrschsüchtigen Ymer, und aus seinen Körperteilen entstand die Welt.

* In wunderlichem Widerspruch mit ihrem eigenen Götterglauben hielten die alten Deutschen, wie alle Heiden, ihre Götter durchaus nicht für die einzigen. Sie glaubten einfältiglich, jedes Land habe seine eigenen Gottheiten. Nur wollte dann natürlich jedes Land die besten, stärksten Götter haben. So glaubten ja schon Babylonier und Assyrier, daß Jehovah wohl ein Gott sei, aber lange nicht so mächtig wie ihr Bel. Wurde ein Heidenvolk geschlagen, so erlitt auch sein Glaube meistens einen argen Stoß. Die deutsche Göttersage ist unstreitig die tiefsinnigste und sittenreinste aller Heiden. Finden sich doch sogar Anklänge an den Gott der Bibel und Ahnungen von einer endlichen Wiederbringung aller Dinge, einer seligen Auferstehung, in den Sagen vom Allvater und Baldur.

Aus seinem Schädel wurde das Himmelsgewölbe, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Blut das Meer; aus seinen Knochen entstanden die Felsen. Wodan ist der höchste Gott; mit den zwölf Asen regiert er die Welt. Er ist der Allwaltende, der mit seinem einen Auge aus einem Fenster seiner Himmelsburg herabschaut auf die Erde. Er ist der Gott des Kriegs und der Vater der Saga, der Göttin der Lieder. Auf seinen Schultern sitzen die beiden Raben Hergum und Munin, welche er aussendet, ihm anzusagen alles, was geschieht. Manchmal jagt er auch auf grauem Roß in schwarzem Mantel durch die Lüfte. Gewiß habt ihr alle schon seine wilde Jagd gehört; vielleicht haben einige von euch auch den wilden Jäger schon vorbeirasen sehen."

Laute Beistimmung erfolgte von allen Seiten. Wie echte Kinder der Natur glaubten unsere heidnischen Väter in dem Brausen des Sturmwindes und dem Aechzen der Eichen das Hallo der wilden Wodansjagd zu vernehmen. Und manche fahle Wolke mußte ihnen den schwarzen Mantel und das graue Roß des wilden Jägers zeigen.

„An Wodans Seite", so fuhr nun Wulfram fort in seiner Rede, „sitzt seine Frau Frea oder Hulda, auch Frau Holle genannt, die Göttin der Ehen, die für Haus und Hof sorgt. Zwei Söhne Wodans sind mit ihm die Höchsten, Ziu, der einarmige Schwertgott, und Thor, der Donnergott. Dem Ziu hat der Sohn Lokis, der Fenriswolf, die gemeine Gier, die Hand abgebissen. Thor oder Donar schleudert bei Gewittern seinen Streithammer Miöllner auf die Erde herab, der aber gleich wieder in seine Hand zurück fliegt. Hertha ist die Göttin der Erde; ihre freundlichen Kinder sind Freier, der Gott des Ackersegens, und Freia, die Göttin der Liebe, welche die Milchstraße als Hals=

schmuck trägt. Baldur der Gott des Lichts und des Frühlings, war der schönste unter den Göttern, aber der blöde Hödur, von dem Riesensohne Loki, dem Gott der Zwietracht, angestiftet, hat ihn erschlagen. Doch wird er einst auferstehen. Braga, der Gott der Dichtkunst, singt seine göttliche Lieder zum Spiel der goldenen Harfe. Das sind die guten Götter. Außer diesen hohen Asen giebt es aber noch andere göttliche Wesen, z. B. die drei Nornen, welche einem jeden Menschen den Schicksalsfaden spinnen. Da sind auch noch Snotra, die Göttin der Schamhafitgkeit, und Gefiona, die Göttin der Unschuld, welche beide die holdselige Freia begleiten und auch unsere ganze Jugend begleiten sollten. Und endlich kommen die besten Freundinnen unserer Männer, die Walkyren oder Schlachtenjungfrauen, welche die Seelen der im Kampf gefallenen Helden auf ihren schnellen Rossen in Wodans prachtvolle Burg Walhalla tragen, allwo sie ein ewiges Freudenleben genießen, kämpfen nach Herzenslust, von einem Rieseneber schmausen und aus goldenen Hörnern den Met der Götter trinken."

Wulfram, gewöhnlich so ruhig, war selbst begeistert geworden von seiner eigenen Erzählung, vielmehr noch seine Zuhörer. Lauter Beifall erscholl in der Runde. Die starken Männer reckten die sehnigen Arme, als ob sie Kampf und Kriegertod kaum erwarten könnten; die Knaben erröteten vor Scham, daß sie noch nicht zu solchen Heldenthaten reif seien, und selbst den schwachen Greisen trieb die Angst vor dem Strohtot und die Sehnsucht nach heldenhaftem Kriegertod das träge Blut schneller durch die Adern. Die alten Heiden verstanden es schon ebensogut wie die heutigen Muhammedaner, sich den Himmel in sinnlichen Farben zu malen. Auch die ewigen Jagdgründe unserer heidnischen Indianer erinnern an die Walhalla der

Germanen. Gerade darin beweist sich die Bibel wieder als Buch aller Bücher, als Gottes Wort, daß sie den Himmel nicht mit irdischen, sinnlichen Farben malt, sondern darin eine keusche Zurückhaltung bewahrt. Daß der natürliche Kampfesmut unserer Vorfahren durch einen solchen Glauben mächtig gestärkt wurde, wer könnte das leugnen? Immer wieder entsetzten sich die römischen Soldaten, die doch wahrlich auch keine Feiglinge waren, vor dem „Furor Teutonicus“, dem unbändigen Schlachtenzorn, dem rasenden Heldenmut der Germanen, der thatsächlich Wunden und Tod entgegenjauchzte. Die unvergleichliche Tapferkeit unserer Väter war beides, Naturgabe und religiöse Begeisterung.

Nachdem der brausende Beifall, den die Erwähnung Walhallas erweckt hatte, sich einigermaßen gelegt hatte, fragte der alte Guntharam wieder: „Woher stammen denn die Menschen?“

„Sie stammen von einem Paar, welches Affadir aus einem Eschen- und Erlenklotz bildete“, erzählte Wulfram weiter. „Zuerst waren sie gut; durch die Götter aber kam das Böse in die Welt, weil sie sich durch thörichte Vermischung mit den Riesen immermehr verderbten. Die meiste Schuld hatte der böse Loki, der Gott der Zwietracht, der sich selbst unter sie eindrängte und sie verführte. Außer den Göttern und Riesen giebt es noch die Elfen im Walde. Die Lichtelfen sind den Menschen wohlgesinnt und thun den Kindern Gutes; die Schwarzelfen aber sind verschmitzte, häßliche Zwerge, welche das Gold und Silber in den Bergen hüten und als Kobolde den Menschen allerlei Schabernack spielen.

„So besteht denn das Weltall aus sechs Reichen oder Heimen: Asaheim oder Asgard, die Heimat der Götter; Mannaheim, die Heimat der Menschen; Jä-

tunheim, der Riesen; Alfheim der Elfen; Muspelheim, das Lichtreich hoch oben, und Niflheim, das Nebel- und Nachtreich, die Hölle, tief unten. Droben in Asaheim, wohin von Mannaheim die Regenbogenbrücke führt, steht Walhalla, wo auch wir einst unsere Heldenthaten singen hören werden. Die ordentlichen Weiber und Kinder haben ihre Wohnung neben der Walhalla. Die nicht im Kampf gefallenen Männer aber, besonders die Feigen, Ehrlosen, und alle Schlechten müssen nach dem Tode in den Abgrund von Niflheim, wo Schlangen um sie zischen und ihr Gift über sie ausspritzen."

„Aber wird diese Welt immer bestehen?" fragte hier ein Jüngling. „Nein", sagte Wulfram; „einst wird sie untergehen, niemand weiß, wie bald. Die sechs Heime werden zusammengehalten durch einen ungeheuren Baum, die Weltesche Ygdrasyll. Aber an deren Wurzeln liegt seit alter Zeit ein Drache, und auf deren Gipfel sitzt ein Adler, zwischen denen ein haderstiftendes Eichhörnlein immer auf- und abläuft. Der Drache nagt grimmig an den Wurzeln des Weltenbaums. Mittlerweile werden Götter und Menschen und alle geschaffenen Wesen immer schlechter. Der Drache nagt immer fort, und wenn er die Wurzeln abgenagt hat, dann stürzt der Weltenbaum ins All herab. Ein furchtbarer Kampf erhebt sich zwischen den Riesen und den Göttern; die Götter sterben, alles braust durcheinander. Von Muspelheim fällt Feuer herab es verbrennt die ganze Welt, und nur ein großer Rauch bleibt übrig. Das wird sein Ragnaruk, Götterrauch. Danach aber wird Baldur auferstehen, und Alfadir wird eine neue Welt schaffen, in der es kein Uebel mehr giebt. — Das ist unsere Götterlehre."

Gespannt hatten alle den Worten des weisen

Schmieds gelauscht. Der Schluß seiner Erzählung, besonders die Erinnerung an den Weltenbrand und Ragnaruk, da auch die Götter untergehen würden, hatten eine sehr ernste Stimmung erzeugt, die nur wenig durch die unbestimmte Sage von einer neuen Welt gemildert wurde. Man wünscht sich bald gute Nacht, und still gingen alle in ihre Hütten, die mit den Blockhütten unserer amerikanischen Hinterwäldler viel Aehnlichkeit hatten. Nur Fenster und Fußboden fehlten. Jene wurden durch schwere Laden ersetzt, dieser durch den hartgestampften Grund. Mitten im kleinen Heim befand sich der Herd, eine offne Feuerstelle, wo die Mutter in groben irdenen Töpfen die Hauptkost, den Haferbrei, bereitete. Brot gab es noch wenig, wohl aber Milch und Käse und Fleisch von zahmen und wilden Tieren. Hausrat war auch wenig vorhanden. Ein roh gezimmerter Tisch und ein paar ebensolcher Bänke, das war so ziemlich alles. Doch nein, die Hauptsache müssen wir nicht vergessen, die schönen, weichen Bärenfelle, die dort in der Ecke lagen und zum Lager dienten, und zwar nicht nur bei der Nacht. So unermüdlich nämlich der freie Germane im Krieg und auf der Jagd war, daheim überließ er gern die Arbeit im Hause und auf dem Felde der Frau und den Knechten, während er tagelang die Bärenhaut drückte. Darin ist es seit der Einführung des Christentums freilich viel besser geworden. Der deutsche Mann ist heute einer der fleißigsten in der Welt. Aber es giebt doch noch so manches, darin uns unsere Altvordern zum guten Beispiel dienen können. Da war ihre Gastfreundschaft, die selbst mit dem Feinde, der einmal ins Haus getreten war, den letzten Bissen teilte. Da war ihre Wahrheitsliebe, die jede Lüge für eine Schmach hielt. Da war vor allen ihre Keuschheit. Obgleich die Geschlech=

ter in dem einen kleinen Raum der Hütten zusammen aufwuchsen, kam Hurerei oder gar Ehebruch fast niemals vor; so streng war die Sitte. War aber doch einmal ein Paar in die Sünde der Unzucht gefallen, so wurde es von den nächsten Verwandten zusammengebunden, in einen Sumpf geworfen, mit Strauchwerk bedeckt und elend hineingestampft. Diese hehre Keuschheit hat unseren Vorfahren auch die Riesenkraft so lange bewahrt. Die viel kleineren, aber auch viel unsittlicheren Römer kamen gar nicht aus dem Staunen und Verwundern heraus, wie in diesen kleinen Hütten und bei so magerer Kost solche Riesenleiber heranwachsen konnten.

Als die Nachbarn heimgegangen waren, wollte sich auch der Schmied erheben, um sich mit den Seinen zur Ruhe zu begeben. Seine Familie war nur klein für eine deutsche. Hat es doch trotz aller sonstigen Not im lieben Vaterlande noch nie am Kindersegen gefehlt. Ja, dieser reiche Kindersegen war den alten Römern vor 2000 Jahren schon ebenso furchtbar wie ihren heutigen Nachfolgern, den Franzosen. Wieder und wieder berichteten sie, daß sie diesen oder jenen deutschen Stamm vernichtet hätten. Kamen sie aber nach 30, 40 Jahren in dieselbe Gegend, so fanden sie ebensoviele tapfere Vaterlandsverteidiger wie vorher. Wulfram aber waren mehrere Kinder früh gestorben. Nur das älteste, ein fünzehnjähriger Knabe, und das jüngste, ein fünfjähriges Mädchen, waren ihm geblieben. Den Knaben hatte er Sieghard genannt; nicht weil irgend ein Verwandter so hieß, sondern weil er auch in schwerer Zeit den Glauben an den endlichen Sieg seines Volkes nicht aufgeben wollte. Und als er von der Varus-Schlacht heimkehrte, und seine Frau Friedberta ihm ein neugeborenes Mägdlein entgegenhielt, da rief er in der Freude über den lang erhofften,

endlich erlangten Sieg aus: Sieglind soll sie heißen! Er war ein geschickter Waffenschmied; selbst die Edlen seines Stammes kamen zu seiner Schmiede. Seit der Varus-Schlacht gab es ja Eisen genug. So war er denn zu einem ziemlichen Wohlstand gelangt. Der alte Wulf besorgte mit Friedberta das Feld; Sieghard half tüchtig in der Schmiede und schwang den schweren Hammer, daß des Vaters Herz sich freute. Er war der schönste, stärkste Knabe seines Alters. „Wenn du so weiter wächst", pflegte der Vater oft zu sagen, dem Jungen die Hand aufs Haupt legend, „dann wirst du deinen Vater eines Tages noch überragen; und ich bin doch der größte Mann weit und breit." In allen Leibesübungen der Jugend war er der Erste im Dorf. Dennoch hatte er das ernste, fast träumerische Gemüt des Vaters geerbt und horchte gerne auf dessen weise Rede. Mit klopfendem Herzen und hochroten Wangen hatte er der alten Göttersage gelauscht. Als nun der Vater sich anschickte, ins Haus zu gehen, faßte Sieghardus ihn beim Arm und bat: „Erzähle mir doch noch mehr von dem letzten Kampf der Riesen und der Götter!" Da es ein so schöner Mondscheinabend war, so ließ der Vater sich leicht erbitten. Er setzte sich wieder auf die Bank. Aber da kam auch schon klein Sieglind auf seine Kniee geklettert, streichelte ihm den fußbreiten Bart und bettelte: „Nicht von den bösen Riesen, vom schönen Baldur sollst du uns erzählen." Da glitt ein glückliches Lächeln über das ernste Gesicht des Mannes. Er zog das liebliche Kind an seine breite Brust, küßte ihm die lang herabfließenden gelben Locken und sprach: „Dann muß ich wohl zuerst von dem schönen Götterliebling erzählen; sonst fallen meinem kleinen Liebling die blauen Aeuglein zu. Doch spielt die eine Geschichte ja auch in die andere hinüber. Der Mutter

Baldurs war geweissagt worden, ihr Sohn würde mit einem Pfeil getötet werden. Da ging sie hin und beschwor alle Geschöpfe, daß sie ihrem lieben Sohne nichts thun möchten. Nur die Mistel, die kleine schwache Schlingpflanze, hatte sie übersehen. Da nahm der böse Loki einen Distelzweig und machte eine Pfeilspitze daraus. Den also gespitzten Pfeil gab er Hödur, dem blöden, dummen Gott des Winters. Als nun eines Tags die Götter sich verlustierten und mit allerlei Geschossen auf den schönen Frühlingsgott Baldur warfen, prallten alle ab. Baldur lachte nur dazu. Da aber kam Hödur mit seinem Mistelpfeil und schoß ihn tot." „O der böse, böse Loki!" fiel Sieglind hier schluchzend ein. Der Vater aber fuhr fort: „Da weinten alle Götter und Seligen um ihn. Ja es weinten alle Geschöpfe, Menschen und Tiere, Bäume und Steine und weinen noch, wenn der Frühling kommt und den Frost aus der Erde zieht. Der böse Loki wollte entwischen, indem er sich in einen Fisch verwandelte und in das Meer sprang. Aber er wurde gefangen und gebunden bis zum großen Tag des Gerichts. Hödur wurde von Bali, Wodans Sohn, erschlagen. Nun Baldur tot ist, geht das Verderben weiter seinen Gang. Der Stern der Götter erbleicht, ihre Kraft welkt immermehr dahin. Der Apfel der Iduna schützt sie nicht mehr vor dem Alter wie bisher. So haben die Riesen denn endlich leichtes Spiel, wenn die große Weltesche stürzt und der letzte große Kampf anhebt. Die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt, die Berge stürzen zusammen und begraben die Menschen, das Meer tritt über seine Ufer. Alle Götter kommen um. Lokis Sohn der Fenriswolf, tötet Wodan; die Mitgardschlange tötet Thor, der den Anbau der Erde regierte. Die ganze Welt samt Asgard, der Götterburg, wird von Surtur dem

Schwarzen, dem König der Feuerriesen, in Brand gesteckt, Muspilli, der große Weltenbrand, bricht aus.

„Aber nicht für immer ist alles aus. Gimil, eine neue Erde, steigt aus dem Meere auf. Die schwarze Hel, die sonst nichts herausgiebt und alles aus der großen Schüssel speist, die Hunger heißt, muß doch den Baldur herausgeben, der auf die Erde zurückkehrt und hier ein Reich des Friedens gründet."

Stille herrschte unter der Linde vor der Schmiede. Klein Sieglind hatte von dem letzten Teil der Erzählung wenig verstanden; der Sandmann begann schon die blauen Aeuglein zu füllen. Sieghard aber lehnte in tiefes Sinnen verloren am Stamm des Baumes. Auf einmal wandte er sich zum Vater mit der Frage: „Kommt er bald, der Ragnaruk, der Weltenbrand? Und wenn er kommt, werden auch wir in Baldurs Friedensreich wieder leben, nachdem wir mit der alten Welt untergegangen sind?" Betroffen fuhr da Wulfram zusammen. Die schwersten Gedanken, die ihn selbst plagten, wie kamen die schon in das Herz seines Sohnes, eines Knaben? Er ahnte ja, wie viele Deutsche seiner Zeit, den baldigen Untergang der germanischen Götterwelt, die doch einmal dem Ragnaruk verfallen war. Er klammerte sich an die Baldursage; denn er brauchte einen neuen Himmel, nachdem der alte ins Wanken geraten, und einen neuen Gott, nachdem die alten Götter dem Untergang geweiht waren. Aber wie nebelhaft war doch auch diese Sage, wie hatte er sich schon längst nach mehr Licht gesehnt! Eifrig hatte er die Religion der Römer erforscht. Aber er war abgestoßen worden von ihrer Schamlosigkeit und trostlos gelassen von ihrem Fatum, dem Schicksal, das endlich auch die olympischen Götter hinwegfegen sollte, aber nichts, rein gar nichts dafür setzte. Da hatte seine deutsche Göttersage doch wenig-

stens die Ahnung einer Auferstehung, einer neuen Erde, und darum schloß er seine alte Religion wieder tiefer ins Herz. Aber die ernste Frage Sieghards mußte beantwortet werden, so schwer es dem Vater auch wurde, da er, der arme blinde Heide, sie selbst nicht lösen konnte. „Mein lieber Sohn“, sprach er nach einer längeren Pause, „wann der Weltenbrand kommt, weiß niemand; es mag noch lange währen. Du brauchst darüber noch nicht zu grübeln. Auch über Baldurs Reich weiß man nichts Bestimmtes; doch ist es unser letzter Trost. Freue du dich nur der gegenwärtigen Zeit. Noch steht Walhalla und empfängt die deutschen Helden. Und ein Held wirst du werden; das hoffe ich, das lese ich in deinen Augen. Das Vaterland wird starker Söhne bedürfen, vielleicht bald. Und sollte ich einst kämpfend fallen, dann tritt du an meine Stelle.“ Da flammte es auf in den Augen des Knaben, kühner Mut blitzte daraus hervor; so hatte der Vater noch niemals zu ihm geredet. Vergessen waren die schweren Gedanken an Ragnaruk und Baldurs Reich, wenigstens für den Augenblick: die jugendlichen Glieder streckend, rief er feurig aus: „Vater, wenn die Erbfeinde wieder kommen, dann kann ich auch schon kämpfen; und falle ich im Kampfe, dann tragen die Valkyren auch mich zur Götterburg.“

Die Mutter, welche bisher still neben dem Vater gesessen und dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte, zuckte bei diesen Worten ihres Sohnes zusammen und sprach: „Ach redet doch nicht immer vom Kämpfen und Sterben! Was sollte dann aus mir und Sieglind werden, wenn ihr dahin wäret!“ Sieghard schwieg errötend; es that ihm leid, der lieben Mutter wehe gethan zu haben. Auch Wulfram blieb stumm. Nur drückte er der treuen Lebensgefährtin warm die Hand. Klein Sieglind jedoch, die bei den lebhaften

Worten des Bruders wieder ganz munter geworden war, fragte plötzlich: „Kommen die kleinen Mädchen auch in die schöne Walhalla, wo Siegharb hin will?“ Zum zweitenmal an diesem Abend war der weise Wulfram betroffen von der Frage eines Kindes. Sieghard aber rief mit knabenhaftem Ungestüm: „Was sollten wohl die Mädchen in der Walhalla? Die können ja nicht kämpfen!“ Wulfram gab lange keine Antwort, sondern streichelte nur die seidenweichen Locken des Kindes. Aber die blauen Augen blieben so ernst und bang auf ihn gerichtet, daß er endlich sagte: „Brave Mädchen kommen auch in einen Himmel ganz nahe bei Walhalla.“ „Ist es da auch so schön wie in Sieghards Himmel? fragte der kleine Krauskopf unerbittlich weiter? Da schloß der Vater den kleinen Mund mit einem langen Kuß. Zum erstenmale that ihm der Gedanke weh, daß Weib und Kind nicht mit ihm in demselben Himmel sein würden. Er vermochte dem Kinde keine Antwort zu geben; denn nach seiner Götterlehre mußte er „nein“ sagen; und das brachte er jetzt nicht über sein Herz. Aber keine Antwort war auch eine Antwort. Laut weinend, warf das Kind die Arme um des Vaters Hals und rief einmal über das andere: „Ich will auch ein Knabe sein!“ Und lange nachdem sie sich zur Ruhe gelegt und auf dem weichen Bärenfellbett eingeschlafen war schluchzte sie noch von Zeit zu Zeit laut auf, und flüsternd, traumverloren kam es über ihre Lippen: „Ich will auch ein Knabe sein!“

3. Der Feind ist da!

Am vierten Abend nach dem soeben Erzählten waren die Bewohner Waldsrodes abermals unter der Linde vor der Schmiede versammelt, dieses Mal aber nicht zu ruhigem Geplauder. Eine hohe Erregung

zeigte sich auf allen Gesichtern. Die Männer blickten trotzig drein, die Frauen sorgenvoll. Am großen Schleifstein stand jung Sieghard mit einem Schwert in der Hand, welches er sorgsam schärfte. Schon seit dem frühen Morgen stand er da, unermüdlich Schwerter und Spieße schleifend, wie er's vom Vater gelernt. Der war nicht daheim. Noch in derselben Nacht, da er die alten Göttersagen erzählt hatte, war er fortgeritten, und seitdem hatte man nicht wieder von ihm gehört. Während er sich ruhelos auf seinem Lager wälzte, mit den schweren Zweifeln an seiner Religion ringend, welche durch die Frage seiner Kinder aufs neue in seiner Brust entstanden waren, schlugen draußen die Dorfhunde an. Gleich darauf klopfte es leise an seine Thür; ein Bote Armins rief seinen Vertrauten Wulfram zu wichtigem Kundschafterdienst. Armin hatte erfahren, daß der römische Heerführer Germanicus, wie einst sein Vater Drusus es auch gethan, sein Heer auf Schiffen durch die Nordsee in die Ems geführt habe. Nun wollte er bestimmte Nachricht über die Richtung haben, welche Germanicus eingeschlagen habe, sowie über die Stärke seines Heeres. Inzwischen gingen seine Boten von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, damit die deutschen Wehrmänner sich bereit hielten, ihr Alles gegen den Erbfeind zu verteidigen, sobald der Heerbann aufgeboten würde. Auch in Waldsrode wartete man mit Ungeduld der Dinge die da kommen sollten, besonders der Rückkehr Wulframs.

Natürlich war Krieg das einzige Gespräch. Alle Männer waren bereits bewaffnet. Die ganzen Tage hatten sie sich im geliebten Waffenhandwerk geübt. Soeben wurde der altberühmte Schwerttanz aufgeführt. Die Jünglinge des Dorfes hatten sich mit gezückten Schwertern in einem Kreise aufgestellt,

Einer von ihnen aber sprang, nur mit einem Lendentuch bekleidet, durch die scharfgeschliffenen Waffen hindurch, die Kreuz und die Quere; jetzt sich bis zum Boden neigend, um unter zwei Schwertern hindurch zu schlüpfen; jetzt den schlanken Leib in die Höhe schnellend, um den blitzenden Kreis zu überspringen. Immer aufgeregter wurde das gefährliche Spiel. Man wußte kaum, was man mehr bewundern sollte, die Fechtersicherheit der Schwertführer, die die gefährlichsten Stiche und Hiebe führten, ohne doch den Freund zu durchbohren, oder die Kraft und Gewandtheit des Tänzers, der oft gerade in die Schwertspitzen zu springen schien und sich doch nicht einmal die Haut ritzte. Endlich schien er aber überwunden zu sein. Die Gegner hatten sich dicht geschart und die Schwerter strahlenförmig auf ihn gerichtet. Schon wurden unter den Zuschauern Rufe des Bedauerns laut. Da trat der Tänzer schnell zurück bis die Schwertspitzen hinter ihm sein Fleisch berührten. Dann nahm er einen kurzen Anlauf und schwang sich in mächtigem Sprung über die Häupter der Gegenüberstehenden hinweg. Brausender Beifall belohnte ihn, als er schweißtriefend zurück trat. Nun trat das Gespräch wieder in den Vordergrund. Die Männer rühmten sich ihrer alten Heldenthaten, entblößten die behaarte Brust und zeigten die ehrenvollen Narben. Sie freuten sich auf den bevorstehenden Kampf; denn seit der Varusschlacht war ihr Mut stark gewachsen. Nur die Alten, die noch die furchtbaren Kämpfe gegen Drusus mitgemacht hatten, nahmen die Sache nicht so leicht, wenn es in diesem Dorf auch keine Römerfreunde gab. Der alte Wulf aber rief: „Ich sage euch, Männer, es ist Thorheit, gegen die Römer zu kämpfen. Ich fürchte den Ausgang des Kampfes. Ich bin gewiß kein Feigling und habe in der Varus-

schlacht meinen Mann gestanden. Als Bärenführer habe ich auch manchen Römer in den Schenken zusammen geschlagen. Ich weiß gut genug, daß der Deutsche dem Römer Mann gegen Mann an Mut und Kraft weit überlegen ist. Aber ich habe auf meinen Zügen durch Gallien und Italien die Macht der Römer kennen gelernt; davon habt ihr, die ihr nie aus Eurem Walde herausgekommen seid, keine Ahnung. Was sind unsere Waffen gegen die römischen, unsere Holzschilde gegen ihre eisernen, nicht zu reden von ihrem schweren Geschütz! Auch sind wir doch nur ein kleines Volk gegen die Römer und dabei nicht einmal einig. Armins eigener Bruder Flavus kämpft seit Jahren unter den Adlern Roms; sein Oheim Ingomar ist eifersüchtig auf seines Neffen Ruhm und kehrt sich nicht an dessen Befehle. Und gar erst der riesige Segest, der Schwiegervater Armins! Der ist ein bitterer Feind der deutschen Sache, da er sie für die größte Thorheit hält. Zu dem steht er in grimmer Fehde mit Armin, der ihm die Tochter raubte. Nun hat der Alte sie Armin wieder entrissen und ist mit ihr und seiner ganzen Sippe nach Köln gezogen, wo sein Sohn jetzt römischer Priester geworden ist. Gebt acht, die edle Thusnelda muß noch einmal hinter des Germanicus Triumphwagen in Rom einziehen! Den einfältigen Varus habt ihr wohl in eine Falle gelockt; aber Germanicus geht nicht hinein. Der ist ein Feldherr wie sein Vater Drusus, wie er schon gegen die Marsen und Chatten bewiesen hat. Und wenn er nun ein dreimal so großes Heer heranführt, als das des Varus war, wie wollt ihr dagegen bestehen?"

„Wie deutsche Männer!" antwortete der alte Guntharam voll jugendlichen Feuers trotz seiner 70 Jahre. „Du redest wie ein halber Römer, Wulf: Besser wär's, du wärest nie aus unsern Wäldern her-

ausgekommen. Dreimal habe ich vor 30 Jahren gegen Drusus gekämpft. Bis an die Elbe hat er uns zurückgedrängt. Aber ich habe auch wieder gegen Varus gekämpft und den deutschen Rhein wiedergesehen, der längst verloren schien. Armin, der edle Held, hat das Vaterland einmal befreit, er kann es wieder thun. Wenn's sein muß kann ich auch noch dreimal gegen Germanicus kämpfen. Mag ihre Bewaffnung dreimal besser sein, unser Mut ist dreimal größer, und unsere Wälder sind unser bester Schutz. Mag es auch noch einige schwarzherzige Verräter und bleichnasige Feiglinge geben, die Deutschen werden kämpfen wie nie zuvor. Armins Flammenworte und die Schmach die man seinem edlen Weibe Thusnelda angethan, haben die deutsche Mannen geeint. Lieber das Leben verlieren als die Freiheit. Sieg oder Tod! Das ist die Losung." „Sieg oder Tod!" erscholl es brausend in der Runde. Aber plötzlich verstummte das Geschrei, und alle wichen zur Seite. Auf schäumendem Rosse sprengte ein deutscher Recke ins Dorf und auf den Hof, Wulfram der Schmied. Noch im vollen Jagen schwang er sich aus dem Sattel und rief mit dröhnender Stimme: „Der Feind ist da! Weiber und Kinder treiben die Herden in den Wald; die Männer bereiten sich, mir in einer Stunde zu folgen. Mit unerwarteter Schnelligkeit sind die Römer von der Ems nach dem Teutoburger Walde marschiert. Sie haben die gebleichten Gebeine des Varus und seines Heeres auf dem Altare verbrannt und stürmen nun racheschnaubend gegen die Weser ins Herz des Cheruskerlandes. Germanicus hat an die 80,000 Mann Legionäre und Hülfstruppen. Aber auch Armin hat den Heerbann der Cherusker und vieler anderer Stämme aufgeboten und eilt ihm entgegen.

Jetzt heißt es: ſiegen oder ſterben fürs teure Vater=land!"

„Siegen oder ſterben!" ſo hallte es ihm da aus aller Männer Mund entgegen. Bei Weibern und Kindern wurden freilich auch andere Laute gehört. Aber der kriegeriſche Geiſt der Männer ſteckte auch in ihnen allen. Das Schluchzen der Sorge wurde tapfer hinabgedrückt, die Thräne des Abſchieds ſchnell ab=gewiſcht. In einer Stunde lag das Dorf ſtill und verlaſſen im Walde. Außer Vieh und Waffen hat=ten die Leute ja kaum etwas mitzunehmen. Das wenige Getreide war ſchon vorher an geheimen Orten im Walde vergraben worden. Mochten die Römer die leeren Blockhütten verbrennen; ſie waren bald wieder aufgebaut. Menſchen und Vieh barg der finſtere Wald.

4. Der Ueberfall.

Die Bewohner Waldsrodes konnten ſich in ihrem Waldverſteck wohl ſicher dünken. Auf allen Seiten von Sümpfen umgeben, war es für einen Nichteinge=weihten faſt unnahbar, ſelbſt wenn man die Spur des Viehes tief in den Wald verfolgen wollte. Schon zu den Zeiten des Druſus hatte es wiederholt als Zu=fluchtsſtätte gedient, ohne jemals entdeckt zu werden. Die Römer drangen überhaupt nicht gern in den tiefen Wald ein, da ſie dort leicht überfallen werden konnten. So waren denn auch unſere Flüchtlinge nicht eben all=zu beſorgt um ihr Schickſal. Viel mehr dachten ſie an die Väter und Brüder beim Heer. Da aber die meiſten Männer ſeit der Teutoburger Schlacht ſo ſie=gesgewiß waren, ſo ängſtigten ſich auch die Weiber und Kinder nicht allzu ſehr um ſie. Nur Friedberta, die Gemahlin Wulframs, war von böſen Ahnungen erfüllt. Sie war, wie die meiſten deutſchen Frauen,

von hoher Gestalt, dazu edlen Angesichts. Ihrem Namen Friedberta machte sie alle Ehre; sie war eine stille, friedfertige Seele. War das Familienleben bei den alten Deutschen schon im allgemeinen viel inniger und schöner als bei andern heidnischen Völkern, da die Stellung des Weibes eine ziemlich hohe war, so führten Wulfram und Friedberta geradezu eine Musterehe. Sie waren ihrer ganzen Natur nach verwandte Seelen. Darum war der kurze Abschied auch ergreifend gewesen. Eine innere Stimme sagte Friedberta, daß sie ihren Gatten nicht wiedersehen würde; doch hütete sie sich wohl, solches verlauten zu lassen. Auch sie glühte wie ihr Mann für die deutsche Freiheit und brachte willig auch das schwerste Opfer. Sieghard hatte sich an den Vater geklammert und gefleht: „Nimm mich mit!“ Aber der Vater hatte geantwortet: „Noch nicht auf diesmal, Sieghard; du bist noch ein Knabe, wenn du auch bald die Höhe der Mutter erreicht hast. Bleibe bei ihr; sie bedarf deiner. Vielleicht das nächste Mal, wenn du so weiter wächst. Gelegenheit zum Kampf wirst du noch reichlich finden. Denn nicht so bald, acht' ich, werden Römer und Germanen von einander lassen. Jene treibt die Raubgier und der Ehrgeiz, uns die Vaterlands- und Freiheitsliebe.“ Da mußte Sieghard sich geduldig fügen. Drei Tage waren nun schon vergangen, ohne daß irgend eine Nachricht vom Heer in die Waldeinsamkeit zu den Flüchtlingen gedrungen war. Da wurden nach und nach auch die leichtesten Herzen schwer. Voll banger Sorge wollte man sich eben zur Nachtruhe in das Moos des Waldes betten, als Sieghard, der mit einigen andern Knaben als Späher in den Wald gegangen war, herbei stürmte und gellend ausrief: „Die Römer sind da; der schurkische Faustus hat ihnen den Weg gewiesen!“ Da überfiel lähmender

Schrecken die Armen. Ehe sie noch an Flucht oder Rettung denken konnten, drang eine starke Schar Römer mit wildem Triumpfgeschrei in die Lichtung. Das kurze Ringen war bald vorüber. Die schwachen Greise wurden erschlagen, so gut wie die wild um sich beißenden Hunde. Weiber und Kinder wurden gefangen. Nur einige der flinksten Knaben waren entwischt, um den Vätern die Schreckensbotschaft zu bringen. Auch Sieghard, der Flinkste von allen, hätte wohl leicht entrinnen können. Die Mutter rief auch ein ums andere Mal: „Fliehe, fliehe mein Sohn!“ Aber der kühne Knabe schämte sich zu fliehen, dachte auch an das Wort des Vaters: „Bleibe bei der Mutter.“ Mit aller Macht schwang er seine leichte Framja, die er sich schon selbst geschmiedet hatte, gegen den Anführer der Feinde, einen Mann von mächtigem Körperbau und rohem Aussehen. Und hätte der Riese nicht schnell den Schild erhoben, so hätte der Speer seine Kehle durchbohrt; so hatten Mut und Wut den jugendlichen Arm gestählt. Selbst durch den ehernen Schildrand drang die Eisenspitze und ritzte dem Feind die Wange. Voll Wut erhob er sein breites Römerschwert, um dem Knaben das Haupt zu spalten. Da aber schwang Friedberta das schwere Beil gegen das Haupt des Unholds und zwar mit solcher Wucht, daß es den eisernen Helm zerspaltete und noch ein wenig in den Schädel drang. Betäubt stürzte der Mann zu Boden. Im nächsten Augenblick freilich waren auch Mutter und Sohn zu Boden gerissen und gebunden. Nun ging's unter allerlei Mißhandlung der Gefangenen hinaus in die Nacht, dem Römerheer entgegen. Der Anführer der wilden Schar hatte sich bald wieder von dem Beilhieb erholt. Er hieß Faustus und hatte ein gar bewegtes Leben hinter sich. Aufgewachsen im Apenninen-Gebirge

als Sohn eines armen römischen Bauern, der noch von den alten starken Samnitern herstammte, war Faustus wegen seiner Stärke und Wildheit der Schrecken der Nachbarschaft gewesen. Da überredete ihn einst ein Händler, nach Rom zu gehn und Gladiator zu werden. Und da kam er in sein richtiges Fahrwasser. Seine Gewandtheit und Riesenkraft machten ihn bald zum Liebling der entmenschten Römer. Mancher Bär und mancher Löwe war schon von ihm im Zirkus erschlagen worden, und die Menschen, die er im Zweikampf unter dem rasenden Beifall der Hunderttausend Zuschauer ermordet hatte, zählten nach Dutzenden. Die vornehmen Römer wetteten auf seine Zirkusfarbe; und wie sich ihre Taschen mit seinen blutigen Erfolgen füllten, so füllten sich auch seine eigenen Taschen. Da stellte sich denn allmählich neben der Rauflust die Habsucht ein, und als dritte im Bunde kam die Trunksucht. Die behielt zunächst die Oberhand. Er gab das Kämpferhandwerk auf und kaufte eine Weinschenke. Da brauchte er gar nicht mehr aus dem Wirtshaus heraus. Der berühmte Gladiator hatte großen Zulauf; sein Geldbeutel wuchs. Aber noch schneller wuchs dadurch die Geldgier. Deshalb verlegte er sich auf das einträglichste Gewerbe jener Zeit, den Sklavenhandel. Um recht schnell zum Ziele zu kommen, zog er den Heeren nach und kaufte oft Hundert von Kriegsgefangenen auf einmal. So hatte er es unter dem Feldherrn Tiberius in Pannonien getrieben; so war er auch nach Deutschland gekommen. Als es dann in der Friedenszeit wenig Menschenhandel gab, war er unter Varus zum Steuereinnehmer gemacht worden. Da konnte er nach Herzenslust rauben und erpressen. Unter allen römischen Beamten in Deutschland war er einer der schlimmsten gewesen. Er hatte sein redlich Teil ge-



Germanische Ansiedelung.

than, den Zorn der Deutschen zu dem furchtbaren Rachezug im Teutoburger Walde zu entflammen. Gerade in Walsrode pflegte er im Sommer zu wohnen, während er die Winter in der Festung Aliso, nahe bei dem heutigen Paderborn, zubrachte. Er war einer der wenigen gewesen, die dem Gemetzel im Teutoburger Walde entronnen. Mit Weg und Steg bekannt, war er gleich zu Anfang der Schlacht mit einem Teil des Trosses nach Aliso entkommen.

Er hatte bei seinem längeren Aufenthalt in der Gegend auch das Waldversteck der Waldsroder entdeckt und jetzt den Germanicus bewogen, ihm eine Abteilung Soldaten zum Ueberfall mitzugeben.

5. Hie Rom, Hie Deutschland!

Es war am Tage nach der großen Schlacht des Jahres 15, welche westlich von der Weser geschlagen wurde. Mit allem Ungestüm hatte Germanicus sein racheschnaubendes Heer dem deutschen Heerbann entgegengeworfen. Aber trotz seiner 80,000 Mann vermochte er wenig auszurichten. Fast zu hitzig war er vorwärts gedrungen. Armin aber hatte an diesem Tage seine ganze Feldherrenkunst aufgeboten, und seine Deutschen hatten mit solcher Todesverachtung gekämpft, daß Germanicus froh sein mußte, am Abend das Schlachtfeld behaupten zu können. Es war in einem vierhundertjährigen Ringen die einzige offene Feldschlacht, welche die Römer nicht gegen die Deutschen gewannen. An ein weiteres Vordringen konnte Germanicus in diesem Sommer nicht mehr denken. Da er aber auf dem raschen Zuge und in der mörderischen Schlacht fast gar keine Gefangenen gemacht hatte, so gab er dem Faustus gerne eine genügende Schar um die Waldsroder aufzuheben. Kaum war diese von dem erfolgreichen Streifzug zurückge-

kehrt, so wandte sich das ganze Römerheer dem Westen zu. Deutschland war noch einmal gerettet. Den einen Teil seines Heeres führte Germanicus auf der Flotte die Ems hinab, durch die Nord- und Zuidersee auf dem Drususkanal zum Rhein. Da er sich vor den Herbststürmen fürchtete, so ließ er die Schiffe dicht am Ufer entlang fahren. Um sie zu entlasten, mußten 2 Legionen auf dem Lande neben der Flotte hermarschieren. Eine furchtbare Springflut raffte aber viele hinweg. Das deutsche Meer war den Römern fast so gefährlich wie der deutsche Wald. Freilich, der alte Cäcina, der den anderen Heeresteil über Land nach dem Rhein führte hatte noch Schwereres zu erdulden. Der Mut der Deutschen war durch die gewaltige, unentschiedene Schlacht und den Rückzug der Römer mächtig gehoben. Da Germanicus abziehen mußte, so hatten sie eigentlich den Sieg gewonnen. Sie folgten Cäcina, der auf der alten Römerstraße dahin zog, und es zeigte sich bald, daß die Beine der Deutschen länger und stärker waren als die der Römer. Armin gewann dem Cäcina die linke Flanke ab, und brachte ihn durch unaufhörliche Angriffe in die übelste Lage. Dazu ließ er Bäche von den Hügeln herableiten, um den Weg an den schlechtesten Stellen ganz ungangbar zu machen. Die Teutoburger Schlacht schien sich zu wiederholen. Schon war das römische Heer tief entmutigt. Eines Abends kamen sie an ein großes Moor. Vor Jahren hatten sie einen festen Knüppeldamm hindurch gebaut. Aber die Jahre hatten denselben verdorben, und Armins Wasserbäche hatten ihn vollends hinweg gewaschen. Da ließ der alte erfahrene Cäcina auf der hohen Geest am Rande des Moores das feste Lager aufwerfen. Am nächsten Tage wollte er dann versuchen, den Weg wieder herzustellen. Wie furchtbar aber die

Angst seiner Soldaten war, zeigte sich als sich in derselben Nacht ein Pferd im Lager losriß. Irgend ein Soldat rief: „Die Germanen sind im Lager!“ Da geriet das ganze Lager in die sinnloseste Aufregung. Alles lief und schrie durcheinander. Wären die Deutschen wirklich im Lager gewesen, sie hätten mit Leichtigkeit die Feinde vernichten können. Erst nach und nach gelang es dem tapferen Cäcina, sein Heer zu beruhigen. Doch ihm selbst träumte in dieser Nacht, daß Varus, der sich im Teutoburger Walde selbst entleibt hatte, die Hand nach ihm ausstreckte und aus dem Grabe her ihm zuriefe: „Her zu mir!“ Aber der alte Held stieß die Totenhand zurück und erwachte. Und nun brachte der ungestüme Kampfesmut der Deutschen selbst ihm die Rettung. Gegen Armins klugen Rat griff sein alter unbesonnerer Oheim Ingomar die römischen Schanzen an. Auch die Deutschen hatten den furchtbaren Lärm im Römerlager gehört und gemeint, nun sei die rechte Zeit zum Sturm.

Was kehrte ihre naturwüchsige Tapferkeit sich viel an die römischen Schanzen! Nun kennt aber die Geschichte kaum ein Beispiel, da ein Römerlager im einfachen Ansturm genommen wurde. Das war fast ein Ding der Unmöglichkeit. Jeden Abend baute ein sich auf dem Marsche befindendes Römerheer sein festes Lager. Alle Mann mußten schaufeln. 20 Fuß breit und 12 Fuß tief pflegten sie den Graben zu machen; eben so breit und hoch war dann auch der nach innen aufgeworfene Erdwall, der überdies durch eingerammte Pfähle nach dem Graben zu steil abfiel. Oben pflegten sie aus Balken und Flechterwerk noch allerlei Türme und Brustwehren zu errichten, so daß die Legionäre geschützt standen. Auf 60 bis 70 Schritt traf schon ihr Pilum, der kurze Wurfspieß,

von welchen jeder Soldat wenigstens 3 mit sich führte. Dazu häuften sie Steine und zugespitzte Pfähle auf den Wall, um die Anstürmenden ordentlich zu empfangen. Auch die Artillerie mit ihren schweren Bogen- und Wurfmaschinen war hier aufgepflanzt. Klügere Feinde haben manchmal Reisigbündel vor sich hergetragen, um den Graben aufzufüllen. Ingomar und seine Deutschen dachten in ihrem Siegestaumel gar nicht daran. Mit gellendem Schlachtgeschrei stürzten sie sich in den tiefen Graben und versuchten die von unten gerechnet mehr denn 20 Fuß hohe Mauer zu erklimmen. Da jauchzte der alte Cäcina auf, da erfüllte neuer Mut sein Heer. Prasselnd fiel der Speer- und Steinhagel von oben in die dichten Haufen der Deutschen. Zu Tausenden sanken sie dahin, ein Opfer ihrer eigenen Thorheit und ihres unbesonnenen Mutes. Auch Wulfram der seine Lieben nahe wußte, fiel hier wie ein echter deutscher Held. Besonnenen Sinnes, wie er war, hatte er im Kriegsrat laut für Armins klugen Plan gestimmt, obwohl sein Herz nach seinen Lieben brannte. Als dann aber Ingomars Ungestüm die Menge dennoch zum sofortigen Angriff fortriß, da war er auch in der vordersten Reihe zu finden. Und er hatte das scheinbar Unmögliche möglich gemacht: er hatte den Wall erklommen, als der Erste, freilich auch als der Letzte. Noch im Aufschwung hatte er einen römischen Hauptmann seine Framja durch Panzer und Brust geworfen. Nun ließ er von oben seine mächtige Stimme erschallen, um die Brüder zum Kampf zu ermuntern. Da trafen drei Pila auf einmal seine Brust; lautlos stürzte er von dem Wall herab.

Nach der blutigen Niederlage waren die Deutschen nun ebenso entmutigt, wie sie vorher übermütig

gewesen waren. Unbelästigt ließen sie von da an die Römer über den Rhein entrinnen.

Wie hatten die Herzen der Waldsroder Gefangenen gebebt, als in der Sturmnacht der deutsche Schlachtgesang so nahe erscholl! Sieghard war aufgesprungen und vorwärts gedrungen, bis ein derber Stoß mit einem Speerschaft ihn zurücktaumeln ließ. Er glaubte seines Vaters gewaltige Stimme zu vernehmen und seine hohe Gestalt in der Morgendämmerung auf dem Wall zu erblicken. Er hatte sich nicht getäuscht. Um so grausamer war dann die Enttäuschung, als die Römer dennoch siegten und glücklich nach Köln entkamen.

6. In der Gefangenschaft.

Es war eine grausame Zeit damals, als das Christentum die Sitten der Völker noch nicht gemildert hatte. Kriegsgefangene wurden zum Teil abgeschlachtet, meistens aber als Handelsware in die Sklaverei verkauft. Die deutschen Sklaven waren wegen ihrer Treue und Arbeitsamkeit besonders geschätzt. Hatten solche Sklaven einen milden Herrn, so war ihr Los nicht allzu schlimm. Aber sie waren eben völlig rechtlos, und ein böser Herr konnte sie nach Belieben peitschen und selbst töten. Faustus aber war der Schlimmsten einer; das sollten Friedberta und Sieghard bald genug erfahren. Der rachsüchtige Schurke hatte den Wurf und Hieb im Walde nicht vergessen. Mutter und Sohn hatten es am schlimmsten unter all seinen Sklaven. Er hatte nämlich selbst alle Waldsroder Gefangenen von den Soldaten für sich gekauft. Die schlechteste Kost und die schwerste Arbeit schob er Friedberta und ihrem Sohne zu. Dabei beschimpfte und verfluchte er sie in der schrecklichsten Weise. Das Fluchen und Schimpfen lernt der

Mensch ja gemeiniglich am leichtesten, wenn er eine fremde Sprache erlernen muß. So weit wenigstens hatte Faustus es auch im Deutschen gebracht. Im Lager des alten, strengen Cäcina hatte er sich wenigstens einigermaßen gemäßigt, und da die edle Friedberta sich still in ihr schweres Los ergab, so hatte er sie bisher wenigstens noch nicht gepeitscht. Der feurige Sieghard hatte freilich schon manchen Hieb erhalten, aber auf der Mutter Flehen immer ruhig, wenn auch knirschend vor Zorn, hingenommen. Konnte die kleinste Widersetzlichkeit doch seinen Tod zur Folge haben. Kaum war nun aber Faustus zu Köln in seinem eigenen Quartier, so zeigte er sich auch in seiner ganzen Rohheit. Eines Morgens hatte die Mutter die vor Hunger weinende Sieglind auf dem Schoß, man hatte ihnen seit 24 Stunden nichts zu essen gegeben. Als nun Faustus finsteren Blickes in den Hofraum trat, wo seine Sklaven bewacht wurden, siegte die Mutterliebe über Friedbertas Stolz; demütig bat sie um ein Stückchen Brot für ihr verschmachtendes Kind. „Oho“, rief da der Schurke hohnlachend aus, „schon sobald kirre geworden! Warum schwingst du das Beil nicht mehr zum Schutze deiner Brut?“ Dabei riß er die schwere Sklavenpeitsche aus dem Gürtel und ließ sie klatschend auf Friedbertas Rücken fallen, daß die Frau, die in ihrem Leben noch keinen Schlag erhalten hatte, vor Scham und Schmerz zusammenzuckte. „Da hast du Sklavenbrot; das reich der kleinen Kröte!“ Aber noch hatte sein Schandmaul sich nicht über dem letzten Wort geschlossen, da flog ein faustgroßer Kieselstein hinein, daß dem Elenden ein halbes Dutzend blutige Zähne in den Rachen fuhren und seine Oberlippe bis an die Nase gespalten wurde. Und im nächsten Augenblick flog Sieghard dem Riesen an die Kehle, daß derselbe rückwärts taumelte und

sicher zu Boden gestürzt wäre, wenn der hohe Zaun ihn nicht gehalten hätte. Nun brüllte er wie ein verwundeter Stier, spie dem Knaben die blutigen Zähne ins Gesicht, und ließ seine Gladiatorenfaust auf dessen Haupt herabsausen, daß seine schlanken Finger sich lösten und er selbst wie tot zu Boden sank. Aber damit war die Wut des Unholds noch lange nicht gestillt. Er hob die Peitsche und schlug so rasend auf den regungslos vor ihm Liegenden los, daß er ihn sicher vollends erschlagen hätte, wenn Friedberta sich nicht in wildem Weh über ihren Knaben geworfen hätte um ihn mit ihrem Leibe zu schützen. Nun schlug der Wüterich in seiner Raserei auf beide los, bis sein ältester Knecht ihm in den Arm fiel und ihm zurief: „Seit wann wirft Faustus das schöne Geld in den Dreck? Warum willst du die wilde deutsche Katze erschlagen? Gaius braucht Zöglinge für seine Gladiatorenschule; er hat nur wenige Gefangene gekauft und wird dir sofort eine schöne Anzahl Goldstücke für den starken Knaben geben. Das kann einmal der beste Fechter Roms werden, wenn er so weiter wächst."

Das wirkte. Die Habsucht war immermehr die herrschende Leidenschaft des wüsten Mannes geworden. Noch gab er dem Knaben einen wütenden Fußtritt; dann verließ er fluchend den Hof. In den Armen der weinenden Mutter kam Sieghard bald wieder zu sich. Er war furchtbar zugerichtet, aber glücklicher Weise war kein Glied gebrochen. Sein schweres Lockenhaar hatte auch den Faustschlag einigermaßen gedämpft. Die Mutter wusch ihm die dicken Striemen, und da Faustus ihn von nun an gut behandeln ließ, um ihn bald vorteilhaft verkaufen zu können, so erholte er sich schnell. Eine Woche blieben sie noch in Köln. Da hatte Sieghard eines Tages auch Gelegenheit, den Heerführer der Römer, den edlen

Germanicus, und seine hochgesinnte Gemahlin Agrippina, zu sehen, wie sie umjauchzt von allem Volk, durch die Straßen fuhren. Er wußte nicht, wie es kam; aber der Anblick des leutseligen Germanicus, der doch seinem deutschen Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen hatte, wirkte besänftigend auf sein verbittertes Gemüt. — In den stillen Nächten ermunterte die Mutter ihn zur Flucht. Sie selbst mit der kleinen Sieglind konnte ja gar nicht daran denken. Sie wollte auch gerne Sklavin bleiben, wenn nur ihr stolzer Sohn frei würde. Blieb er in des Faustus Gewalt, so fürchtete sie doch für sein Leben, welches schon einmal fast dahin war. Aber Sieghard wollte die geliebte Mutter nicht verlassen. Er gedachte auch an des Vaters Abschiedswort: „Bleibe bei ihr; sie bedarf deiner.“ Er versprach ihr hinfüro geduldiger zu werden, da er wohl einsah, daß mit Gewalt doch nichts auszurichten sei. „Nur wenn sie uns auseinander reißen, liebe Mutter, werde ich zu fliehen versuchen. Die Freiheit oder den Tod! haben wir in Waldsrode gerufen.“ Und die Trennung sollte schneller kommen, als sie ahnten. Am Abend vor der Abreise von Köln trat Faustus mit Gaius in den Hofraum, und Sieghard wurde nach kurzem Feilschen an letzteren verkauft. Als man ihn nun aber hinwegführen wollte, da brach das Ungestüm des Knaben noch einmal mächtig hervor. Mit ungeahnter Kraft schleuderte er den Knecht, der ihn gepackt hatte, zur Seite und hing sich an die teure Mutter, die selbst im Trennungsschmerz ganz fassungslos war. „Wenn ich erwachsen bin, so werde ich dir folgen, und wär's bis ans Ende der Erde, um dich wieder frei zu machen“, flüsterte er ihr ins Ohr. Dann bückte er sich schnell, hob sein Schwesterlein empor und küßte es herzlich. Hierauf ließ er sich ruhig abführen. Nur im Thor=

weg wandte er sich noch einmal um, warf einen langen, langen Blick voll inniger Liebe auf die Mutter und einen ebenso langen voll glühenden Hasses auf Faustus; dann waren Mutter und Sohn getrennt.

7. Die Flucht.

Gaius zog mit seinen Sklaven auf der Römerstraße nach Süden. Der deutsche Rhein floß zu ihrer Linken. Ach, wie sehnsüchtig schauten die armen Gefangenen hinüber nach den dunklen deutschen Wäldern, die durch Armins Heldenarm wieder frei geworden. Auch sie hatten Gut und Blut daran gesetzt, diese Freiheit erringen zu helfen; nun hatten sie darob mehr verloren als das Leben: sie waren zu Sklaven geworden. Aber mochten sie auch noch so sehnsüchtig hinüberschauen, an Flucht war nicht zu denken. Gaius selbst mit mehreren schwerbewaffneten Knechten begleitete den kleinen Zug zu Pferde. Ein Ausreißer wäre in wenigen Sätzen eingeholt gewesen, und dann folgte blutige Geißelung. Des Nachts wurden zudem alle gebunden, so daß ein Entrinnen unmöglich schien. Und dennoch dachte wenigstens einer der Gefangenen ganz ernstlich an Flucht. Sieghard ging ruhig und gehorsam seines Weges. Wenn er sich aber unbeachtet glaubte, so hielt er seine Blicke unverwandt auf den Vater Rhein gerichtet. Mit seinen leuchtenden Augen maß er die Breite des Stromes und die Schnelligkeit der Strömung. Daß irgend jemand den Strom durchschwimmen könne, noch dazu in seinen Kleidern das schien dem Gaius einfach unmöglich zu sein. Sollte ein toller Wagehals es dennoch versuchen, so waren die Wächter ja immer da, ihn mit Pfeilen und Spießen im Wasser zu erschießen. Sieghard sah sehr wohl die tödliche Gefahr. Aber die Sehnsucht nach Befreiung war übermächtig in seiner

jungen Seele. Dazu klangen ihm die Worte des Vaters immer in den Ohren: „Siegen oder sterben!" Er konnte schwimmen und tauchen wie eine Ente. Manches Mal hatte er die Weser bei seinem heimatlichen Dorf durchschwommen. Die war freilich nicht halb so breit wie der Rhein bei Köln, und dazu war er jetzt in den Kleidern, wie sollte es ihm da gelingen? Aber schon in der ersten Nacht, als sie ganz nahe am Rheinufer lagerten, war sein Entschluß gefaßt. Noch ließ er sich das Morgenbrot schmecken, denn er hatte Hunger. Während dann aber alles zum Aufbruch gerüstet wurde, warf er mit einem Ruck das einfache Obergewand ab und lief schnell wie ein Hirsch dem steilen Ufer zu. Ebenso schnell hatte freilich einer der Wächter das totbringende Pilum erhoben und nach dem Flüchtling geschossen.

Ein Augenblick mehr, und Sieghard wäre am Speer verblutet. Aber in eben diesem Augenblick sprang er kühn hinab in die brausende Flut, und die Eisenspitze fuhr ihm nur durch sein wallendes Lockenhaar. Nun eilte Gaius und ein Teil der Wächter an den Strom, sie hielten Spieße und Bogen bereit, den Flüchtling zu verwunden und, wenn nötig, zu töten. Aber das blonde Knabenhaupt wollte sich nirgends zeigen. Schon wetterte Gaius über den Tollkopf, der sich selbst das Leben und ihm den schönen Sklavenlohn geraubt hatte, als er Sieghard weit unten im Strom auftauchen und mit kräftigen Stößen dem andern Ufer zuschwimmen sah. Im ersten Augenblick war er starr vor Verwunderung. Dann aber hob er den kurzen Bogen und schoß einen Pfeil auf den Knaben. Seine Begleiter thaten dasselbe; aber die Entfernung war zum sichern Zielen zu groß. So liefen sie denn am Ufer entlang und kamen so dem Knaben bedeutend näher. Aber Sieghard hatte sich jetzt auf

den Rücken geworfen, einmal um sich auszuruhen, und zugleich um seine Feinde besser beobachten zu können. Kaum sah er nun, wie der Erste wieder den Bogen spannte, so tauchte er wieder unter, solange der Atem anhielt. Aber noch war er nicht in Sicherheit. Die Feinde hatten sich am Ufer zerstreut und kaum hob er den Kopf, um ein wenig Luft zu schöpfen, so streifte ein Pfeil seinen Hals und er mußte wieder untertauchen. Es war ein furchtbar grausam Spiel. Nutzen konnte Gaius ja auf keinen Fall mehr von dem Flüchtling haben. Aber darum nun Menschlichkeit walten zu lassen, fiel ihm und seinen Knechten gar nicht ein. Die Wut über den Verlust und tierische Grausamkeit trieb sie an das arme Kind tot zu hetzen. Hätte ein Pfeil ihn recht getroffen, sie hätten aufgejauchzt wie bei einem großen Siege. Sieghards Kräfte fingen schon an zu erlahmen; aber er merkte auch, daß er dem deutschen Ufer merklich näher kam. Doch alles schien umsonst zu sein. Seine Arme wurden schwer wie Blei, sein Atem ging pfeifend, mehrfach hatte er schon Wasser geschluckt. Alles schien sich um ihn zu drehen, sein Bewußtsein war am Schwinden, langsam sank er in die Tiefe. Da fühlte er mit einem Male den Boden unter den Füßen, das weckte seine Lebensgeister. Er schnellte empor, noch ein paar Stöße und er konnte waten. Wie im Traum schwankte er dem rettenden Ufer zu. Das Wutgebrüll der Feinde die keine Boote hatten, sich auch nicht ans deutsche Ufer gewagt hätten, schlug an sein Ohr; er hörte es nicht mehr; ein Pfeil traf ihn leicht an der Schulter; er fühlte es nicht mehr. „Frei, frei!“ kam es flüsternd über seine bleichen, zitternden Lippen; dann sank er bewußtloß nieder im deutschen Wald.

8. In Armins Burg.

Auf einem südlichen Ausläufer des Harzgebirges erhob sich die stattliche Burg Armins des Cheruskers. Bald nach der Varusschlacht hatte er sie aus der reichen Römerbeute erbaut. Im Hofraum sprudelte eine nie versiegende Quelle, deren Wasser auch den tiefen Wallgraben füllte. Der hohe Wall war aus großen Quadersteinen erbaut, die Burg selbst aber nach altdeutscher Art aus schwerem Eichenholz gezimmert. Durch die hohe Thür in der Mitte trat man in die Halle, welche den ganzen Mittelbau des Schlosses einnahm. Rechts lag die Kemnate der Hausfrau, daneben eine Reihe von Gastzimmern. Links lagen Küchen- und Gesinde-Räume. Die Wände der Halle waren geschmückt mit Waffen und Geweihen. Lange Tische aus schwerem Eichenholz und ebensolche Bänke standen in der Mitte der Halle. Die schönste Zier des Hauses aber fehlte: Die Hausfrau, die schöne, hochgesinnte Tochter des alten Römerfreundes Segest. Hat Rom es doch je und je verstanden, unter feindlichen Völkern durch List und Bestechung sich eine Partei zu sammeln. Lange hatte der feurige Armin vergebens um Thusnelda geworben; dem Führer der Deutschen wollte der alte Römerfreund seine Tochter nicht geben. Da entführte Armin dieselbe mit Gewalt, doch mit ihrer Einwilligung. Aber die Gewaltthat brachte keinen Segen. Nur wenige Monate konnte sich das junge Paar seines Eheglückes erfreuen. Segest raubte die geraubte Tochter dem Gatten, und als Armin ihn darob in seiner Burg belagerte, entfloh er mit ihr zu den Römern. Die hielten sie schmählicher Weise als Gefangene und ließen sie später hinter des Germanicus Triumpfwagen einherschreiten. Das Söhnlein, welches sie



Thusnelda von Germanicus gefangen.



dem Armin in der Gefangenschaft gebar, kam elend um.

An einem heißen Juli-Tage des Jahres 16 nach Christi Geburt ging es gar lebhaft zu auf der Burg Armins. Der weite Hof wimmelte von deutschen Kriegern. Drinnen aber in der Halle waren die Edlen und angesehensten Freien zum Kriegsrat versammelt. Armin saß am Ende der mittleren Tafel, zu seiner Rechten sein Oheim Ingomar, zu seiner Linken der Gotenfürst Catualda. Ganze am Spieß gebratene Wildschweine standen auf den Tischen und die großen metgefüllten Trinkhörner machten fleißig die Runde. Immer lauter und heftiger wurden die Stimmen der Männer. Da erhob sich Armin zu einer Rede, und das Gespräch verstummte. Mit flammenden Worten rief er alle auf zum einmütigen Kampf fürs teure Vaterland. Man brauchte ihn nur reden zu hören, um zu verstehen, wie es diesem einen Manne gelungen war, die vorher kaum gekannte Liebe zum ganzen deutschen Vaterlande zu wecken, die vielfach zersplitterten und verfeindeten Stämme zu einen und zum Verzweiflungskampfe zu treiben. Er erinnerte noch einmal an die Schmach der Römerherrschaft, da freie deutsche Männer mit Ruten gepeitscht wurden. Er gedachte der blutigen Rache im Teutoburger Walde, der grausamen Raubzüge des Germanicus gegen die Chatten und Marsen und der ruhmreichen Abwehr im Vorjahr. „Nun zieht“, so fuhr er fort, „der kaiserliche Prinz zum drittenmal heran. Das nimmersatte Rom hat all seine Kräfte aufgeboten, um die freien Deutschen diesmal gewiß zu Knechten zu machen. Noch nie zuvor hat solch ein Feindesheer den deutschen Wald betreten. Da gebührt es uns, nicht nur todesmutig zu kämpfen, wenn's drauf und dran geht, sondern auch weise Vor-

sicht zu gebrauchen. Was die Römer so mächtig macht, ist ihre Einheit. Ein Wille lenkt das ganze Reich, das ganze Heer. O daß wir Deutschen einig wären! Trotz ihrer besseren Kriegskunst und stärkeren Bewaffnung, trotzdem ihr Reich von Syrien bis Hispanien reicht, stände heute kein Römer auf deutschem Boden! Ich habe Marbod, dem großen Könige der Markomannen, der sein Volk vom Main nach Böhmen geführt hat, um es vor den Römern zu retten, das blutige Haupt des Varus zugeschickt; er hat die ernste Mahnung verachtet. Dennoch sind die deutschen Stämme heute einiger denn je zuvor, seit sie die Urheimat in Asien verließen und in diese Wälder zogen. Von den Ufern des Rheines bis zu den Ufern der Weichsel sind die deutschen Brüder hier vertreten. Die tapferen Marsen und Brukterer, die so lange die Wacht am Rhein gehalten haben, senden alle Mannen, die das Römerschwert noch nicht gefressen hat. Die zähen Chatten werden ihre Grenzen in diesem Jahre an der Weser verteidigen. Die Semnonen jenseit der Elbe, welche man die Edelsten der Deutschen nennt, da in ihren Hainen die größten Heiligtümer unseres Volkes sind, haben den Lockungen Marbods widerstanden und manchen starken Krieger zu unserm Heerbann gesandt. Die trotzigen Langobarden, unsere nördlichen Nachbarn an der Unterelbe, fehlen auch nicht. Und selbst vom fernen Osten, vom Fuß des Riesengebirges, ist mein Freund Catualda, der Gotenfürst, mit seinen Kriegern zu uns gekommen. Marbod hat ihm sein Land geraubt; jetzt leiht der Gote seinen Arm den deutschen Brüdern des Westens um den Erbfeind zu bekämpfen. Mag Germanicus 100,000 Mann heranführen, wir werden ihm wenigstens ebensoviele entgegenstellen. Soll aber dieses stattliche Heer mit Aussicht auf Erfolg kämpfen, so

darf hüben wie drüben nur einer befehlen. Ich bin gerne bereit, einem Würdigeren Platz zu machen, wenn ihr einen andern Herzog wählen wollt. Aber ich beschwöre euch, ihr deutschen Männer, um des Vaterlandes willen, lernt die schwerste Pflicht, den Gehorsam! Und sodann, gebt die alte Keilordnung auf; sie kann einmal gegen die festen Glieder der Legionen nicht bestehen. Mißlingt der erste Ansturm, so ist der Keil verloren. Schließlich ist meine Meinung, dieses Mal nach Weise der Römer einen Rückhalt zu bilden und nicht alle auf einmal anstürmen zu lassen. Sonst ist bei einem ersten Mißerfolg leicht das ganze Heer verloren. Da das Stillestehen im Kampfe nun aber für einen Deutschen das Allerschwerste ist, so habe ich dazu meine Cherusker auserſehen."

Armins Rede war oft von tosendem Beifall unterbrochen worden. Als er sich nun setzte, jubelten die meisten Männer auch seinen Vorschlägen Beifall. Er hatte sie vom Römerjoch befreit, er hatte sowohl seine Vaterlandsliebe wie seine Ueberlegenheit so oft bewiesen, daß die meisten, besonders der geringeren Leute, ihm blindlings vertrauten. Aber nicht alle jubelten Beifall. Vor allem unter den hohen Edelingen gab es manche finstere Gesichter. Der alte mürrische Ingomar aber sprang grimmig auf und rief mit rauher Stimme: „Mögen andre Edle sich feige wie römische Legaten hinter ihre Krieger verkriechen, ich werde der alten, von Wodan selbst gelehrten Schlachtordnung treu bleiben und meinen Keil anführen. Und gehorchen mag ich einmal nicht, einem jungen deutschen Herzog so wenig wie einem alten römischen Kaiser." Wilder Aufruhr folgte diesen höhnischen Worten. Blutrot flammte der Zorn in Armins Antlitz empor, und seine Faust fuhr ans Schwert. Doch ein Jüngling seines persönlichen Gefolgs, wel-

cher dicht hinter ihm stand, fiel ihm kühn in den Arm und sah ihn bittend an. Da faßte Armin sich mit Gewalt, stieß das Schwert zurück in die Scheide und sprach ruhig, wenn auch mit bebender Stimme: „Das Vaterland über alles, auch über den eigenen Stolz! Frag Tiberius und Germanicus, ob ich ein Feigling bin! Ungestüme Tapferkeit ohne weisen Rat hat den Cäcina im vorigen Sommer entwischen lassen und den römischen Wallgraben mit Tausenden tapferer Brüder gefüllt. Hätte mein tapferer Oheim damals nicht meinen Rat verachtet, so wäre Cäcinas Heer im Walde umgekommen so gewiß wie das des Varus, und Rom hätte wohl auf immer genug gehabt vom deutschen Wald. Mögen die freien deutschen Männer zwischen deinem und meinem Rat entscheiden." Es war ein Glück für die deutsche Sache, daß Armin so ruhig geantwortet hatte; sonst hätte der Wortkampf bei dem unbändigen Sinn der alten Recken leicht ein blutiges Nachspiel haben können. Auch jetzt noch ging es laut genug her; denn der Met hatte allbereits die Köpfe heiß gemacht. Viel zur Beruhigung trug Catualda, der Gotenfürst, bei. Es war das erste Mal, daß die meisten der Versammelten einen Goten sahen und hörten, wenn auch alle wußten, daß ein großes deutsches Volk, Goten oder Gotonen genannt, im fernen Osten an den Ufern der Weichsel wohne. Als sich darum Catualda erhob, wurden alle, sowohl aus Neugier wie aus Ehrerbietung, still und lauschten gespannt auf seine Worte. Aber nur mit Mühe vermochte er sich verständlich zu machen; gar fremdartig klangen seine Worte den Ohren der Versammelten, die meistens nur die niederdeutsche Mundart redeten.*

---

* Die Bibelübersetzung des Gotenbischofs Ulfilos ist uns teilweise aufbewahrt. Daraus erkennen wir heute die Mundart der alten Goten. Als die Westgoten später nach Spanien

Er sagte etwa Folgendes: „Marbod, der Räuber, hat mich aus meinem Lande vertrieben. Da ich nun eures Armin Ruf vernahm, ließ ich die Gedanken an die eigene Rache einstweilen fahren und zog mit meinen Getreuen gen Westen. Armin hat recht; wir Deutschen wären das mächtigste Volk der Erde, wenn wir einig wären. Er hat auch recht, wenn er für den Krieg die Unterwerfung unter einen Willen fordert. Ihr West- und Mitteldeutschen habt keine Könige wie die Stämme der Goten; das mag ganz gut sein für den Frieden; aber im Kampf, besonders gegen einen so gefährlichen Gegner, muß Einigkeit herrschen. Die feste Einigkeit seines Volkes hat auch Marbod groß gemacht. Auch der Plan, einen Teil des Heeres als Rückhalt aufzustellen, ist gut, ebenso die geordnete Schlachtreihe statt der Keilordnung. Ich habe euch nichts zu befehlen; aber ich sage euch meine Meinung."

Die Rede des fremden Königs, des ersten, den diese Deutschen in ihrer Mitte sahen, verfehlte ihre Wirkung nicht, nachdem sie von einem Dolmetscher übersetzt war. Man billigte die Pläne Armins; nur von der Keilordnung wollte man nicht lassen.* Die Freien wollten die Edlen vor sich sehen, und diese trieb die Ehre an die Spitze. Persönliche Tapferkeit stand dem schlichten Sinn der damaligen Deutschen noch viel höher als Feldherrnkunst.

Doch wer war der kühne Jüngling, der Armins Zorn besänftigt und unermeßliches Unheil abgewendet hatte? Wir erkennen die schönen Züge, obwohl die

---

kamen und einst Gesandte zu den deutschen Franken schickten, konnte man sich mit diesen nur in der lateinischen Sprache verständigen. Luthers Bibel hat den deutschen Stämmen zum erstenmal eine einheitliche Sprache gegeben.

* Der Vornehmste ging voran, ihm folgten zwei dann drei Krieger u. s. w.

Gestalt in dem einen Jahr stark gewachsen ist. Sieghard ist's den wir ohnmächtig am Ufer des Rheins umsinken sahen, als er der Gefangenschaft glücklich entronnen war. Er hatte sich bald erholt und seinen Weg zu Armins Heer gefunden, welches den Römern bis in die Nähe des Rheins gefolgt war. Armin selbst sah den kühnen Knaben, den Sohn seines alten Vertrauten, und nahm ihn mit in seine Burg. Von all den Seinen war ja nur noch der alte Wulf übrig. Der weinte vor Freuden, als er den Knaben unversehrt in seine Arme schließen konnte. Er hatte den Vater fallen sehen und war dann bei Armin geblieben. Nun wurde er Sieghards treuer Begleiter.

9. Idistaviso. — Die Doppelschlacht.

Die große Entscheidung war nahe. Anfangs August standen sich an der Weser zwei Heere gegenüber, wie sie Germaniens Gauen in solcher Stärke noch niemals geschaut hatten und bis zu unserm Jahrhundert auch nicht wieder schauen sollten. Armin hütete den Weserübergang; Germanicus suchte ihn zu gewinnen. Eines Tages ritt ein einzelner römischer Offizier bis an den Uferrand und rief in deutscher Sprache nach dem Führer der Deutschen. Es war Armins Bruder Flavus. Die beiden Söhne des alten Häuptlings Segimar waren einander ähnlich an Gestalt und Kraft und kühnem Mut. Aber wie verschieden hatte sich beider Schicksal entrollt, seitdem sie acht Jahre vorher mit Tiberius nach Pannonien marschiert waren! Römische Bürger und Ritter waren beide geworden. Aber während Flavus darin sein volles Genüge fand und unter den römischen Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen seine deutsche Gesinnung gänzlich verlor, erglühte die Vaterlandsliebe des Armin nur um so reiner und heißer, je mehr er den Glanz und die Macht

Roms kennen lernte. So war sein Bruder ein unbekannter römischer Söldner geblieben, während sein eigener Ruhm als Retter und Befreier Deutschlands die fernsten deutschen Gauen erfüllte und erfüllen wird so lange noch deutsche Herzen schlagen. Fast schien sich auch das verschiedene Los der beiden Brüder in ihren Zügen zu spiegeln, als sie beide hoch zu Roß am Ufer hielten, seit Jahren das erste Wiedersehen. Armins offene, männlich schöne Züge strahlten vor freudiger Begeisterung für das teure Vaterland. Des Flavus Angesicht war bleich und finster, als hätten der grimme Neid auf den Bruder und der schnöde Verrat am Vaterlande ihren dunkeln Stempel darauf gepreßt. Dazu war sein Gesicht entstellt von einem furchtbaren Hieb, der ihm das linke Auge geraubt hatte. Lange schauten sie sich schweigend an, als schlössen die wogenden Gefühle beider Mund. Endlich brach Armin das Schweigen mit den Worten: „Du hast mich gerufen, Flavus; was wünschest du von mir?“ „Die Rückkehr zur Besinnung, Armin!“ rief Flavus leidenschaftlich aus. „O Armin, welcher Dämon hat dich besessen, dein Vaterland also ins Verderben zu jagen! Kannst du denn im Ernste glauben, dem allgewaltigen Rom auf die Dauer widerstehen zu können! Kannst du es auch nur wünschen, wenn du bedenkst, wie unendlich erhaben Rom dasteht, in Kunst und Wissenschaft und Reichtum erglänzend, während wir Deutschen immer noch arme, unwissende, halbnackte Barbaren sind, die sich in unaufhörlichen Bruderkriegen selbst zerfleischen! Ich habe das verwüstete Marsenland gesehen; bald wird ganz Germanien ihm gleichen, wenn ihr den nutzlosen, wahnsinnigen Kampf nicht aufgebt. Armin, Sohn meines Vaters, ich beschwöre dich bei seinem Andenken, ich beschwöre dich bei deiner Liebe zu Thusnelda, kehre

um von deinem Wege, erwache aus deinem stolzen Traum ehe es zu spät ist! Germanicus beut allen Germanen Frieden an, dir selbst und den andern Führern hohe Ehrenstellen im Römerheer, wenn ihr die Waffen niederlegt.“ Armin bebte förmlich im Sattel vor Zorn, als er diese Worte vernahm. Doch hielt er noch an sich. „Fühlst du denn gar nicht einmal die Schmach, die du mit diesen Worten mir anthust!“ rief er dem Bruder entgegen. „Ist denn jeder Funke von Freiheits- und Vaterlandsliebe in deinem Herzen ausgelöscht? Hat dich der eitle Glanz Roms so ganz geblendet, daß du seine innere Fäulnis gar nicht gewahrest! Ja wohl, nach außen ist es eine gewaltige Macht; aber sittlich ist es verrottet, morsch bis ans Herz. Bisher hat es jeden Feind besiegt und wie ein wildes Meer die Länder überflutet. Am deutschen Walde haben seine stolzen Wellen sich gebrochen und werden sich ferner brechen. Du schämst dich nicht, die Verwüstung weiter Gauen als Schreckbild hinzustellen. Seit wann beugt der freie Deutsche seinen Rücken vor dem, der ihn schlägt? Sollen wir die römischen Liktoren mit ihren Rutenbündeln wieder ins Land bringen? Ich sage dir, Flavus, du kennst dein eigen Volk nicht mehr, seinen unbeugsamen Mut, seinen trotzigen Freiheitssinn, seine nie versiegende Kraft. Ich kenne unser Volk, und ich glaube an unser Volk. Roms gewaltige Macht wird einst zusammenstürzen wie ein morsches Gebäude, und auf seinen Trümmern werden die jetzt als Barbaren verachteten Germanen stehen. O, Flavus, du hast mich zur Knechtschaft gerufen, ich rufe dich zur Freiheit! Um des Vaterlandes willen, das uns beide geboren hat, wirf die fremden Bande von dir, sporne dein Pferd in den Strom und komm ans Bruderherz! Dein Uebergang, jetzt im Angesicht beider Heere, wäre mehr denn

tausend Mannen wert. Flavus, bei allem, was dir heilig ist, komm herüber an den Ort, wo jeder Deutsche hingehört, komm zu deinen Brüdern!"

Fast schien es, als ob die bewegliche Bitte Armins einen Eindruck auf den Bruder gemacht hätte. Dieser schwieg einen Augenblick; dann aber sagte er fast traurig: „Ich kann mein Mannenwort nicht brechen, kann meine Ueberzeugung nicht ändern. Zum letzten Male bitte ich dich, folge meinem Rat. Fürchtest du die Wut deines Heeres, die du selbst entfacht hast, so komme gleich herüber; das Heer wird deinem Beispiel bald folgen." Armin antwortete nicht auf diese wiederholte Versuchung. Traurig schaute er auf den Bruder und sprach: „Wo hast du dein Auge verloren, Flavus?" „In Pannonien, in einer blutigen Schlacht gegen die Rebellen", lautete die Antwort. „Und was ist dir dafür geworden, daß du dein Leben daran setztest, jenes freie Volk den Römern unterwerfen zu helfen?" „Diese güldene Ehrenkette", antwortete Flavus, auf seinen Hals deutend. Da lachte Armin höhnisch auf und rief laut: „Um eines armen Kettleins willen schlägt ein deutscher Edeling Freiheit und Leben in die Schanze! Flavus, siehst du denn nicht das Sklavenbrandmal an deiner Kette! Sklavenkette bleibt Sklavenkette, ob sie gülden am Halse blinkt oder eisern am Fuße klirrt." Da verzerrte die Wut des Flavus bleiches Gesicht; gellend rief er zurück: „Lieber ein ehrlicher, treuer Diener als ein ehrloser, meineidiger Schurke wie du! Dem Varus hast du die Mannentreu schändlich gebrochen; das deutsche Volk hast du hochmütiger Narr verführt! Mich sollst du nicht unbestraft schmähen!" Damit riß er das Schwert aus der Scheide und sprengte in den Strom. Da hielt sich auch Armin nicht länger. Vergessen war die ganze ungeheure Verantwortung, die auf ihm

ruhte als Führer des Heeres. Nur der Manneszorn schlug lohend empor. „Elender Vaterlandsverräter, jetzt empfängst du deinen Lohn!“ Damit stürmte auch er in den Fluß zum brudermörderischen Kampf. Zum Glück war beider Gefolge nicht weit. Alle stürzten sich in den Fluß, um die Herren zu trennen. Sieghard kam zuerst an Armins Seite, ergriff den Zügel seines Rosses und beschwor ihn um des Vaterlandes willen den Zorn zu mäßigen und sich nicht leichtsinnig in Lebensgefahr zu begeben. Nur mit Mühe gelang es die wutentbrannten Brüder von einander zu halten. Vielleicht war dieser Zweikampf von Germanicus beabsichtigt, als er den Flavus absandte. Wie würde er und sein ganzes Heer jubiliert haben, wenn der gefürchtete Besieger des Varus da elend von des eigenen Bruders Hand erschlagen worden wäre!

War nun das auch nicht geschehen, so waren es doch wieder deutsche Brüder, die das Römerheer über die Weser führten. Die wasserkundigen Bataver, die Vorfahren der heutigen Holländer, dienten scharenweise im Römerheer. Sie durchschwammen die Weser an verschiedenen Stellen, fanden eine Furt und hielten solange Wacht am Ostufer, bis Germanicus herüber war. Bald sah er sich den Germanen auf einer großen Wiese am Ufer des Flusses, nahe dem heutigen Preußisch-Minden, gegenüber. Er brannte darauf, eine Hauptschlacht gegen die Germanen zu gewinnen, was ihm im Vorjahr trotz aller Anstrengung nicht gelungen war. Vor sich sahen die Römer zunächst nur deutsche Reiterscharen. Zu beiden Seiten erstreckte sich der Wald. Erst in einiger Entfernung schien eine bedeutende Menge Fußvolk am Rande des Waldes zu halten. So tapfer nun die Legionen auch waren, sie fürchteten den Waldkampf mit den Germa-

nen. Zu schwer lag ihnen das Schicksal des Varus noch in den Gliedern. Ehe der kluge Feldherr daher sein Heer anstürmen ließ, hielt er eine ermunternde Ansprache an dasselbe. „Warum fürchtet ihr eigentlich den Waldkampf?“ rief er ihnen zu. „Doch nur, weil einmal ein römischer Feldherr den Kopf verlor und sich völlig überrumpeln ließ. Habe ich euch nicht lange genug geführt, daß ihr mir und meiner Führung vertrauen solltet? Wenn ihr es recht bedenkt, so ist der Wald euch günstiger als den Germanen. Ihr könnt eure kurzen Schwerter und Spieße unter den Bäumen viel besser gebrauchen als jene ihre viel längeren Waffen. Auch eure runden Eisenschilde sind da viel bequemer zur Abwehr als die manneshohen Holzschilde der Germanen. Ich werde euch so wenig wie möglich in den Waldkampf führen; wird es aber nötig, so geht den Feinden nur getrost auf den nackten Leib; er ist im Walde nicht härter als im freien Felde. Denkt der Schmach im Teutoburger Walde; löscht sie aus im Blute der Feinde und ihr werdet den Ruhm der Veteranen von Zama erlangen.“* Nun ließ Germanicus sein Heer vorwärts gehen. Die deutschen Reiter zogen sich nach kurzem scharfen Kampf zurück; hitzig folgten die Römer. Da jubelte Armin auf in seinem Herzen, denn er sah den Siegeskranz winken. Er hatte einen feinen Schlachtplan ersonnen. Zu beiden Seiten lagen die Deutschen im Walde versteckt, weit nach hinten zu hielt Ingomar mit den Cheruskern als Rückhalt des Heeres. Sie hatten strengen Befehl, sich nicht zu rühren, bis Armin selbst sie rufen würde. Die Reiter sollten nur zum Scheine ein wenig kämpfen und sich dann auf die

* Bei Zama wurde der Karthager Hannibal, der größte Feind Roms, nach sechzehnjährigem Kampfe endlich besiegt.

Cheruskerscharen zurückziehen. Dadurch hoffte Armin die Römer von der Weser abzuziehen um ihnen mit seinen im Walde verborgenen Truppen in die Seite und in den Rücken fallen zu können und ihre Legionen aufzurollen. Alles ging anfangs nach Wunsch; die Römer hatten nichts gemerkt. Da mußte der alte unbändige Ingomar den ganzen Plan verderben und den fast sicheren Sieg in eine blutige Niederlage verwandeln. Kaum sah er die Feinde anstürmen und die deutschen Reiter vor sich hertreiben, da konnten er und die Cherusker den Kampfesmut nicht mehr bezähmen. Sie stimmten den wilden Schlachtgesang an und stürmten in blinder Wut nach vorn, ehe noch das Römerheer merklich von der Weser abgezogen war. So konnte Armin seine Hauptmacht gar nicht aus dem Walde heraus entwickeln, während Germanicus schnell genug seine Legionen an die richtige Stelle schieben konnte. Die Cherusker brausten mit wunderbarer Schnelligkeit heran. Aber schon auf 60 Schritt Entfernung traf sie der furchtbare Hagel der mörderischen Pila. Ganze Reihen der Keilordnungen sanken zu Boden. Die Uebriggebliebenen stürmten einzeln auf die Römer los; aber die festen Reihen der Legionen standen wie Mauern. Ihre Speere hatten die hölzernen Schilde der Deutschen leicht durchbohrt; diese aber konnten trotz all ihrer überlegenen Körperkraft meistens nur von oben herab den Rand der eisernen Römerschilde zerhacken. Dabei stießen ihnen die Legionäre das kurze Römerschwert von unten her in den Leib. Bald lagen die Riesenleiber der Deutschen zu Haufen getürmt, aber die mordgierigen Feinde würgten immer weiter und trieben alles vor sich her.

Armin knirschte vor Wut, als die naturwüchsige Tapferkeit des alten Oheims ihm zum zweitenmal

den fast sichern Sieg entriß. Noch einmal versuchte er mit verzweifeltem Mute dem Unheil zu wehren. Mit einer schnell zusammengerafften Reiterschar drang er plötzlich tief ins Römerheer ein und kam nahe an Germanicus selbst heran. Er hatte sich das Gesicht geschwärzt, damit die Feinde ihn nicht erkennen sollten. Aber an seiner Riesengestalt und seinen furchtbaren Hieben erkannten sie ihn doch. Nun stürmten sie von allen Seiten auf ihn ein. Nur wenige der Seinen hatten ihm folgen können, allen voran der schnelle Sieghard, dessen geschwinde Schwerthiebe auf die Helme der Feinde niederschmetterten wie vor dem seine Hammerschläge auf des Vaters Amboß. Mit einem Male erhielt Armin einen so furchtbaren Hieb über die Stirn, daß sein Helm zerbarst und das hervorquellende Blut ihm die Augen blendete. Elend wäre der jetzt hilflose Held gefangen geworden, hätte nicht Sieghard den Zügel seines Streitrosses erfaßt und ihn mit Hülfe der andern herausgehauen. Der Führer der Deutschen war, wenn auch schwer verwundet, gerettet; aber die Schlacht bei Idistaviso war für sie verloren. Doch Germanicus triumphierte zu früh; die Deutschen waren noch lange nicht vernichtet. Armin und Ingomar setzten die letzte Kraft ein, und schon nach wenigen Tagen standen sie dem Feinde abermals gerüstet gegenüber. Diesmal hatten sie eine sehr starke Stellung gewählt. An der einen Seite floß die Weser, an der andern lag ein tiefer Sumpf. Nur ein schmaler Weg führte zwischen beiden hindurch zu ihrer Stellung. Hier aber hatten sie einen hohen Wall aufgeworfen, und dahinter stand der trotzige Ingomar mit starkem Heer. Armin konnte seiner schweren Wunde wegen nicht persönlich am Kampfe teilnehmen, wenn er auch den Schlachtplan entworfen hatte. Jung Sieghard war wieder mit

dabei; fast wie durch ein Wunder war er bei Idistaviso unverwundet davon gekommen. Aber mit Ingrimm mußte er hier wieder die überlegene Kriegskunst der Römer kennen lernen. Wie er oben auf dem hohen Wall stand und die Legionen langsam heranrücken sah, stimmte er auch ein in die höhnische Rufe, womit die Kameraden die Feinde begrüßten: „Kommt nur heran, ihr schwarzen Zwerge! Hier soll euch Panzer und Schild nicht schützen! Heute sollt ihr lernen, daß die deutsche Framja von obenherab ebensogut trifft wie euer Pilum!“ Aber die Römer dachten gar nicht daran, den hohen Wall sofort zu stürmen, wie die Deutschen gehofft hatten. Zum erstenmal im deutschen Kriege konnten sie hier ihre Atillerie ausgiebig gebrauchen. Hunderte von schweren Geschützen wurden in sicherer Entfernung aufgefahren. Besonders die schweren Felsstücke, welche von den Wurfmaschienen hoch im Bogen geschleudert wurden, rissen furchtbare Lücken in den Wall wie in die dichtgedrängten Scharen der Deutschen, die rein gar nichts dagegen thun konnten. Erst nachdem die Geschütze also vorgearbeitet hatten nahten die Sturmkolonnen der Legionen, so fest, so schnurgerade, als wären sie eine einzige Maschine. Auf den Leichen ihrer Brüder stehend, wehrten sich die übrig gebliebenen Deutschen mit verzweifeltem Mute; aber die bessere Ordnung und Bewaffnung der Feinde trug auch diesmal nach unbeschreiblichem Gemetzel einen großen Sieg davon. Germanicus ließ eine hohe Siegessäule aufrichten und schrieb triumphierend nach Rom, daß er die Germanen vernichtend geschlagen habe. Von unsern deutschen Vorfahren haben wir leider keinen Bericht über all diese Schlachten. Sonst würden wir wohl erfahren, daß auch Germanicus schwere Verluste erlitten hatte. Wenigstens drang er nicht weiter ins Land der Cherusker ein,

während sein Vater Drusus bis zur Elbe gekommen war. Nach wenigen Tagen zog er über die Weser zurück, und seitdem hat kein Römerheer jemals die Weser wiedergesehen. Trotz der Niederlagen hat Armin das deutsche Vaterland befreit. Verfolgen konnte er dieses Mal den abziehenden Feind nicht. Aber die Flotte desselben wurde in der Nordsee von einem furchtbaren Sturm gepackt und fast vernichtet. 20,000 Menschen fanden dabei ihren Tod. Solch riesige Opfer an Gut und Blut waren selbst dem Römerreich zu schwer. Germanicus wollte freilich in brennendem Ehrgeiz noch einen vierten Zug in das Herz Germaniens unternehmen, um die trotzigen Barbaren vollends zu vernichten oder zu unterwerfen. Der alte kluge Tiberius aber sagte: „Jetzt ist es genug des Ruhms und der Rache; die Deutschen kann man am besten besiegen, wenn man sie ihrer eigenen Zwietracht überläßt.“ Er kannte den Erbfehler der Deutschen nur zu gut. Kaum ein Jahr war vergangen, da standen Armin und Marbod einander an der Saale in furchtbarem Bruderkampf gegenüber. Semnonen und Longobarden kämpften auf des Cheruskers Seite; aber sein eigener Oheim Ingomar war zu den Markomannen übergegangen. Armin behauptete am Abend das Schlachtfeld, und Marbod zog heim nach Böhmen. Der tapfere, aber auch eitle, selbstgefällige Mann wurde von dem Goten Catualda bedrängt, von den Römern umgarnt und starb in römischer Gefangenschaft. Sein Volk aber, die edlen Markomannen, die er einst vom Main nach Böhmen geführt hatte, haben noch 150 Jahre später manchen harten Strauß mit dem römischen Kaiser Mark Aurel ausgefochten. Von ihnen stammen die Deutsch-Oesterreicher und die Bayern oder Bajuwaren, d. h. Leute aus dem Bojerland, das ist Böhmen.

Armin suchte nun mit aller Macht wenigstens die Mitteldeutschen zu einem Reiche zu vereinen. Aber dazu war er um Jahrhunderte, ja fast um zwei Jahrtausende zu früh geboren. Der ungezähmte Freiheitsdrang, die Eifersucht der einzelnen Sippen und Stämme, die geringe Vaterlandsliebe ließ die starken, tapferen Deutschen damals und später zu keiner wahren Einheit kommen. Armins ganzes Streben in dieser Beziehung ward zu nichte. Man beschuldigte ihn, daß er nach der Königskrone trachte, und im Jahre 21 ward er von seinen eigenen Verwandten erschlagen. Die alte Göttersage von Baldur, dem Frühlingsgott, und Loki dem Gott der Zwietracht, war leider vorbildlich für die Geschichte unseres deutschen Volkes. Unter Armin hatte es einen herrlichen Völkerfrühling erlebt; aber die Zwietracht fand bald einen blöden Hödur, der ihn erschlug.

Sieghard war ihm immer treu zur Seite geblieben und sein Liebling geworden. Hätte der alte Wulf ihn nicht gerettet, so wäre auch er dem Mordstrahl erlegen, als Armin dahin sank. Ohne Heimat, stand er jetzt im deutschen Walde, da, wo einst des Vaters Haus gestanden. Wehmütig betrachtete er den Ort, der seit seiner Zerstörung im Jahre 15 nicht wieder aufgebaut war. Frauen und Kinder waren ja allesamt gefangen, die Männer größtenteils gefallen. Unter den Cheruskern war er seines Lebens nicht mehr sicher; denn da herrschten jetzt Armins Gegner. Freilich hatte auch der stolze Stamm mit der Ermordung seines Helden sich selbst den Todesstoß gegeben. Furchtbar zusammengeschmolzen wie er war, verschwindet sein Name unter den deutschen Stämmen. Aber auf der Heimatsstätte erwachte in dem 21jährigen Sieghard mit aller Macht die Sehnsucht nach Mutter und Schwester, die in römischer Gefangen-

schaft schmachteten. Nicht, als ob er ihrer vorher niemals gedacht hätte. Aber die unaufhörlichen Kämpfe seit der Zeit seiner Flucht ließen ihm weder Zeit noch Gelegenheit, seinem Herzenswunsch zu folgen. So lange der offene Kampf mit den Römern dauerte, wäre es ohnedem fast unmöglich gewesen, seinen Plan auszuführen. Jetzt sogar war es immer noch ein sehr gefährliches Unternehmen. Wurde er irgendwo als ein entlaufener Sklave erkannt, so wartete grausame Gefangenschaft, vielleicht der Tod auf ihn; denn die Sklavengesetze Roms waren blutig, und wurden blutig ausgeführt. Aber die Liebe zu den Seinen überwand alle Bedenken. Sie zu finden und zu befreien, wie er einst als Knabe gelobt, das ward nun, da er ein Mann geworden, die Aufgabe seines Lebens. So verließ Sieghard den deutschen Wald.

In der Römischen Kaiserstadt.

1. Im Sklavenmarkt.

Keine Stadt der Welt hat jemals ein solches Gewimmel der verschiedensten Völker gesehen, wie die Weltstadt an dem Tiber. Am schlimmsten war dieses Völkergemisch jedoch auf dem Sklavenmarkt. Zehntausende der Löwen und Tiger Afrikas bedurfte Rom zu seinen blutigen Zirkusspielen; Hunderttausende seiner schwarzen Menschen kaufte es für seine Häuser und Plantagen. Und neben den starken Söhnen Hams standen am Markt die schlanken Griechen, die wegen ihrer Kunstfertigkeit geschätzt waren, und sehnige Epiroten und Dalmatiner, welche die besten Gladiatoren abgaben. Glutäugige Spanier reihten sich da an schwarzlockige Syrer; die schöngebauten Georgier und Armenier waren gesucht, wie heute noch im türkischen Reich. Aber alle wurden überragt von den blonden Söhnen und Töchtern Germaniens. Die Händler priesen die Kraft und Stärke ihrer männlichen und die Schönheit und Kunstfertigkeit ihrer weiblichen Sklaven mit lauter Stimme. Die Käufer drängten sich heran, befühlten die Stärke der Muskel und maßen die Weite der Brust der männlichen Waren; oder sie prüften mit lüsternen Blicken und frechem Betasten die Schönheit der Weiber und feilschten dann mit den Händlern wie echte Südländer. Bei einem Pferdehandel unserer Tage kann es nicht roher, rücksichtsloser zugehen als auf den alten Sklavenmärkten. Das war nur *eine* Frucht des von den Ungläubigen unserer Tage so hoch gepriesenen römischen Heidentums. Erst das Christentum,

mit seiner Lehre von der Bruderliebe hat die schreckliche Sklaverei des heidnischen Altertums zuerst gemildert und endlich vollends aufgehoben.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 25 war der Sklavenmarkt zu Rom wie gewöhnlich stark besucht. Da es hier immer allerlei Aufregung und Kurzweil gab, so fanden sich täglich Tausende der ärmeren römischen Bürger hier ein, obwohl sie keine Sklaven kaufen konnten. Hatten sie doch meistens außer ihrer berühmten Bürgerfreiheit und dem entsprechenden Stolz nichts als ihre schmutzige zerrissene Toga. Das Essen lieferte ihnen der Staat. Dafür gaben sie in den Wahlversammlungen ihre Stimmen für die Reichsten und Freigebigsten ab. Sonst hatten diese halben Bettler, die sich aber als Herren der Welt fühlten, nichts zu thun. Um den Sklavenmarkt zog sich denn auch alltäglich allerlei Gauklervolk zusammen, die Menge zu belustigen und sich damit einige Denare zu verdienen. Die Stelle unserer wahrsagenden Zigeuner vertrat der Weise aus Aegyptenland; andere Länder sandten ihre besten Künstler. Auch Deutsche fehlten nicht. Gleich dort neben dem öffentlichen Brunnen sah man ihrer zwei, die einige Bären mit sich führen. Der ältere der Männer, selbst in einem Bärenfelle schwitzend, um den Römern einen echten leibhaftigen Germanen vorzuführen, ließ die Tiere tanzen und klettern und allerlei lustige Sprünge machen, wie die braven Bärenführer das heute noch verstehen. Meister Petz ist ja ein gar gelehriger Gesell. Der Jüngere, ein Mann von riesenhafter Größe, führte allerlei Kraftproben mit eisernen Ketten und Gewichten aus. Dann sprang er über die Bären, über seinen Kameraden und manchmal auch nach kurzem Anlauf über einen Haufen Menschen hinweg. Die Zuschauer klatschten Beifall; aber die her-

umgereichte Pelzmütze des Alten hatte dann doch meistens nur einige kleine Kupfermünzen aufzuweisen. „Ein elendes Leben, Wulf, ein elendes Leben!“ sagte der Jüngere finster brütend an eine Säule gelehnt, als der Alte seine geringe Sammlung zeigte. „Seit vier Jahren treiben wir uns nun so herum, und noch haben wir keine Spur von Faustus oder der Mutter gefunden. Ich glaube sie sind gar nicht mehr in Rom, obgleich der Schurke hier früher eine Schenke hielt, wie ich in Köln erfuhr. Möglich, daß es in dieser Millionenstadt immer noch einige Schenken giebt, die wir nicht gefunden haben. Aber ich habe fast die Hoffnung verloren, Mutter und Schwester je wiederzusehen.“

„Mit Geduld und Spucke
Fängt der Elefant die Mucke“,

antwortete der Alte weise. „Viel Hoffnung habe ich freilich noch nie gehabt, Sieghard. Wenn aber der Elefant eine Mucke fangen kann, so kannst du am Ende auch noch einen Faustus auffinden, falls der noch lebt. Damit will ich aber durchaus nicht sagen, daß du ein Elefant bist, wenn du auch fast groß genug dazu wärest. Aber was unser Leben anbetrifft, so finde ich das ganz gemütlich. Wir haben genug zu essen und vor allem genug zu trinken; denn der Wein ist hier billig, und damit bin ich ganz zufrieden.“ Man sieht, er war noch ganz derselbe leichtlebige, gutherzige alte Knabe wie früher in Waldsrode. Auch äußerlich war er fast gar nicht verändert; nur der Leib war ein wenig rundlicher und das Gesicht ein wenig rötlicher geworden. Desto mehr hatte sich sein junger Herr verändert. Wenn Faustus selbst ihm jetzt begegnet wäre, er hätte seinen einstigen Sklaven nicht wieder erkannt. Was der Vater einst mit Stolz gehofft, Sieghard

hatte es erfüllt: er war noch größer und stärker geworden als Wulfram der Schmied. Aber das schöne sinnende Antlitz des Jünglings war in ein ernstes fast finsteres Männerantlitz verwandelt, wenn es seine Schönheit dadurch auch nicht verloren hatte. In schweren Gedanken versunken, lehnte er noch eine Weile an der Säule. Dann hob er das Haupt wie ein müder Mann und sprach zu Wulf: „Bleibe hier mit den Tieren; ich will wieder wie alle Tage den Markt umschreiten und die Sklaven betrachten.“ So ging er langsamen Schrittes davon. Plötzlich aber stand er still; ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen, deren goldig schimmerndes Haar in reichen Locken bis zu den Hüften herabwallte, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen; aber an Haar und Wuchs erkannte er ein Kind seines Volkes. Ihr zur Linken saß eine alte Frau auf dem Boden, das Haupt tief geneigt. Zur Rechten stand der Händler, ein großer Mann, welcher eifrig auf eine Schar von 8—10 jungen Römern einredete, die vor ihnen standen und dreiste Blicke auf das Mädchen warfen. „Dein Preis ist unverschäumt“, rief ein Senatorensohn, einer der schlimmsten Wüstlinge der goldenen Jugend des Babels an dem Tiber; „aber ich will ihn zahlen. Die Alte magst du behalten; eine Schaffnerin brauche ich nicht. Aber die Junge gefällt mir; ich habe gerade einmal germanischen Geschmack. Sie wird eine treffliche Tänzerin abgeben, um die ihr mich alle beneiden werdet. Meiner griechischen Chloris, die ich nun bald ein halbes Jahr habe, bin ich doch müde, obgleich sie bei unserm letzten Trinkgelage von euch allen als die Schönste anerkannt wurde. Diese hier übertrifft sie nicht nur an Größe, sondern auch an Vollendung der Formen und Gesichtszügen. Seht nur diesen schneeweißen, wie aus Marmor gemeißelten Arm!“ Mit

diesen Worten trat er an die Jungfrau heran und drückte ihren vollen Arm, während er ihr zugleich lüstern ins Auge sah. Das Mädchen errötete bis in die Haarwurzel vor brennender Scham; blitzschnell riß es sich los und versetzte dem Frechen einen Schlag ins Gesicht, daß er schreiend rückwärts taumelte. Da erhob der Sklavenhändler die Peitsche und ließ sie mit einem bösen Fluche so schwer auf den zarten Rükken der Sklavin niedersausen, daß diese weinend zu Boden sank und ihr Haupt am Busen der Alten verbarg. Aber ehe der rohe Mensch die Peitsche zum zweiten Male gebrauchen konnte, war Sieghard in langen Sätzen herbeigesprungen. „Elender Schurke!" rief er aus; dann traf seine Faust den Händler so kräftig hinter dem Ohr, daß er zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblick hatte auch der Senatorssohn eine Maulschelle weg, die noch bedeutend saftiger war als die erste von der Hand der Jungfrau. Nun aber drang der ganze Haufe der jungen Lebemänner mit gezückten Schwertern auf Sieghard ein. Der hatte als einzige Waffe sein kurzes Messer im Gürtel, und was war das gegen die Schwerter der Römer! Aber in dem jungen deutschen Recken war der furor teutonicus erwacht, die wilde deutsche Kampfeswut, die vor keiner Gefahr zurückschreckt. Die verdoppelte noch seine ohnehin gewaltigen Kräfte. Geschickt zur Seite springend, um einem Schwertstoß auszuweichen, faßte er den nächsten Gegner an der Kehle und an der Hüfte, hob ihn wie einen Schild hoch empor und schleuderte ihn mit unwiderstehlicher Wucht in den dichten Haufen, daß er wie ein Sack zu Boden fiel und noch drei seiner Kameraden mit sich niederriß. Dann hob Sieghard das dem Römer entfallene Schwert auf und schlug, noch ehe er sich völlig aufgerichtet hatte, einem fünften die gezückte Waffe aus der Hand. Die

Gefallenen erhoben sich zwar alle wieder, aber mit dem Schwert in der nervigen Faust drang der kühne Deutsche auf sie alle ein. Wer weiß, was nun der Ausgang des Kampfes gewesen wäre, denn Sieghard war ebenso schwertgewandt wie muskelstark, wenn der Sklavenhändler sich nicht schwerfällig erhoben und von hinten her einen Hieb auf das unbeschützte Haupt Sieghards geführt hätte. Hoch auf spritzte da sein Blut, lautlos fiel er auf sein Angesicht zu Boden, während der Händler schrie: „Da hast du dein Teil, du germanischer Hund, der einen ehrlichen Handel zu stören wagt!“ Die römischen Lebemänner jedoch, voller Wut über die erlittene Schmach, stürzten sich auf den Gefallenen und hätten ihn sicher vollends erstochen, wenn nicht ein gewaltiges Schwert mit einemmale ihre schon gesenkten Waffen empor geschlagen und eine dröhnende Stimme gerufen hätte: „Wagt es, ihr römischen Feiglinge, einen Gefallenen zu schänden, und ihr werdet noch mehr deutsche Hiebe zu kosten kriegen!“ Ein hünenhafter Germane in der glänzenden Rüstung der kaiserlichen Leibwache stand zornsprühenden Auges vor ihnen. Und da sich eben noch ein halbes Dutzend ähnlicher Gestalten aus den Sätteln schwangen, so zogen die verweichlichten Römer es vor, den Streit fallen zu lassen und sich, murrend über germanische Unverschämtheit, zu entfernen. Den ihnen nacheilenden Sklavenhändler stießen sie fluchend zurück. Auch dem Senatorssohne war sein germanischer Geschmack durch die rauhe germanische Behandlung auf diesmal gründlich verdorben.

Der Führer der deutschen Reiter beugte sich zu Sieghard herab, und da er dessen Herzschlag noch verspürte, rief er frohlockend aus: „Er lebt, und hoffentlich können wir ihn wiederherstellen. Das gäbe einen Leibwächter, wie wir kaum einen stärkeren haben.

Ich rühme mich, der stärkste Mann der Stadt zu sein. Erst neulich habe ich den großmäuligen Dalmatiner, welcher der stärkste Ringkämpfer in Rom sein will, in einer Schenke zu Boden geworfen. Aber ob ich den dicken Römer so leicht heben und soweit werfen könnte, wie dieser Recke es vorhin that, das ist mir doch fraglich." Und zu dem Führer der herantretenden Stadtwache, die sich sonst nicht leicht um dergleichen alltägliche Händel kümmerte, von diesem etwas groben Fall aber doch angezogen war, sagte er: „Ueberlaß ihn mir, Freund; schwer gestraft ist er so wie so, und dem schurkischen Händler kann der Faustschlag auch nicht schaden." Da der Sklavenhalter auch nicht auf Verhaftung des Gefallenen bestand, weil er, trotzdem er der Angegriffene war, doch Ungelegenheiten fürchtete, falls der Mann sterben sollte, so zog die Polizei wieder ihres Weges, froh des bösen Handels ledig zu sein. Die deutschen Kriegsknechte aber verbanden schnell die Wunde Sieghards; dann trugen sie ihn zur kaiserlichen Burg, und der Sklavenmarkt hatte wieder sein gewohntes Aussehen. Die alte Frau war bei dem Ausrufe Sieghards: „Elender Schurke!" jäh zusammen gefahren. Zitternd hatte sie sich den Armen der Jungfrau, welche sie zurückzuhalten versuchte, entwunden, um zu dem mutigen Jüngling zu eilen, der ihre Tochter so kräftig verteidigte. Aber kaum hatte sie einen Schritt gethan, so sah sie denselben unter ihres Herrn mörderischem Schwert zusammensinken. Da stieß sie einen gellenden Jammerruf aus und wollte sich über den Gefallenen stürzen. Aber der Herr schlug ihr mit der flachen blutigen Klinge auf das Haupt, daß das Blut des Jünglings sich mit dem eigenen in ihrem grauen Haar vermischte, und sie wie leblos dahin sank in die Arme der Tochter. Als sie wieder zu sich kam und bemerkte,

daß der Jüngling fort war, sprach sie mit bebenden Lippen zu der Tochter: „Wo ist der Jüngling hingekommen? Hast du sein Gesicht gesehen, Sieglind?“ „Nur seine hohe Gestalt habe ich geschaut, als er mit den jungen Römern kämpfte; sein Antlitz habe ich nicht gesehen. In der Sorge um dich habe ich auch nicht bemerkt, wohin sie ihn gebracht haben.“ Bei dieser Antwort der Tochter seufzte die Mutter tief auf und sprach: „Die Stimme, sie klingt mir noch in den Ohren, Sieglind. Ich meinte deines Vaters mächtige Stimme zu vernehmen als der Jüngling ausrief: ‘Elender Schurke!’ Und auch die Gestalt war die des Vaters. O ihr grausamen Götter, warum habt ihr mir das gethan? Nach zehn Jahren sehe ich mein Kind nur, um es unter Mörderhand zusammensinken zu sehen und es auf immer zu verlieren!“ Dabei weinte sie herzzerbrechend, bis Sieglind die Arme um ihren Hals schlang und gleichfalls weinend ausrief: „Du hast ja mich noch, liebe Mutter! Fast hätte der grausame Faustus uns getrennt, und mich jenen Männern verkauft, vor denen mir graut; der deutsche Jüngling hat mich gerettet.“ Da wurde die Mutter ruhiger, schloß ihrerseits die Tochter ans Herz und sprach: „Ja, ich will nicht undankbar sein; ich habe dich noch, du mein Alles auf der Welt. Die Trennung von dir würde ich nicht überleben. Wenn wir nur beisammen bleiben, dann will ich gerne alles ertragen. Meine alten Sinne mögen mich auch getäuscht haben. Woher sollte Sieghard wohl kommen? Wer weiß, ob er jemals frei geworden ist? Versucht hat der kühne Knabe es gewiß; aber er mag dabei leicht den Häschern in die Hände gefallen sein und sein Leben gelassen haben.“ So sprach die Mutter; aber sie redete eigentlich mehr, um Sieglind zu beruhigen, als aus Ueberzeugung. Ihr Mutterherz hatte die Nähe

des Sohnes gefühlt, und sie hatte sich nicht getäuscht. „So nah, so nah, und doch so fern!“ seufzte sie im Stillen. „O daß wir frei wären und dem Verwundeten folgen könnten! Ich würde ruhiger sein, wenn ich auch nur sein totes Antlitz noch einmal sehen könnte. Die Furcht, daß die Mutter die Trennung von der Tochter nicht lange überleben würde, war es auch allein, was den wüsten Faustus bewogen hatte, die beiden zusammen auszubieten. Friedberta hatte bisher als Schaffnerin sein Landhaus nahe bei der Stadt ausgezeichnet in Ordnung gehalten, und er verkaufte sie nur ungern. Die bildschöne Sieglind hoffte er leicht zu einem hohen Preise als Tänzerin oder Harfnerin verkaufen zu können. Aber als er es vor einem Monate versucht hatte, sie von einander zu reißen und Sieglind allein zu verkaufen, hatte das Mädchen noch auf dem Markte sich so verzweifelt gewehrt, daß er es in seiner Wut blutrünstig geschlagen hatte und daher an dem Tage nicht mehr mit Vorteil verkaufen konnte. Die Mutter aber fand er beim Nachhausekommen in einem todesähnlichen Zustande. Nur der Anblick des geliebten Kindes brachte sie ins Leben zurück. So hatte er sie dann an diesem Tage zusammen ausgeboten. Freilich hätte er heute Sieglind doch allein an den Senatorssohn verkauft. Der Preis war hoch genug für beide. Mochte die Alte zu Grunde gehen, er hatte das Geld. Da fuhr ihm dieser deutsche Bär mit seiner Tatze herein und zerriß den ganzen schönen Handel. Wütend stampfte Faustus mit dem Fuße und fing wieder an, auf die ganz unschuldigen Sklavinnen zu schelten. Doch mit einem Male ward er still und ganz katzenfreundlich.

Noch einmal an diesem Tage sollte ihm, und dieses Mal auch seinen Sklavinnen, das Glück lächeln. In prächtigem Wagen kam ein vornehmes Ehepaar

daher gefahren. Aus der Ferne hatten sie den kurzen, wilden Kampf mit angesehen; wegen des Auflaufs konnten sie nicht so schnell vorüber. Der Mann, ein finster und abgelebt dreinschauender Römer, hatte freilich nur einen kurzen Blick darauf geworfen. Was kümmerten ihn ein paar Sklavinnen, was kehrte er sich um einen kleinen Markttumult! Seine Frau aber, eine edle, echt vornehme Erscheinung mit milden, sanften Augen, wie sie unter den üppigen Römerinnen der Kaiserzeit selten genug waren, vermochte den Blick nicht von Mutter und Tochter abzuwenden. Die weinenden Sklavinnen rührten ihr Herz. Bekannt mit den Greueln der Sklaverei, ahnte sie sofort, daß man hier wieder einmal Mutter und Kind von einanderreißen wolle, wie es nur allzu häufig geschah. Auf den Kampf der Männer verwandte sie keinen Blick mehr, so daß sie später auch nicht sagen konnte, was aus dem Jüngling geworden sei. Wie sie näher herankam und das edle Antlitz der Greisin sowie die herrliche Gestalt der Jungfrau erkannte, da war ihr Entschluß schnell gefaßt. Sie wandte sich an ihren Gemahl und sprach bittend: „Kaufe mir die Mutter samt der Tochter dort, Pontius; ihr Anblick hat mich gerührt. Es sind germanische Frauen, die man ja wegen ihrer Treue und Dienstfertigkeit besonders lobt. Die Mutter wird einen guten Ersatz geben für unsere alte Schaffnerin, und die liebliche Tochter können wir in unserem größeren Haushalte in Syrien auch gut gebrauchen." Der Mann schaute eine Weile mürrisch drein; doch die Frau bat: „Mache mir die Freude. Es ist die letzte vor dem Abschied von Rom, der mir doch schwer genug wird." Da gab ihr Mann seine Einwilligung, und nach wenigen Minuten waren Friedberta und Sieglind das Eigentum eines anderen Herrn.

2. In des Kaisers Palast.

Nach der Schlacht bei Actium, in welcher er den Antonius besiegte und sich die Kaiserwürde errang, hatte sich Augustus eine Leibwache aus spanischen Bogenschützen gebildet. Bald jedoch ersetzte er diese durch germanische Reiter, deren Mannentreue so berühmt war wie ihre Tapferkeit. In die innere Politik, die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen dem Senat und dem Kaiserhof, die Thronstreitigkeiten und dergleichen mischten sie sich niemals ein, wie das die Prätorianer, die Gardelegionen der Hauptstadt, so oft thaten. Zu dem bewegten, buntfarbigen Leben der Weltstadt aber fügten diese Nordlandsrecken, wenn sie in glänzender Rüstung auf ihren schönen Rossen von der Kaiserburg dahersprengten, einen neuen, vielbewunderten Zug. Die glänzende Stellung der Leibwächter diente den Kaisern zugleich als eine Lockspeise für manchen trotzigen Freiling und Edeling der deutschen Gauen. Willibald, der derzeitige Führer der Leibwache, ein Abkömmling eines uralten deutschen Grafengeschlechts, war schon jahrelang in seiner Stellung. Er besaß das Vertrauen des sonst so menschenscheuen, mißtrauischen Kaisers Tiberius in hohem Maße. Auch der Vertraute des Kaisers, der Prätorianeroberst Sejanus, war ihm wohlgesinnt. Selbst ein Hüne von Gestalt, war es Willibalds Ehrgeiz, immer die längsten, stärksten Kerle in seiner Schar zu haben, um dem Römervolk gebührende Achtung vor den Deutschen abzunötigen. So freute er sich denn herzlich, als Sieghard sich bald erholte und sich willig zeigte, in die Leibwache einzutreten. Das alte Wanderleben war ihm längst zum Ekel geworden, die glänzende Stellung zog ihn an. Er hoffte auch, von seiner reichen Löhnung bald so viel ersparen zu



Kaiser Augustus.



können, um Mutter und Schwester loszukaufen, falls er sie einmal wirklich finden sollte. Und darauf hoffte er jetzt mehr als zuvor. Er hatte das Gesicht des Sklavenhändlers nur mit einem Blick gestreift; aber er wähnte seinen Todfeind Faustus gesehen zu haben. Und das schlanke Mädchen! Er hatte ihr Angesicht leider nicht gesehen, sowenig wie das der älteren Frau; aber mußte nicht seine verlorene Schwester Sieglind, wenn sie noch lebte, gerade eine so hohe, holde Gestalt haben wie diese Sklavin? Sie war wohl erst in ihrem 16. Jahre, aber in dem warmen Klima entwickelten sich die Menschen auch schneller als im kalten Norden. Es wurde ihm fast zur Gewißheit, daß er Mutter und Schwester nahe gewesen sei, und freudig wallte sein Herz, wenn er daran gedachte, wie mutig er sie verteidigt hatte, auch ohne sie zu kennen. Aber dann krampfte es sich auch zusammen in bitterem Weh, daß er sie so schnell, vielleicht auf immer, wieder verloren hatte. Wulf hatte nichts von ihnen gesehen. Als er das Kampfgeschrei hörte, war er zwar mit seinen Bären nach jener Seite geeilt, war aber in dem Gedränge nicht weit gekommen. Nur hatte er gehört, wie eine vornehme Römerin zu ihrem Manne sagte: „Kaufe mir Mutter und Tochter; sie haben mein Herz gerührt. In Syrien können wir sie gut gebrauchen." Den Namen des Mannes hatte er nicht genau verstanden; er meinte so etwas wie Bontus oder Rontus gehört zu haben, aber solche Namen gab es ja gar nicht. Als er dann die Leibwächter seinen Herrn forttragen sah, war er ihm laut jammernd gefolgt. Daß Wulf auch mit in die Schar aufgenommen würde, war Sieghards einzige Bedingung. Das böse römische Fieber hatte gerade einige der Leibwächter dahingerafft; da nun der alte Wulf auch nicht gerade zu den Kleinen zählte, so gab Willibald schnell

seine Einwilligung. Sobald wie möglich zog Sieghard auf dem Sklavenmarkt Erkundigungen ein, aber er konnte wenig erfahren. Nur daß ein vornehmer Römer Mutter und Tochter gekauft habe, bezeugte einer der Wächter. Einen Bontus oder Rontus aber, der nach Syrien gezogen, kannte niemand. Sie lebten, sie waren von dem grausamen Faustus befreit, sie waren zusammen geblieben und hatten eine milde Herrin. Das war alles, was Sieghard nach zehnjähriger Trennung von den Seinen mit einiger Gewißheit erfuhr. Es war viel zu wenig für sein liebendes Herz; aber es war doch genug, die erstorbene Hoffnung wieder zu beleben. Nun suchte er an jedem freien Tage nach dem elenden Faustus. Noch einmal wollte er ihm an die Gurgel, und dieses Mal würde er sich nicht wieder abschütteln lassen, wie einst als Knabe in Köln. Dieses Mal wollte er ihn halten, bis er das Geständnis aus ihm herausgepreßt hatte, an wen und wohin die Frauen verkauft wären. Auch die gutmütigen Kameraden halfen ihm suchen. Ein alter Graubart glaubte sich auch zu erinnern, wie er vor vielen Jahren manchmal in die Schenke eines gewissen Faustus gekommen sei. Die Beschreibung des Wirtes stimmte; er selbst aber und seine Schenke waren nirgends mehr zu finden.

Sieghard oder Sieghardus, wie er nun genannt wurde, war der größte und schönste Mann in Willibaldus Schar; es fragte sich nur noch, ob er auch der stärkste sei. Das war für diese Recken, die alle auf ihre Körperkraft und Gewandtheit stolz waren, eine Hauptfrage. Bisher hatte der riesige Hauptmann diesen Ruhm ohne Widerspruch für sich in Anspruch genommen. Kaum war nun Sieghardus von seiner schweren Verwundung genesen, so versuchten die neuen Kameraden einer nach dem andern ihre Kraft an ihm.

Wulf hatte schon so ungeheuerliche Stücke von seines Herrn Riesenstärke erzählt, daß die starken Wächter ordentlich darauf brannten, sich mit ihm zu messen. Der verwöhnteste Zirkusbesucher hätte hier nun seine Freude erleben können, wie der junge Riese einen nach dem andern zu Boden warf. Nicht nur den stärksten Armen, auch den schlauesten Ringerkniffen zeigte er sich gewachsen. Willibaldus rief dröhnend seinen Beifall. Anfangs hatte er auch fest im Sinn gehabt sich mit dem neuesten Rekruten zu messen, wie er es früher oft gethan; aber so nach und nach wurde ihm die Sache doch bedenklich. Er mochte sich vor seinen Leuten nicht gerne eine Blöße geben, seinen alten Ruhm nicht gerne verlieren. Er war auch schon nahe an die 50 heran, und da nahm die Lust zum Ringen und Raufen doch auch bei einem Germanen schon etwas ab. Als die Kameraden ihn gutmütig necken wollten, entschuldigte er sich mit dem ersten grauen Haar, das er neulich in seinem blonden Bart entdeckt haben wollte. Aber ihm, dem leichtherzigen, gutmütigen Manne wurde der ernste Sieghardus zum besten Freund. Der alte feuchtfröhliche Wulf hingegen wurde mit seinem ergötzlichen Schnurren und Aufschneidereien bald der Liebling der ganzen Truppe. Als er den Ruhm seines Herrn als Ringkämpfer befestigt sah, brannte er darauf, ihn auch im Springen die andern besiegen zu sehen. Besonders prahlte er damit, daß Sieghardus den Königssprung thun, d. h., über 6 aneinander gestellte Pferde hinweg setzen könne. Die Kameraden wollten das nicht glauben. Wohl gab es im deutschen Vaterlande hin und wieder Leute, von denen man behauptete, sie könnten den Königssprung thun. Der beste Springer unter den Leibwächtern, Theudobert, ein Neffe Willibaldus, der etwa im selben Alter war wie Sieghardus, prahlte auch

damit, daß er es früher vermocht hätte. Die Kameraden waren freilich etwas ungläubig in dem Stück und meinten spöttisch: „Das sind sicher kleine Fohlen gewesen, sonst müßtest du es doch heute noch können.“ Er konnte aber nur noch über vier Pferde glatt hinweg springen. Nur ein einziges Mal war es ihm geglückt, vor ihren Augen über fünf Pferde hinweg zu setzen, wobei er freilich mit dem Rücken das Tier streifte und zu Boden fiel. Heute setzt ja mancher Clown im Zirkus über sechs und mehr Pferde hinweg, aber vom Schwungbrett aus, nicht vom harten Boden. Der geärgerte Springer unter den Leibwächtern pflegte sich dann damit zu entschuldigen, die germanischen Pferde seien viel kleiner, und das war wahr. Er wollte durchaus nicht glauben, daß irgend ein Mensch über sechs der großen römischen Pferde springen könne. Sieghardus hatte das freilich auch noch nie versucht; aber Wulf meinte getrost: „In Armins Heerlager hat er den Herzogs- und Königssprung gethan; er kann ihn auch im Kaiserhof thun.“ Sieghardus behauptete es nicht, meinte aber, er könne es versuchen. Springübung hatte er ja als Bärenführer genug gehabt. So sollte denn am nächsten Morgen das Wettspringen vor sich gehen. Willibaldus, der riesige Hauptmann, hatte seinen Ehrgeiz nie im Springen gesucht, war auch nachgerade ein wenig zu schwer dazu geworden. Aber der bloße Gedanke, daß einer seiner Leute den Königssprung thun könnte, hatte ihn so freudig erregt, daß er, als er abends die Wache vor dem Zimmer des Kaisers besichtigte, es sich herausnahm, diesem davon zu sagen. Der alte Tiber erlaubte dem braven Willibaldus schon ein Wort. Nun war der Kaiser in seiner Jugend selbst ein starker Mann, ein kernfester Soldat gewesen, der in allen

Leibesübungen Meister war. Darum horchte er auf bei der Meldung und sprach: „Ich werde eurem Spiel beiwohnen; einen Königssprung habe ich noch nicht gesehen." Das hatte der gute Willibaldus eben gewollt. Ihn dauerte der arme Kaiser, der vom Morgen bis zum Abend schwer arbeitete, sich fast gar keine Erholung gönnte und dabei doch so bitter gehaßt wurde von seinem Volk. „Kein Wunder, daß er immer ein solch finsteres Gesicht macht; um alles in der Welt möchte ich nicht mit ihm tauschen. Wie kann ein Mensch überhaupt es aushalten, einen ganzen langen Tag am Schreibtisch zu sitzen! Hoffentlich gewinnen meine Jungen dem Alten morgen einmal ein Lächeln ab." So brummte der gute Hauptmann in seinen Bart, als er den Kaiser verließ. Nun freuten sich die Leute natürlich doppelt auf den morgigen Tag. Einer solchen Ehre, vor dem alten Tiber ihre Kunst zeigen zu dürfen, waren noch wenige gewürdigt worden. Wulf konnte vor Freuden kaum einschlafen. Er feierte die neuen Ehren seines geliebten Herren schon im voraus durch eine große Anzahl Becher Weins. Er brauchte ja nicht mitzuspringen, und Sieghard feierte seinen Sieg doch nicht recht. In diesem Stück war sein Herr nach Wulfs Meinung gar kein rechter Deutscher mehr; er war so mäßig im Trinken wie im Essen. Auch der sonst so ruhige Sieghardus war freudig erregt. Er hätte kein junger deutscher Krieger sein müssen, wenn die Ehre vor dem Kaiser Roms den Königssprung zu thun, ihn nicht gefreut hätte. Er hoffte fest auf Erfolg, wenn er auch noch nie über sechs so große Pferde gesprungen war, wie die Leibgardisten sie ritten. Er gedachte dabei auch seiner Verlorenen. „Wer weiß, wozu es einmal gut sein mag, die Gunst des Kaisers zu erwer-

ben", flüsterten seine Lippen, als er sich schon auf sein Lager gestreckt hatte. Damit schlief er ein so froh wie er seit langer Zeit nicht mehr gewesen.

3. In des Kaisers Garten.

Nicht im Kasernenhof, sondern in den kaiserlichen Lustgärten fand das Wettspringen statt. In der Anlage dieser Gärten hatten die alten Römer es zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und die kaiserlichen Gärten waren natürlich die schönsten der Stadt. Weithin dehnten sich die Parkanlagen aus, Haine und Grotten und Blumenbeete wechselten mit Teichen und weiten Rasenplätzen. Dazwischen zogen sich weite Alleen hin, in denen vier Wagen neben einander jagen konnten. Hier war es, wo 40 Jahre später der halbwahnsinnige Kaiser Nero seine Fackeln entzündete: Hunderte von Christen jeglichen Alters und Geschlechts, an Pfähle gebunden, mit Werg umwickelt, mit Teer übergossen und also verbrannt zum wollüstigen Ergötzen des Kaisers und seines Hofes. Tiberius liebte keine rauschenden Feste; nur im hohen Alter soll er in schreckliche Ausschweifungen geraten sein, wenn nicht die Bosheit seiner vielen Feinde auch diese Mär über ihn erfunden hat. Er war wohl mehr ein tief unglücklicher als ein bösartiger, blutgieriger Mann. Seine etwas schwerfällige Natur, sein stolzes claudisches Blut, hatten ihn immermehr in bitteren Gegensatz zum Senat getrieben. Die vielen Hinrichtungen hatte großenteils der elende Günstling Sejanus verschuldet, dem der sonst so mißtrauische Tiber lange Zeit blind vertraute, und der ihn dennoch schließlich verriet. Die unverwüstliche Frohnatur dieses Mannes hatte es dem alten kränklichen Kaiser abgewonnen. Auch an diesem Morgen war Sejanus bei dem Kaiser, als dieser das Wettspringen seiner

Leibwächter in Augenschein nahm. Als diese in die Gärten einritten und den Kaiser begrüßten, rief Sejanus aus: „Das muß man sagen, die deutschen Leibwächter sind doch die stattlichsten Soldaten. Besonders mein alter Freund Willibaldus versteht es, immer wahre Riesen anzuwerben. Auch meine Prätorianer weisen manchen starken Mann auf. Aber es möchte mir schwer werden, diese kleine Schar aus ihnen allen zu verdoppeln. Besonders den Jüngling da", damit machte er den Kaiser auf Sieghardus aufmerksam, „ich glaube, das ist der größte Soldat, den ich je gesehen habe. Der muß übrigens erst kürzlich geworben sein; ich habe ihn noch nie bemerkt." Auch des Kaisers Augen richteten sich auf Sieghardus Gestalt. Er winkte Willibaldus zu sich heran und fragte: „Wer ist der riesige Jüngling da vorne?" „Das ist eben unser Königsspringer, Majestät", antwortete Willibaldus stolz. „Er hat im Ringen alle geworfen, und sein alter Diener sagt, er könne den Sprung thun, wenn er selbst es in seiner Bescheidenheit auch nicht behauptet, da er es bei unsern großen Rossen noch nie versucht hat." „Ich werde es nicht glauben, bis ich es sehe", meinte Sejanus. Der Kaiser aber sprach: „Der Wettkampf mag beginnen." Rasch wurde nun ein Pferd vorgeführt, die Springer legten Waffen und Oberkleid ab und sprangen alle nach kurzem Anlauf über das Roß. Sieghardus war der Letzte. Er sprang hinüber wie all die andern, doch merkte des Kaisers scharfes Auge sehr wohl, daß er fast gar keinen Anlauf nahm und gleichsam spielend über das hohe Tier hinwegsetzte. Nun wurde ein zweites Pferd herbeigeholt, und auch diesen Sprung führten alle aus; nur streiften einzelne mit dem Rükken an das Tier, und einer fiel gar zu Boden. Diese letzteren zogen sich denn auch beim dritten Sprung zu-

rück. Immerhin kam die Mehrzahl auch noch über drei Pferde, so daß der lebhafte Sejanus schon Beifall klatschte. Ueber vier Pferde kamen aber nur noch vier Springer hinweg, und beim fünften standen Sieghardus und Theudobert allein. Der letztere war bleich geworden vor Aufregung. Da Sieghardus immer dicht hinter ihm herkam, so hatte er nicht bemerken können, mit welcher Leichtigkeit derselbe bisher jeden Sprung gethan. Aber wie Sieghardus so ruhig neben ihn hintrat, als ob die vier Sprünge ihn kaum angegriffen hätten, da sank ihm sein Herz. Er hatte überhaupt den Sprung über fünf Pferde nur ein einziges Mal gethan. Aber die Anwesenheit des Kaisers ließ ihn sein Aeußerstes versuchen. Und er kam wirklich, ohne zu fallen, hinüber, wenn er das letzte Pferd auch stark gestreift hatte. Lauter Zuruf begrüßte ihn, und stolz schaute er sich nach seinem Gegner um. Aber im nächsten Augenblick senkte er das Haupt und trat still zur Seite. Im mächtigen Fluge sah er Sieghardus hinter sich herkommen, das Ziel noch weit überspringend. Sejanus und das übrige Gefolge des Kaisers jubelten laut, und selbst Tiberius war aufgesprungen und einige Schritte nach vorne gegangen, als nun das sechste Pferd herangeführt wurde und Sieghardus sich zum letzten Sprung bereitete. Diesesmal konnte man auch auf seinem kühnen Antlitz die Aufregung wahrnehmen; aber nicht bleiche Angst, sondern frischer Wagemut leuchtete daraus hervor. Ein kurzer, scharfer Anlauf, dann spannte er die jugendlich festen Glieder wie einen Bogen und schnellte wie ein Pfeil empor, in hohem Schwung alle sechs Rosse überspringend, daß auch nicht ein Haar des letzten berührt wurde. Da wollte der Jubel gar kein Ende nehmen. Selbst der alte Tiberius klatschte Beifall, und als Sieghardus sich

mit edlem Anstand vor ihm verneigte, sprach er gütig: „Du hast heute nicht nur den deutschen Königssprung, sondern den römischen Kaisersprung gethan. Laß dir zur Erinnerung daran von meinem Kämmerer sechs Goldstücke mit meinem Bildnis geben." Also endete das Wettspringen in den kaiserlichen Kärten.

4. Im Seelenkampf.

Acht lange Jahre waren seitdem vergangen. Sieghardus war noch immer der größte und schönste Reiter der Leibwache des Kaisers; aber er war auch der ernsteste und unglücklichste. Von Mutter und Schwester hatte er nie wieder gehört. Manchmal hatte er sich wohl gesehnt, nach Syrien ziehen zu können, um dort nach den Verlorenen zu suchen. Aber er war auf 20 Jahre gebunden. Zudem, wo sollte er in dem weiten fremden Lande suchen? Würde es ihm nicht ebenso gehen wie bisher, wo er seinen Lieben vielleicht jahrelang nahe gewesen war, ohne sie zu finden? Aber der Gedanke an die Verlorenen war es nicht allein, der ihn so traurig machte. Bald nach seinem Eintritt in des Kaisers Dienst, hatte derselbe Rom verlassen. Die Spannung zwischen ihm und der Hauptstadt war immer schlimmer geworden, so daß Tiberius sich kaum mehr sicher wähnte in der Stadt. Zuerst ging er nach Campanien, dann nach der kleinen Insel Capri, wo er wie ein halber Einsiedler lebte. Sieghardus hatte freilich bei näherer Beobachtung des alten Imperators eine immer höhere Achtung vor demselben gewonnen. Der alte schwache Einsiedler lenkte thatsächlich von seiner kleinen Felseninsel aus das ganze unermeßliche Reich, und zwar mit fester, oft eiserner Hand. Nur in der Hingebung an seine schweren Herrscherpflichten schien er einige Befriedigung zu finden. Freilich konnte er oftmals auch blu=

tig streng sein, dazu hinterlistig und rücksichtslos. Aber wie war dem Manne auch von Jugend auf das Leben verbittert worden! Vom Kaiser Augustus beargwöhnt, mußte der thatkräftige Mann, der die Germanen und die Pannonier besiegt hatte, jahrelang in halber Verbannung leben. Erst als des Kaisers sonstige Verwandte einer nach dem andern ins Grab gesunken waren, durfte Tiberius zurück kommen, aber nur um sofort in seinen heiligsten Gefühlen verletzt zu werden. Auf Befehl des alten Augustus, der einst selbst seine Gemahlin verstoßen hatte, um Livia, die Mutter Tibers, die sich selbst erst von ihrem Gemahl scheiden mußte, zu heiraten, mußte nun Tiberius seine innig geliebte Gemahlin verstoßen und des Kaisers Tochter Julia, die Witwe des alten Agrippa, ehelichen. Diese Julia aber offenbarte sich bald als eine so greuliche Ehebrecherin, daß kaum eine öffentliche Dirne der Hauptstadt schlimmer war, und der alte Augustus schließlich dies sein einziges Kind verbannen mußte. Kein Wunder, daß der von Natur schon schwermütige Tiberius nach und nach zu einem Menschenfeinde wurde. Dazu wurde sein einziger Sohn von seinem eigenen Günstling Sejanus heimlich ermordet. Sieghard hatte diesem Schurken nie getraut. Er freute sich, als der alte Tiber ihn endlich erkannte und vernichtete. Des Kaisers Gemütsstimmung wurde dabei freilich immer finsterer. Aber wenn Sieghard den einst so stattlichen Kaiser als schwachen, gekrümmten Greis einherwanken sah, dann war's ihm nicht ein Anblick des Abscheus, wie die giftigen Römer zischelten, sondern des Erbarmens. Mochte er gegen persönliche Feinde oft streng bis zur Grausamkeit sein: im Reich war er weise und gerecht, der Schrecken aller unehrlichen Landpfleger und Statthalter, aber ein Segen für das Volk.

Fast mochte es nun scheinen, als ob die finstere Schwermut des Kaisers seinen Leibwächter angesteckt habe. Der Dienst war leicht; besonders auf dem kleinen Felseneiland Capri hatten die Leibwächter wenig zu thun. Während nun die Kameraden die freie Zeit im süßen Nichtsthun vergeudeten oder müßige Spiele veranstalteten, um sich die Langeweile zu vertreiben, studierte Sieghardus mit eisernem Fleiß. Groß war sein Wissensdrang, und bei seinem offenen Kopfe war er bald gar wohl bewandert in der Weltweisheit jener Zeit. Die griechische Sprache wurde damals von allen Gebildeten gesprochen; er lernte sie besonders, um die griechischen Weisen studieren zu können. Die Kameraden neckten ihn oft mit seiner Bücherweisheit; auch der alte Hauptmann schüttelte den Kopf darüber, daß sich ein Germane mit derartigen Dingen abquäle, die sonst fast nur von den windigen Griechlein betrieben würden, wie er meinte. „Laß doch den Plunderkram; in einem Glase Wein ist mehr Weisheit als in all den alten gelben Pergamentblättern! Fröhlich wirst du ja doch nicht dabei", pflegte er Sieghardus zuzurufen. Und im letzten Satz wenigstens hatte der alte Haudegen recht: fröhlich wurde Sieghardus nicht bei all seinem Studium. Freilich, was ihm fehlte, wollte er dem alten Hauptmann niemals sagen; der hätte ihn doch kaum verstanden. Ihm fehlte neben Mutter und Schwester nur eins. Dieses Eine freilich ist höher und teurer und herrlicher für das Herz eines armen Menschen als alle Schätze der Erde: es ist der Glaube. Den alten Götterglauben der Deutschen hatte er bald mit dem deutschen Walde verloren. So erging es ja den meisten Deutschen, welche die heimatlichen Wälder verließen. Zum deutschen Asenglauben gehörte das geheimnisvolle Rauschen der deutschen Eichen, worunter man sich die wilde, geisterhafte Wo-

dans-Jagd vorstellen konnte. Es gehörten dazu die heiligen Haine mit den heiligen weißen Pferden und den moosumschlungenen Quellen, da Nixen und Kobolde hausten. Es gehörten vor allem der Sieg der Walhalla Götter über die Götter anderer Völker dazu. In den heißen römischen Städten, unter dem Ruhmesglanz des römischen Reiches verdorrete der naturfrische Asenglaube, verblaßte die Walhalla des deutschen Kriegers. Auch Sieghardus freute sich nicht mehr auf die Schlachtjungfrauen, die den tapferen, gefallenen Krieger nach der Burg Wodans tragen sollten. Freilich waren seine Zweifel nicht erst im Römerlande erwacht. Schon an jenem letzten Abend, da er mit dem Vater beisammen war, hatte der Gedanke an den Ragnaruk, den Göterrauch, da Himmel und Erden vergehen sollten im Feuer, seine jugendliche Seele mit Grauen erfüllt. Und der weise Vater war ihm die eigentliche Antwort auf seine Frage nach der Auferstehung Baldurs und seinem Friedensreich schuldig geblieben. Die furchtbaren Ereignisse der Folgezeit hatten die schweren Gedanken ja zurückgedrängt; aber sie waren immer wieder gekommen. Da nun die deutsche Göttersage den Durst seiner Seele nicht stillen konnte,so hatte er sie, wenn auch mit Seufzen, preisgegeben. Aber die Götterlehre der Römer und Griechen gab noch viel weniger Antwort auf seine leidenschaftliche Frage: Was wird aus mir nach dem Tode? Waren die griechisch-römischen Götter doch fast dieselben wie die germanischen Asen, nur weniger keusch und rein. Die Leere seines Herzens konnten sie nicht füllen. Glaubten doch die gebildeten Römer selbst nicht mehr an die Götter des Olymps. Wie konnte auch ein jedes Land der Erde seine eigenen Götter haben, die doch im Grunde nichts anders waren als sterbliche Menschen, nur mit etwas mehr Weisheit und

Kraft und Lebensdauer ausgestattet? Hatte Wodan etwa Deutschland geschaffen, und Jupiter Hellas und Rom? Ja, wie konnte es überhaupt mehrere Götter geben, die alle an der Entstehung der Welt Anteil genommen hatten? War die Welt nicht ein Ganzes, das auch einen gemeinsamen Ursprung haben mußte? So zermarterte er sein armes Gehirn mit endlosen Fragen, und geriet dabei immer tiefer hinein in die Nebelgründe des Allgottglaubens, der ihm aus den Schriften der Weltweisen entgegentrat. Aber auch da fand er nichts als grund- und zielloses Herumraten, nichts als Vermutungen und Widersprüche, keine feste Wahrheit. Und wie die Weltweisen alle mit einander stritten, so stritt es auch in seiner armen Seele. „Woher komme ich, wohin gehe ich?" so fragte er sich oft in langen, schlaflosen Nächten. „Ich fühle eine Sehnsucht nach einem ewigen Leben in meiner Brust, und nun sollte ich nur ein Funke des Weltgeistes sein, ein armer Funke, der, kaum entfacht, auch schon verlischt und ins unbewußte All, in Nacht und Finsternis untertaucht! Mir schaudert bei dem bloßem Gedanken." Aber so sehr ihn auch schauderte vor der Nacht des Naturglaubens, der doch im Grunde nichts als Unglauben ist, weiter kam er nicht in seinen Gedanken. Weiter kann eben der arme irdische Geist nicht kommen ohne himmlische Offenbarung. Und dabei kamen dem ernsten, ehrlichen Grübler auch noch andere Gedanken, fast noch schrecklicher als die vorigen, Gedanken von einer Rechenschaft nach dem Tode, die er trotz seines elenden Unglaubens doch nicht ganz verscheuchen konnte, die Gedanken, die sich unter einander verklagten oder entschuldigten. Auch in seiner Brust schlug ein Gewissen, wie in der Brust eines jeden Erdensohnes. Er sehnte sich nach Befreiung von der Angst des Herzens, nach Licht und Klarheit in dem

Dunkel seiner Seele und wußte nicht, wo sie zu finden sei. Er war tief unglücklich in seinem schwersten Kampf, dem Seelenkampf.

5. Der Kampf mit den Räubern.

Dem aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Auch Sieghardus sollte diesen Herrn einst kennen lernen und durch ihn Frieden erlangen, wenn auch auf gar wunderbare Weise. Im Frühling des Jahres 33 war Tiberius noch einmal nach Rom zurückgekehrt, oder vielmehr nach den vatikanischen Gärten dicht vor der Stadt. In der langen Abwesenheit des Kaisers hatte die Unsicherheit der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung bedenklich zugenommen. Eine Räuberbande von ungewöhnlicher Stärke und Frechheit verübte einen Ueberfall nach dem andern, ermordete die Dienerschaft und führte die Herrschaften gefangen in Gebirge, um hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen. Dabei waren diese Räuber von einer Schlauheit, daß sie niemals gefaßt werden konnten. Von dem Räuberhauptmann erzählte sich das Volk die unglaublichsten Dinge. Seine Stärke sollte nur übertroffen werden von seiner List und Grausamkeit. Vermutete er verborgene Schätze, so ließ er die Ueberfallenen unmenschlich foltern, bis sie bekannten oder starben. Wurde das geforderte Lösegeld nicht pünktlich bezahlt, so rettete nichts die reichen Gefangenen vor einem qualvollen Tode. Erst kürzlich war ein angesehener Senator in seinem wohlbewachten Landhause überfallen und samt seinem Weibe ermordet worden, als die Verwandten das hohe Lösegeld nicht erschwingen konnten oder wollten. Rom murrte laut über die furchtbare Plage, und Tiberius mußte einschreiten. Er setzte den etwas schlaffen Stadtpräfekten ab und gab die Stelle einem tüchtigen Beamten. Er



Ein Blick in die Campagna Roms mit der Via Appia zur Kaiserzeit.



vermehrte die Stadtpolizei und setzte einen hohen Preis auf jeden tot oder lebendig eingelieferten Räuber. Wer aber den Räuberhauptmann faßte oder der Polizei verriet, sollte eine zehnfache Belohnung haben. That es einer der Räuber, so sollte er dazu frei ausgehen.

Doch dieser Hauptmann mußte wohl ein solches Schreckensregiment unter seinen Leuten führen, daß niemand es wagte, ihn zu verraten. Einige Tage schien es, als ob die strengen Verordnungen Eindruck gemacht hätten; aber bald waren die Raubanfälle so frech wie je. Kein Kaufmann wagte sich mehr ohne starke Bedeckung aus den Thoren heraus.

Sieghardus hatte sich wenig um die Gerüchte gekümmert, obwohl die Kameraden voll davon waren. Mehr als je hing er seinen schweren Gedanken nach. An freien Nachmittagen pflegte er gerne weit vors Thor hinauszureiten. Die Bewegung that ihm wohl, und unter freiem Himmel schienen auch seine Gedanken weniger düster zu sein als daheim im engen Zimmer. Auch wurde er dabei nicht so oft von den Kameraden gestört. Sein guter Hauptmann fragte ihn einmal lächelnd, und doch mit einer gewissen Sorge in den Mienen, ob er sich denn nicht vor den Räubern fürchte. Da reckte Sieghardus seine hohe Gestalt nur noch straffer empor und sagte mit spöttischem Lächeln: „Was sollten mir Räuber thun?“ Wulf fragte, wohin er heute zu reiten gedenke, und Sieghardus antwortete: „Die Via Appia nach Osten zu.“ „Dann reite ich mit“, sprach da der alte Knecht besorgt; „gerade dort werden die meisten Ueberfälle ausgeführt.“ Doch Sieghardus entschied: „Du bleibst ruhig hier, alter Wulf. Bei einem Soldaten suchen die Räuber keine Schätze. Im Notfall habe ich auch mein gutes Schwert. Was fällt dir denn mit einem Male ein,

für mich besorgt zu sein?" So ritt er davon. Ja, was sollten ihm wohl Räuber thun, sprach er jetzt mit bitterem Lächeln zu sich selbst. Wenn er sich nur seiner düstern Gedanken so leicht erwehren könnte, wie er mit ein paar solcher Schurken fertig zu werden hoffte, falls sie es wirklich wagen sollten, ihn anzufallen. Er ritt an diesem Tage weiter als sonst. Gedankenverloren merkte er gar nicht, daß die Straße immer leerer wurde. Die langen Schatten mahnten ihn endlich an die Umkehr. Die Sonne war nahe am Untergehen. Eben wollte er nun sein Roß wenden, um im Galopp nach Hause zu reiten, als gellende Hülferufe an sein Ohr schlugen. In ziemlicher Entfernung sah er vor sich einen Wagen und einen Knäuel Menschen auf der Straße. „Die Räuber!" rief er aus, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, jagte er im gestreckten Galopp darauf los. Er hatte weder Schild noch Speer bei sich; aber daran dachte er kaum. Hier waren Menschen in Not; das war ihm genug. Er glaubte gar den Angstruf einer weiblichen Stimme vernommen zu haben. Jetzt war freilich das Geschrei verstummt. Wie er näher kam, sah er einen jüdischen Kaufmann geknebelt und gebunden auf seinem Wagen sitzen, während eine Frau die wohl seine Gattin war, von zwei Räubern seitwärts geführt wurde. Offenbar wollten die Räuber die Frau als Geisel mit sich führen, um dann von dem Kaufmann ein Lösegeld zu erpressen. Zwei bewaffnete Diener lagen erschlagen am Boden. Vier Räuber waren beschäftigt, den Wagen seines Inhalts zu entleeren; vier andere aber standen mit erhobenen Spießen bereit, den einzelnen Reitersmann blutig zu empfangen. Der eine von diesen war ein Mann mit grauen Haaren, aber von gewaltigem Körperbau. Er schien der Anführer zu sein, wenigstens sprach er jetzt seinen drei Genossen:

„Keiner schießt sein Pilum ab, bis ich es befehle; dann aber alle auf einmal, damit er nicht ausweichen kann. Sollte ihm das wider Erwarten gelingen, so werde ich ihn aus nächster Nähe erstechen, ehe er sein Schwert gebrauchen kann. Es ist einer der deutschen Hunde, die der alte Tiberius hält, um seinen Stall zu bewachen. Mut hat er, sonst würde er uns nicht ohne Speer und Schild angreifen. Fast meine ich den langen Burschen schon gesehen zu haben. Aber er soll seine Verwegenheit büßen." Bis auf 30 Schritt ließ er Sieghardus heranreiten; dann ein scharfer Befehl, und die drei Todesspeere flogen nach des deutschen Brust. Es schien unmöglich, allen drei zugleich auszuweichen. Aber mit mächtigem Schenkeldruck warf Sieghardus sein schnelles Pferd zur Rechten, während er selbst blitzschnell vom Rücken des Tieres verschwand und nur noch mit dem linken Fuß und der linken Hand sich fest hielt. So sausten die Pila über ihn hinweg. Die Räuber waren starr vor Erstaunen. Ihr Führer hielt seinen Speer noch unschlüssig in der Rechten, als des Sieghardus Pferd schon nahe vorbeistürmte und ein Schwertstich unter dem Halse des Tieres hindurch dem nächsten der Räuber das Herz durchbohrte. Schneller als man es sagen kann, hatte Sieghardus sich nun wieder auf den Rücken seines Pferdes geschwungen, dasselbe herumgeworfen und den Räuberhauptmann mit einem Schwerthieb zu Boden gestreckt, als derselbe eben seinen Speer auf ihn schwang. Der dritte Räuber hatte inzwischen sein Schwert auf des Helden Herz gezückt; doch ehe es dasselbe durchbohren konnte, flog es in weitem Bogen über die Straße, gefolgt von dem Haupt des Mannes. Da lief der vierte entsetzt von dannen. Nun hatten aber auch die beiden Räuber, welche neben dem Wagen standen, ihre Speere ergriffen. Kaum hatte Sieghar-

dus sich zu ihnen gewandt, so sauste ein Pilum gerade auf seine Brust los. Bei der kurzen Entfernung war es unmöglich sich zur Seite zu wenden und da er keinen Panzer trug, so schien er wiederum verloren zu sein. Doch das blutige Schwert zischte durch die Luft und durchschlug den Speer kurz hinter der Eisenspitze, daß beide Teile unschädlich zu Boden fielen. Der andere Speer flog so nahe an seinem Halse vorbei, daß das Blut ein wenig hervor spritzte. Blitzschnell erfaßte Sieghardus den Speer mit der Linken, wirbelte ihn in den Fingern herum und warf ihn dem nächsten Gegner mitten durch die Brust. Sein Schwertarm aber traf den andern so wuchtig aufs Haupt, daß auch der das Rauben auf immer vergaß. Als die beiden Räuber, welche oben standen und die kostbaren morgenländischen Teppiche, mit denen der Wagen beladen war, in Tragbündel zusammenschnürten, solches sahen, warteten sie nicht länger auf eine nähere Bekanntschaft mit dem furchtbaren Schwert. Eilig sprangen sie an der andern Seite vom Wagen herab und über den Straßengraben. Aber Sieghardus Pferd war doch noch flinker. In wenigen langen Sätzen hatte es die beiden eingeholt und beide empfingen den verdienten Lohn ihrer Schandthaten. Schnell sprengte dann Sieghardus zum Wagen zurück, hob zwei Speere auf und setzte den beiden Räubern nach, die die Frau weggeführt hatten. Sie hatten aus der Ferne dem furchtbaren Kampfe zugeschaut und waren querfeldein davon gerannt, als der Reiter sich auch gegen sie wandte. Der eine hatte zuerst den Speer erhoben, um die wehrlose Gefangene zu erstechen. Da aber rief Sieghardus mit seiner mächtigen Stimme ihm zu: „Das ist dein Tod, du Schurke!“ Da senkte er erschrocken den Speer. Er bedachte auch, daß es sicherer für ihn sei, die Frau am Leben zu

lassen, da in dem Fall der Verfolger sich wohl zuerst ihrer annehmen würde. Daher hob er nur die Faust und schlug sie zu Boden, dann folgte er seinem Genossen. In wenigen Augenblicken war Sieghardus zur Stelle, wo sich ihm ein Anblick zum Erbarmen darbot. Eine jugendliche, kaum dem Kindesalter entwachsene Frauengestalt lag bewältigt am Boden. Die Hände auf dem Rücken gebunden, einen dicken Knebel im Munde so lag sie da, ein Opfer der wilden Habsucht. Aus einer leichten Stirnwunde, die sie wohl im Fallen erhalten hatte, rannen ein paar Tropfen roten Blutes über die todesbleichen Wangen. Schnell sprang Sieghardus aus dem Sattel, nahm den grausamen Knebel aus dem Munde und durchschnitt die Bande. Dann hob er mit einer Zartheit die man dem riesigen Kämpen kaum zugetraut hätte, die schlanke Gestalt empor, um sie auf sein Roß zu heben und also zum Wagen zu bringen. Als er aber dabei in das bleiche Antlitz schaute, überkam ihn ein gar wundersames Gefühl, dergleichen er noch nie empfunden. War es die Aufregung des Kampfes, oder die Abenddämmerung, oder das Mitleid mit dem armen Kinde, das ihn so ergriff, oder war es wirklich lichte, reine Wahrheit, was er empfand: noch niemals glaubte er ein so liebliches Angesicht gesehen zu haben, und wie gebannt hingen seine feurigen blauen Augen an den langen dunklen Wimpern die sich so oft geschlossen hatten. Er erschrak heftig bei dem Gedanken, daß sie vielleicht sich nie mehr öffnen würden. Doch da hob sich der Busen der Ohnmächtigen zu einem langen, bangen Seufzer, ein leises zittern flog über die geschlossenen Lider, dann öffneten sich die großen dunklen Augen der Morgenländerin und blickten auf den deutschen Mann. Zuerst war ihr Blick noch verschleiert und angstvoll; bald aber kehrte ihr volles Bewußtsein zurück, und sie

erkannte den Retter. Da verklärten Freude und Dank ihre Züge, und ein leises Rot stahl sich zurück auf die bleichen Wangen. Sowie sie die Augen öffnete und ihn anschaute, war Sieghardus errötend zusammengefahren und hatte sie schnell aus den Armen gelassen. Sie wich auch selbst wie in scheuer Ehrfurcht von ihm zurück. Als sie nun aber in einer ihm unbekannten Sprache ihren Dank aussprechen und sich ihm zu Füßen werfen wollte, hob er sie schnell empor, setzte sie in den Sattel und schwang sich selbst hinter ihr auf's Pferd, um zum Wagen zurück zu eilen. Dort ließ er sie sanft zur Erde gleiten und fragte besorgt, ob sie auch nicht weiter verletzt sei. Aber sie verstand seine lateinische Rede nicht. Da wiederholte er dieselbe Frage auf griechisch und sie antwortete ihm in derselben Sprache, daß nur der Kopf ein wenig schmerze, sonst sei sie ganz wohl. Da atmete er erleichtert auf und sprach: „Löse deinem Mann Knebel und Bande, und dann ladet eure Teppiche schnell wieder auf den Wagen. Ich werde den übrigen Räubern nachjagen, aber bald zurückkommen.“ Damit bückte er sich schnell um einen daliegenden Schild aufzuheben und dann jagte er spornstreichs hinter den drei entflohenen Räubern her. Es war auch überhaupt ein tolles Stück, in der hereinbrechenden Dämmerung den Räubern nachzujagen. Sie hatten schon einen großen Vorsprung, und er konnte ja gar nicht wissen, wo sie noch ihre Helfershelfer hatten. Aber sein Blut war einmal in Wallung geraten, besonders durch die grausame Behandlung des jungen, schönen Weibes. Den Schurken wenigstens, der sie niedergeschlagen, wollte er in seinem ritterlichen Sinne noch haben. Erst während seines Dahinströmens kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht das große Räuberneſt angestochen habe und am Ende gar zur Aufhebung der ganzen

Bande den Weg weisen könne. So jagte er dann hinter den in der Dämmerung fast verschwindenden Gestalten her, wie er noch nie gejagt hatte. Merklich kam er ihnen näher. Schon hoffte er sie in einigen Minuten mit seinen Speeren erreichen zu können, als er sie mit einem Male mit lautem Geschrei auf die hohe Umfassungsmauer eines stattlichen Landhauses zurennen sah. Das Thor wurde von innen geöffnet; schon war der vorderste in demselben verschwunden. Da zügelte Siegharдus sein dampfendes Pferd, hob sich in den Steigbügeln und schoß mit aller Macht einen Spieß auf den letzten. Die Entfernung betrug mehr denn 100 Schrit und das Licht war schon sehr unsicher. Aber der Speer traf seinen Mann; mitten im Thor brach er tot zusammen. Das Thor wurde eiligst geschlossen. Aber Siegharдus vernahm lautes Stimmengewirr und Waffengeklirr. Er hatte ohne Zweifel das eigentliche Räubernest getroffen, welches von außen allerdings wie das Landhaus irgend eines vornehmen Römers aussah. Der Gedanke sagte ihm aber zugleich auch, daß es die höchste Zeit zur Umkehr sei; denn sicherlich würden die Räuber ihn sofort verfolgen, sowohl um blutige Rache zu nehmen, als auch um der eigenen Sicherheit willen. So sprengte er denn schleunigst zur Via Appia zurück. Der Händler hatte eben die letzten Ballen Teppiche wieder auf den Wagen gehoben. Auch er fiel Siegharдus zu Füßen und küßte den Saum seines Kleides. Doch Siegharдus unterbrach seine Dankesbezeugung mit den Worten: „Eile dich zur Stadt zu kommen; die Räuber mögen uns verfolgen!“ Da stieg auch der Mann eilig auf den Wagen zu der Frau, die jetzt, nachdem sie errettet war, erst die ganze Größe der Gefahr erkannt hatte. Dazu graute ihr vor den vielen Erschlagenen die um den Wagen herum lagen, so daß sie bebend das

Gesicht in den Händen bedeckte und weinte. Erst als der starke Retter wiedererschien, faßte sie sich ein Herz und wurde ruhiger. Die daliegenden Räuber schienen alle tot zu sein. Doch eben als Sieghardus sein Pferd wandte, vernahm er ein tiefes Stöhnen des einen Gefallenen. Ohne sich recht zu besinnen, sprang er da vom Pferde und ging dem Stöhnen nach. Konnte er einen Räuber lebendig fangen, desto besser; das mochte zur Ergreifung der andern führen. Das Stöhnen kam von dem Hauptmann der Räuber, der dort auf dem Rücken ausgestreckt lag. Sieghardus beugte sich über den Gefallenen; aber im selben Augenblick schnellte er zurück wie von einer Natter gestochen.

Eben war der Vollmand aufgegangen, und in seinem Lichte erkannte Sieghardus das wutverzerrte Antlitz seines Todfeindes Faustus. Dieses plötzliche Erkennen und sein unwillkürliches Zurückschrekken rettete ihm wahrscheinlich das Leben. Faustus war nur betäubt gewesen von dem Schwerthieb; sein starker Helm hatte die Kraft desselben gebrochen. Als er aus seiner Betäubung erwachte, sah er eben den furchtbaren Reiter von der Verfolgung zurückkommen. Da schwur er, blutige Rache zu nehmen. Offen gegen den Riesen anzukämpfen erkannte er trotz all seiner Stärke als nutzlos. Da versuchte er es mit List. Er blieb ruhig liegen, aber seine Rechte faßte den Dolch. Durch sein Stöhnen hoffte er den Reiter herbei zu locken. Alles ging, wie er gedacht, nur schnellte Sieghardus zu bald zurück, so daß der tükkische Dolch ihn nur leicht in der Brust verwundete. Dennoch war des deutschen Helden Lage gefährlich genug. Die Ueberraschung hatte ihn wie ein betäubender Schlag getroffen. Ehe er sich fassen und nach seinem Schwert greifen konnte war Faustus emporgesprungen und hatte mit der Linken seine Kehle um-

klammert, während seine Rechte aufs neue den Dolch schwang. Schon blitzte die Waffe ihm dicht vor den Augen, als Sieghardus mit seiner Linken die Rechte des Gegners erfaßte und zurück hielt. So standen sich die Todfeinde zum erstenmal nach 18 Jahren Auge in Auge gegenüber. Oben am Ufer des Rheins hatte der frühere Gladiator den fünzehnjährigen Knaben leicht genug bezwungen. Der 33jährige Mann überragte ihn noch fast um Hauptes Länge. Dafür war der ältere Mann aber viel breiter und schwerer und hatte die Waffe in der Hand und die Kehle des Jüngeren in der Faust. Wilde Flüche stieß Faustus aus und ein gräßliches Lachen. Sieghardus konnte keinen Laut von sich geben, keinen Atemzug thun. Aber seine Rechte traf die Stirn des Gegners wie ein Schmiedehammer. Doch die Stirn schien von Eisen zu sein. Faustus wiederholte nur sein gräßliches Lachen. Zum zweitenmale traf Sieghardus' Faust des Gegners Haupt, diesmal von unten her, daß der linke Backenknochen zerschmettert ward. Dieses Mal lachte Faustus nicht mehr; ein fast tierisches Gebrüll quoll mit dem Blut aus seinem Munde. Aber wie eine Bulldogge den einmal gefaßten Gegner nicht los läßt, selbst wenn sie verblutet, so hielt auch Faustus die Kehle des Gegners fest trotz des eigenen Schmerzes. Dem Deutschen quollen schon die Augen aus den Höhlen. Da aber gab die Wut ihm noch einmal furchtbare Kraft. Zum drittenmal traf seine Faust den Gegner, dieses Mal an der Schläfe, und zwar mit solch unwiderstehlicher Wucht, daß Faustus zur Seite taumelte und zu Boden fiel. Freilich riß er auch den Gegner noch mit zu Boden. Dann aber lösten sich endlich die Finger seiner Linken und Sieghardus konnte wieder Atem schöpfen. Der arme Jude hatte gar nicht daran gedacht, seinem Retter zu Hülfe zu

kommen; er war vor Entsetzen ganz erstarrt über den plötzlichen schrecklichen Kampf. Sieghardus erster Gedanke war nun, dem Feinde das Schwert in die Gurgel zu stoßen. Bald aber besann er sich eines Besseren. Er schleppte den schweren Mann zum Wagen und warf ihn hinauf, nachdem er ihn gebunden hatte. Dann endlich sprang er wieder in den Sattel, und jagte neben dem Wagen her,bebend von der furchtbaren Anstrengung, aber froh wie seit Jahren nicht mehr. Den Todfeind hatte er besiegt, dem Kaiser und der Stadt einen großen Dienst erwiesen. Vielleicht konnte er nun von dem Räuberhauptmann oder einem seiner Knechte auch Näheres über die Seinen erfahren. Dazu hatte er die liebliche Frau dort im Wagen aus schrecklicher Gefangenschaft erretten dürfen. Merkwürdig, an die Rettung des Mannes dachte er kaum. Doch all diese freudigen Gedanken wurden jäh zerrissen durch ein Geräusch, das zuerst nur leise an sein Ohr schlug. Er hielt sein Pferd an und lauschte angestrengt in die Nacht hinaus, ja er sprang vom Pferde und legte das Ohr auf den Boden. Da vernahm er deutlich den Hufschlag zahlreicher Rosse auf dem harten Pflaster der Via Appia. In der Ferne konnte er jetzt auch schon eine dunkle Masse erblicken, die zusehends deutlicher wurde. Er wußte nur zu gut, was das zu bedeuten habe. Schnell sprang er wieder in den Sattel, ritt an den Wagen heran und rief dem Kaufmann zu: „Jetzt gilts, mein Freund; laß deine Pferde laufen, so schnell sie können. Die Räuber sind hinter uns.“ Da fing der arme verängstigte Mann laut zu klagen an. Die junge Frau aber hielt stumm die Hände gefaltet. Nur ihre großen dunklen Kindes Augen schauten wie in heiliger Ehrfurcht zu Sieghardus hin. Wie sie ihm viel später einmal gestand, hatte sie den so plötzlich auf-

tauchenden Retter, der die Feinde wie mit übermenschlicher Kraft zu Boden streckte, zuerst für einen Engel Gottes gehalten. Und ein Bote des lieben Gottes war er ja auch sicherlich, wenn gleich nicht vom Himmel gesandt. Sieghardus erkannte die volle Größe der Gefahr. Zur Zeit war noch ein weiter Weg, die Pferde des Juden aber waren müde. Er selbst hätte dem Faustus das Schwert in die Kehle stoßen und dann auf seinem schnellen Roß leicht entfliehen können. Aber er war viel zu edelmütig, das einmal gerettete Ehepaar zum zweitenmal in die Hände der Feinde fallen zu lassen, und viel zu kampfesmutig, um selbst vor einer zwanzigfachen Uebermacht zu zittern. Zur Vorsicht hatte er auch einen Schild und 4 Pila mitgenommen. Um seine armen Schützlinge zu trösten, sprach er zu ihnen: „Was auch kommen mag, ich werde euch nicht verlassen.“ Er ritt neben dem Wagen her und half die Pferde antreiben. Dabei hörte er den Mann laut beten, doch die Worte verstand er nicht. Nur das Wort „Jehovah“, welches der Jude mehrere Male mit besonderer Inbrunst ausrief, blieb in seinem Gedächtnis haften. Er hatte das Wort nie zuvor gehört; es mußte wohl ein Gottesname bei dem jüdischen Volke sein. „Ach daß ich auch einen Gott hätte, an den ich glauben, zu dem ich beten könnte!“ dachte Sieghardus bei sich selbst. „Wie glücklich sind doch diese armen Leute, die auch in der höchsten Not eine Zuflucht haben!“ Der wilde Kampf hatte all seine schweren Gedanken verscheucht; aber mitten in dem tollen Jagen hatte das unverstandene Gebet des frommen Juden sie wieder zurückgebracht. Doch nicht auf lange Zeit. Ein Schleuderstein, der klirrend seinen Helm traf, riß ihn zurück aus dem Seelenkampfe hinein in den Kampf mit den Räubern, und fast freute er sich dessen. Hier hatte er doch nicht das

schreckliche Gefühl dumpfer Ohnmacht, wie bei jenem Ringen in seinem eigenen Herzen und Gewissen. Hier konnte er doch noch Hand und Fuß rühren, wenn seine Lage sich auch von Minute zu Minute gefährlicher gestaltete. Der Vollmond ließ die Gestalten der Verfolger schon deutlich unterscheiden. Es mochten wohl ihrer 20 Reiter sein. Obwohl die meisten Ueberfälle zu Fuß ausgeführt wurden, um keine Spur zu hinterlassen, so hielt Faustus doch für gewisse Gelegenheiten eine schöne Anzahl guter Pferde. Auf diesen kamen seine Banditen nun daher gebraust, voll Hoffnung, die Flüchtlinge noch vor den Thoren der Stadt einzuholen. Das Fehlen des Hauptmanns unter den Erschlagenen hatte sie noch besonders angespornt, da sie richtig vermuteten, der furchtbare Gegner habe den noch nicht völlig Toten mitgenommen. Von Rom war noch nicht einmal ein Wiederschein am nächtlichen Himmel zu sehen, wie unsre heutigen Städte ihn weit ins Land hinausstrahlen. Die Erde war damals noch zu arm, den Leuten Lichter und Lampen zu geben. Alle Armen und selbst die meisten Reichen pflegten bald nach Einbruch der Dunkelheit zu Bett zu gehen um mit dem Morgenrot wieder aufzustehen. Auch Straßenlaternen kannte man kaum. Weiter ging die schreckliche Jagd. Gärten und Villen flogen wie Schatten vorüber. Plötzlich stieß die junge Frau, die sich bisher so gefaßt gezeigt hatte, einen lauten Weheruf aus: ein Pfeil hatte sie an der Schulter getroffen. Der Schrei ging Sieghardus durch Mark und Bein. Schnell beugte er sich zur Seite und fragte, ob sie gefährlich verwundet sei. Doch sie sagte, wenn auch mit zitternder Stimme: „Es war nur ein Streifschuß; der Schreck hat mir den Ruf ausgepreßt.“ Da blieb Sieghardus stumm, sein Herz bebte um die Fremde, wie es um seine eigene Sicher-

heit niemals gebebt hatte. Er wußte nur zu wohl, daß jedes Hülferufen vergeblich sein würde. Aus all den Landhäusern am Wege würde sich niemand herauswagen; und thäten es wirklich einige beherzte Männer, so kämen sie doch viel zu spät zur Rettung. Die Pferde des Kaufmanns wurden zusehends schwächer, die Verfolger kamen immer näher. Mit einem Male fühlte Sieghardus sein treues Roß unter ihm zusammenzucken und zurückblickend gewahrte er einen langen Pfeil in dessen Schenkel. Zu gleicher Zeit wallte ein Pfeil von seinem auf den Rücken geworfenen Schild ab, und ein Stein traf ihn heftig in der Seite. Da rief er dem Kaufmann zu, nur immer weiter zu jagen, und wenn die Pferde stürzen sollten, zu Fuß zur Stadt zu eilen. Er wollte versuchen, die Feinde ein wenig aufzuhalten. Er war fest entschlossen, selbst sein Leben für die Armen zu opfern wenn es sein müßte. Noch hörte er den Mann rufen: „Gott segne dich zeitlich und ewiglich!“ Dann riß er sein Pferd herum und warf in weitem Bogen einen Speer in den dichten Haufen der Feinde, die freilich für einen gewöhnlichen Arm noch unerreichbar waren. Dabei sandte er ihnen mit seiner mächtigen Stimme einen wilden Kampfruf entgegen. Aber kein römisches Feldgeschrei entfuhr seinem Munde in dieser höchsten Gefahr. Der germanische Schlachtgesang war's, wie er ihn einst vor 17 Jahren bei Idistaviso neben Armin angestimmt hatte, der jetzt von seinem Schildrand wiederhallte in die weite römische Campagna hinaus. Zum ersten, aber nicht zum letzten Mal vernahm sie an dem Abend den trotzigen Ruf. Wohl ein dutzendmal haben in späteren Jahrhunderten germanische Heere die alte Roma umlagert. Aber auch an diesem Abend sollte es nicht der einzige deutsche Kampfruf bleiben. Ein Schmerzensschrei, gefolgt

von einem Wutgeheul der Feinde, zeigte Sieghardus an, daß sein Wurf getroffen habe. Im nächsten Augenblick sausten ihm mehr als ein Dutzend Speere entgegen, aber alle fielen zu kurz, kein Riesenarm war in jener Bande. Doch horch! was war das, was da aus weiter Ferne an sein Ohr schlug? Träumte er, oder hallte das Echo seines eigenen Rufes von der Ebene Roms zurück wie einst von den Halden des Harzes? Oder sollte gar — hier wandte er plötzlich das Haupt und erblickte fernab die schattenhaften Umrisse einiger Reiter. Da schmetterte er seinen wilden Schlachtgesang zum zweitenmal in die stille Nacht hinaus, aber jauchzender, hoffnungsfreudiger als vorhin erklang nun der Ruf: er hatte die Stimme seiner Kameraden erkannt. Die zweite Antwort derselben erklang auch schon viel deutlicher und voller, und diesmal hatten auch die Räuber den Ruf gehört. Augenblicklich zügelten sie ihre Pferde, dann flohen sie nach kurzer Beratung davon.

6. Das Ende der Räuberbande.

Während Sieghardus seinem treuen Pferde den Pfeil aus dem Schenkel zog waren die Retter schnell herangekommen. Es waren Willibaldus und sechs seiner Reiter. Dem braven Hauptmann hatte es keine Ruhe gelassen, als sein Liebling nicht zur rechten Stunde heim kam. So war er eben noch zur rechten Zeit angelangt. „Hallo mein Junge", rief er schon von weitem, „diesmal war der alte Hauptmann doch klüger als sein gelehrter Freund. Hoffentlich hast du deine Knochen noch alle heil beieinander. Den ganzen Nachmittag lagen mir die Räuber in den Gliedern. Wie viel der Schurken hast du denn noch übrig gelassen? Der Jude hat uns schon gesagt, die ganze Straße läge voller Tote?" „Einige zwanzig mögen

dort davon jagen", antwortete Sieghardus. „Aber ich habe das ganze Räubernest entdeckt, und wenn wir uns eilen, können wir es umstellen, ehe die Galgenvögel ausfliegen. Einer aber sollte die Stadtwache holen; denn allein stürmen können wir es nicht, es ist fest wie eine Burg." Nun erhob sich lauter Streit: keiner wollte zurückbleiben, und der gute Hauptmann mochte auch keinem die schöne Kampfesfreude rauben. Da entschied Sieghardus: „Wulf, du bist der Aelteste, du führst den Händler und seine Frau zum Thor und schlägst dort Lärm. Gieb mir deinen Gaul; meiner ist verwundet. Es soll dein Schade nicht sein, alter Knabe." Im nächsten Augenblick schon sprengten die deutschen Reiter hinter den Räubern her; eine dreifache Uebermacht konnte sie nicht schrecken. Sie waren sämtlich gut beritten und kamen den Fliehenden rasch näher. Als diese aber merkten, daß nur sieben Verfolger hinter ihnen waren, machten sie trotzig kehrt und erwarteten den Ansturm. Der war dann freilich so furchtbar, daß ein halbes Dutzend der Räuber sofort auf dem Platze blieben, und die übrigen sich nach allen Richtungen hin zerstreuten. Die meisten von diesen wurden bald eingeholt und niedergemacht; nur einzelne entkamen zum Landhause des Faustus. Wie Sieghardus schon bei flüchtiger Besichtigung vermutet hatte, war das eine richtige kleine Festung. Das war bisher den Nachbarn gar nicht aufgefallen. Der reiche Faustus pflegte lachend zu sagen, ihn sollten die Räuber nicht überrumpeln. Ein Sturm auf die hohe Mauer wäre Wahnsinn gewesen. So verteilte denn Willibaldus seine paar Leute um die Mauer herum; er selbst mit Sieghardus bewachte das Thor. Daß es bald einen heißen Kampf geben würde, davon waren sie überzeugt. Die Räuber, die ihr Nest entdeckt sahen, würden schwerlich war-

ten, bis die Stadtwache herbeigeholt war. „Der Hauptmann der Bande soll ja ein halber Teufel sein", flüsterte Willibaldus seinem Freunde zu. „Mehr als einmal hat er die ihm ins Gebirge folgenden Truppen genarrt oder gestellt. Wenn der Fuchs in seinem Bau ist, so werden wir ihn kaum fangen. Ich wollte nur, er käme hier offen aus dem Thore heraus; ich möchte doch die Kraft seines Armes einmal mit der meinigen vergleichen". „Das Vergnügen wirst du dir leider versagen müssen", antwortete Sieghardus. „Der Räuberhauptmann liegt gebunden auf des Juden Wagen. Ich habe die Kraft seines Armes an meiner Kehle geprüft: fast hatte er mich gewürgt, als ich ihn endlich mit der Faust zu Boden schlug. Und weißt du, wer er ist? Achtzehn Jahre habe ich ihn gesucht, endlich habe ich ihn getroffen: „Faustus, den Räuber meiner Mutter." Da schaute der riesige Hauptmann ihn fast voll Ehrfurcht an und sprach: „Sieghardus, ich bin ein Grafensohn, du bist ein Freiling; aber ich bin stolz darauf, dich meinen Freund zu nennen. Du bist nicht nur der stärkste, sondern auch der tapferste Mann in Rom. Aber lebt denn der Elende noch, der dir das gebrannte Herzeleid angethan hat? Hast du ihm nicht auf der Stelle sein schwarzes Herz durchbohrt?" „Das war auch mein erster Gedanke;" erwiderte Sieghardus, „aber ich hoffte etwas von ihm zu erfahren, wenn er wieder zu sich kommen sollte, darum habe ich ihn nur gebunden. Uebrigens entgeht er meiner Rache nicht. Die Römer sagen ja, die Rache sei ein Gericht, das am besten kalt genossen werde. Ich verabscheue sonst die römische Kreuzigung als barbarisch; aber dem Faustus gönne ich sie." Willibaldus hatte seinen Freund noch nie erregt gesehen; Ruhe und Ernst schienen immer aus seinem Antlitz zu sprechen. Auch diese Worte waren nicht

wild und laut geredet; aber es lag ein Ausdruck in der Rede wie in den Mienen des Sprechers, der den starken Hauptmann zurückbeben ließ. Eines solch tiefen, glühenden, grausamen Hasses hätte er ihn nicht für fähig gehalten. Er schwieg und eine Zeitlang herrschte tiefe Stille ringsumher. Die deutschen Reiter hielten sich hinter Gebüschen versteckt. Das Landschloß des Faustus lag im hellen Mondschein vor ihnen; aber nichts schien sich zu regen. Doch mit einem Male ward das Thor aufgerissen und gegen 50 Mann machten einen Ausfall. Abermals kam es zu einem heißen Kampfe. Die Deutschen stürmten den Feinden entgegen und scharten sich um das Thor. Ihre Speere trafen in den dichten Haufen und ihre Schwerter fielen links und rechts auf die Häupter der Feinde. Bald lagen ein Dutzend am Boden; aber auch einer der Ihren war gefallen, und alle waren mehr oder weniger verwundet. Nach und nach hatten die Räuber sich rund um die Reiter geschart, so daß deren Lage eine höchst gefährliche war. Sieghardus hatte von der Seite her einen Speerstich durch den linken Arm erhalten, so daß sein Schild zu Boden fiel. Sie hätten ja leicht durchbrechen und fliehen können; die Feinde wären froh gewesen von ihnen befreit zu sein. Aber ein solcher Gedanke lag den tapferen Recken fern. Sie wären nicht gewichen, und wenn sie bis auf den letzten Mann gefallen wären. Da mit einem Male schmetterte die eherne Stimme der römischen Tuba über das Feld, und eine Abteilung Stadtsoldaten kam den Deutschen zur Hülfe. Schnell wurden nun die Räuber überwältigt, und was nicht gefallen war, wurde gefangen. Das ganze Haus aber fand man voll geraubter Schätze. Die Habsucht des Faustus hatte ihn wirklich weit gebracht: er war fast ein Millionär geworden. Sie hatte ihn aus der Schenke in

den Sklavenhandel getrieben, aus dem Sklavenhandel ins Räuberhandwerk; nun hob sie ihn noch eine Stufe höher: sie brachte ihn ans Kreuz.

Auch der fürchterliche Schlag hatte ihn nicht getötet, sondern nur betäubt. Schon das Rumpeln des Wagens brachte ihn wieder ins Bewußtsein zurück. Es waren freilich keine angenehme Gedanken, die nun durch seinen wüsten, schmerzdurchwühlten Kopf gingen. Arme und Beine waren gebunden, so daß er sich nicht rühren konnte. Dicht hinter dem Wagen ritt auch ein Reiter mit dem Speer in der Faust. Er schien freilich nicht der riesige Germane zu sein, der ihn, den starken Faustus, samt seiner ganzen Schar überwunden hatte. Wie er an den dachte, wollte er vor Wut die Zähne zusammenbeißen; der furchtbare Schmerz aber gemahnte ihn, daß seine Kinnlade gebrochen sei. Da ballte er die Fäuste und zerrte an den Banden, seine Augen quollen aus den Höhlen und er wäre fast erstickt an seiner eigenen Wut und Verzweiflung. Nach und nach wurde er ruhiger; nur starrte er unausgesetzt in das vom Mond beschienene Gesicht des alten Wulf. „Wo habe ich den nur schon gesehen?“ frug er sich immer wieder. „Auch des Riesen Gesicht kam mir bekannt vor. Germanen sind sie beide; ich muß sie also wohl unter den Waldbewohnern kennen gelernt haben.“ Er lief im Geiste die Jahre durch, die er in Deutschland verbracht, auch die Gefangenen, die er dort erhandelt. Unwillkürlich dachte er dabei an Friedberta und Sieglind, die so lange in seinem Hause gedient hatten. Und nun — wie ein Blitz zuckte es ihm durchs Gehirn —, nun wußte er auch, wer ihn überwunden hatte. Der Sohn der alten Friedberta war's, der ihm schon als Knabe die Zähne eingeworfen und die Lippe gespalten hatte. Oftmals in späteren Jahren, wenn er sein von dem

Steinwurf entstelltes Gesicht im Spiegel oder im Wasser schaute, hatte er seine damalige Geldgier verwünscht, weil sie ihn um seine Rache gebracht. Nun war dieser Knabe an ihm zum furchtbaren Rächer geworden. Der alte Reiter da war gewiß der Knecht des Schmieds in Waldsrode. Hätte der alte Wulf die Augen des Faustus bei diesen Gedanken gesehen, er hätte sich vielleicht trotz all seiner Tapferkeit gefürchtet, so raubtierartig glühten sie aus dem Dunkel des Wagens hervor. Aber dem alten lustigen Knaben fiel es gar nicht ein, die gräßlichen Blicke des Räubers zu studieren. Für den hielt er seinen Spieß in der Hand. Er selbst schaute schmunzelnd in den Mond und zählte seelenvergnügt die Tausende, die sein Herr durch die Ueberwindung der Räuber gewonnen hatte. „Der besiegt doch alles", brummte er in den Bart, „nur sich selbst kann er nicht unterkriegen. Ist ja auch kein Wunder; denn er ist so groß, wie er lang ist." Ueber diesen guten Witz mußte er selbst lachen. Doch gleich wurde er auch wieder ernst und sagte kopfschüttelnd zu sich selbst: „Was ihm nur eigentlich fehlt? Er weist mich immer ab, wenn ich ihn einmal aufheitern will. Aber wart nur: diese Räubergeschichte ist doch noch größer als irgend eine, die ich den Kameraden beim Wein aufzubinden pflege; die soll auch Sieghardus nicht so bald vergessen. Hoffentlich wird sie ihm die Grillen gehörig vertreiben. Schade nur, daß ich nicht auch das Räubernest mit ausnehmen kann!"

Während der Alte hinter dem Wagen so auf gut plattdeutsch dachte und brummte — wenn er auch etwas Latein gelernt hatte, so dachte er natürlich immer in der Muttersprache —, hatten die finsteren Gedanken des Alten im Wagen eine andere Richtung genommen. Giftige Rachsucht und Schadenfreude sprühte nun aus seinem Blick. „Er ist ein dem Gaius

entlaufener Sklave, da werde ich meine Rache finden“, zischelte er leise durch die zerschmetterten Zähne. Auch Sieghardus hatte daran gedacht. Ob Faustus ihn schon erkannt hatte, wußte er nicht. Aber er dachte daran, ihn nach Mutter und Schwester zu fragen. Konnte er auch kaum hoffen, von dem Schurken etwas zu erfahren; widerstrebte es auch seinem Stolz und seiner Rache, etwas von ihm zu erbitten; begab er sich auch selbst dadurch in eine gewisse Gefahr: die Liebe zu den Seinen überwand alle Bedenken. Die Glieder der Bande sowie die Dienstboten hatte er schon ausgefragt. Eine alte Sklavin die noch mit Friedberta zusammen gedient hatte, bestätigte, daß beide Frauen nach Syrien verkauft seien. Mehr wollte niemand wissen. So trat er denn noch in derselben Nacht, als sie die andern Räuber ins Gefängnis brachten, zu Faustus, der gebunden in einer Ecke lag, und fragte ihn nach den Seinen. Ein heiseres Lachen war die Antwort. Laut reden konnte er nicht mehr. Dann zischte er: „Ich weiß wo sie sind; aber die Zunge beiße ich mir ab, ehe ich es dir sage. Diese Rache soll mir die Qualen des Kreuzes versüßen; meinen Willen hast du nicht überwunden, du deutscher Hund!“ Und mit äußerster Anstrengung krächzte er so laut, daß der nächste Wärter es hören konnte: „Nehmt den da auch gefangen; er ist ein entlaufener Sklave des edlen Gaius.“ Aber er hatte sich über die Wirkung seiner Worte getäuscht. Der Wächter trat fluchend heran, stieß ihm den Schaft seines Spießes wuchtig in die Seite und rief: „Wenn du dein Lästermaul noch einmal aufthust, so zerschmettere ich dir auch den andern Kinnbacken!“ Da wandte Sieghardus sich voll Wut und doch voll Betrübnis hinweg und ging davon. Dem Faustus aber schwoll der Backen bald so an, daß er kein Wort mehr über die Zunge brachte. Nach

grausamer Geißelung wurde er mit seiner ganzen noch übrigen Bande an der Via Appia, im Angesicht seines Raubnestes, gekreuzigt.

7. Im Hause der Geretteten.

Der Morgen dämmerte bereits, als die tapferen deutschen Reiter zu den Vatikanischen Gärten zurückkehrten. Sie wurden vom lauten Jubel der Kameraden begrüßt, die bereits vor mehreren Stunden durch Wulf die Kunde von des Sieghardus Sieg empfangen hatten. Nur einer von ihnen war schwer verwundet. So schnell wie möglich wurden alle verbunden; dann mußten sie vor dem Kaiser erscheinen. Als dem alten Tiber die Kunde von des Sieghardus' Heldenthat und der Aufhebung der ganzen Räuberbande überbracht wurde, da glitt zum erstenmal seit langer Zeit so etwas wie Befriedigung über diie finsteren, durch Krankheit verwüsteten Züge des 75jährigen Greises. Er hatte den jungen Riesen, der einst den Kaisersprung vor ihm gethan, nicht vergessen. Er war ihm besonders durch seinen Ernst und Trübsinn aufgefallen, was ihm bei einem deutschen Söldling gar sonderbar vorkam. Er ließ sich von Sieghardus den Hergang genau erzählen; dann fragte er ihn: „Wieviel waren der Räuber, und wie viele hast du mit eigener Hand erschlagen?" „Dreißig sind tot und ebensoviele gefangen. Ich habe 10 oder 12 zu Boden gestreckt", war die Antwort. „So laß dir von meinem Schatzmeister den Kopfpreis für 12 Räuber zahlen und dazu den zehnfachen Preis für den Räuberhauptmann. Von dem Preis für die 50 erhält der Hauptmann den fünften Teil, das übrige teilt ihr euch gleichmäßig." Dann sich wieder an Sieghardus wendend, sprach er mit ungewohnter Güte: „Du hast mir eine Freude gemacht; ich möchte dich wieder er-

freuen. Ich sehe dich oft traurig und finster; hast du einen Wunsch, den ich erfüllen kann, so sprich ihn aus." Da zog ein Freudenschein über des Sieghardus Angesicht, und er sprach: „Mutter und Schwester wurden mir vor 18 Jahren von eben diesem Faustus geraubt und in die Sklaverei verkauft. Nun habe ich erfahren, daß sie nach Syrien gebracht sind. Darum bitte ich dich um meinen Abschied, damit ich ihnen nachziehen kann." „Der Abschied wäre eine Thorheit für mich und für dich", antwortete da der alte Kaiser. „Ich würde einen meiner tapfersten und treuesten Soldaten verlieren; du aber kannst es noch weit bringen im römischen Heer. Aber deinen Wunsch will ich dennoch gewähren. In Kürze gehen mehrere Kohorten germanischer Hülfstruppen nach Cäsarea und Jerusalem ab. Die Juden werden dort immer unruhiger. Du sollst Centurio des ersten Pilums der ersten Kohorte sein." Hocherfreut über diese gnädige Gewährung seiner Bitte, die ihn zugleich vom gemeinen Soldaten zum Hauptmann machte, dankte Sieghardus dem Kaiser. Nur erbat er sich noch seinen alten Wulf mitnehmen zu dürfen, was gleichfalls gewährt wurde. Als sie dann aus den Gemächern des Kaisers herauskamen, trat Willibaldus auf seinen Freund zu und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ich hatte gehofft, dich einst hier als meinen Nachfolger zu sehen, trotzdem ich einen Neffen hier habe. Der Abschied wird mir schwer werden. Dennoch wünsche ich dir von Herzen Glück zu deiner Erhöhung und hoffe, daß du die Deinen im fernen Lande finden wirst." Die Kameraden scharten sich um den alten Wulf und sagten ihm, wie sehr sie ihn vermissen würden. Dem Alten ging der Abschied selbst sauer genug; denn bessere Tage habe er noch nie erlebt als unter den Leibwächtern des Kaisers. Die Anhänglichkeit der Ka-

meraden freute ihn auch so, daß seine Augen naß wurden; denn im Grunde hatte er ein sehr weiches Gemüt. Bald aber war er wieder lustig und meinte: „Der Wein Syriens soll ja besonders feurig sein; da lohnt sich's schon der Mühe, einmal hinzugehen. Uebrigens sind wir nun alle so reich, daß wir uns auch einmal den besten Falerner gönnen können. Am liebsten ritte ich gleich in die Stadt, um den Wein zu probieren und um mich mal von den Römern bewundern zu lassen. Heute sind wir Deutschen die Helden des Tages. Aber leider bin ich hundsmüde. Die alten Knochen wollen doch nicht mehr mit wie vor 30 Jahren. Heute Morgen schlafen wir aus; heute Nachmittag trinken wir das Wohl der Räuber, die uns so reich gemacht haben, in echtem Falerner. Zum Abschied nehmen oder vielmehr Abschied trinken bleiben uns ja immer noch ein paar Wochen." Die Kameraden stimmten lachend mit ein und bald lagen die starken nächtlichen Kämpfer in festem Schlaf; der leichten Wunden achteten sie kaum.

Auch Sieghardus hatte gut geschlafen. Im Traum waren die Bilder der Nacht noch einmal an seiner Seele vorübergezogen. Aber nicht der wilde, wogende Kampf war es, der seinen Geist fesselte, obwohl er Heldenthaten sondergleichen vollbracht hatte. Immer wieder hielt er eine schlanke Frauengestalt in seinen Armen und schaute voll Angst in ihr totenbleiches, blutbeflecktes Antlitz. Dann öffneten sich die dunklen Sterne und strahlten Licht und Wonne in sein Herz, daß sich seine Züge im Schlaf verklärten. Dieses bemerkte sogar der alte Wulf, als er zu ihm ans Lager trat. „Na, der Kampf hat ihn doch endlich einmal aus seiner düstern Träumerei herausgerissen. Das ist das erste frohe Gesicht, das ich seit Jahren an ihm gesehen habe. Der träumt sicher davon, wie er

dem Faustus den Schädel verhämmert hat.“ So dachte der treue Knecht bei sich selbst und betrachtete dabei wohlgefällig die riesigen Gliedmaßen seines Herrn, wie sie auf dem Lager ausgestreckt waren. Vielleicht hatte er die letzten Worte auch ein wenig laut gedacht; wenigstens öffnete Sieghardus die Augen und sprang empor, als er Wulf vor sich stehen sah. „Was giebt es, Alter?“ fragte er schnell. „Nichts als den Juden, den du von den Räubern befreit hast, und der draußen deiner harrt“, sagte Wulf. „So laß ihn herein.“ Als der Händler den Retter erblickte, fiel er ihm nach morgenländischer Sitte zu Füßen und dankte ihm mit Freudenthränen. Dann bat er ihn herzlich, doch mit in sein Haus zu kommen, damit auch seine Frau ihm danken könne. Da zuckte Sieghardus zusammen; denn dieses Wort zauberte das liebliche Frauenbild das am vorigen Abend einen solch tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihn so lange im Traume beschäftigt hatte, aufs neue vor sein Geistesauge. Gegen seinen Willen stieg ein Gefühl des Unbehagens in ihm auf, wenn er daran gedachte, daß sie das Weib eines andern sei. Er schämte sich dieses Gefühls. Trotz der Sittenlosigkeit seiner ganzen Umgebung hatte er sich sein keusches deutsches Gemüt bewahrt, was durchaus nicht von allen germanischen Söldlingen gesagt werden konnte. Gerade der schwere Kummer, der auf ihm lastete, der Gedanke an Mutter und Schwester, hatte ihn bisher den wilden Vergnügungen der Großstadt ferngehalten. Zu flatterhafter Liebeständelei war er viel zu ernst; ein ernsteres Gefühl aber war noch nie in seiner Brust erwacht. Nun aber fühlte er es mit Schrecken, daß diese liebliche Blume des Morgenlandes ihn leicht mit ihrem süßen Duft betäuben könnte. Darum wäre er am liebsten gar nicht mit gegangen. Aber der Mann

bat so dringend, daß er schließlich einwilligte. Am meisten bewog ihn der Gedanke, die guten Leute möchten denken, er wäre zu stolz in das Haus eines verachteten Juden zu treten. Aber er faßte sogleich den mannhaften Entschluß, daß dies der erste und letzte Besuch sein solle. So wie er seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, sagte Wulf in mürrischem Ton: „Dann muß ich auch mit.“ „Ja, warum denn?“ meinte Siegharddus verwundert. „Du wolltest ja mit den Kameraden den Sieg ordentlich feiern.“ „Wollte ich auch“, knurrte der Alte, „und es wird mir gar nicht leicht, dem guten Falerner Wein zu entsagen. Aber allein kann ich dich nicht mehr gehen lassen.“ „Thorheit, Wulf! Geh du nur ruhig in die Schenke; ich finde den Weg schon allein zurück“, sagte Siegharddus. „Das meintest du gestern auch; und doch kamen wir gerade noch zur rechten Zeit um dich los zu reißen. Ich habe mir einmal gelobt, dich nie mehr allein zu lassen, und das halte ich.“ Da lächelte Siegharddus und ließ den Alten gewähren. Während sie durch die Straßen der Stadt gingen, erzählte der Händler, daß er eigentlich ein Teppichmacher sei, aus Pontus am Schwarzen Meer gebürtig. Sein Name sei Aquila. Seit mehreren Jahren wohne er aber in Rom, wo er einen Teppich-Bazar halte. Alljährlich pflege er weite Reisen nach Syrien zu unternehmen, besonders nach Damaskus, wo von altersher die kostbarsten Teppiche gewebt würden. Auf diesen Reisen pflege er dann, wo möglich, auch nach Jerusalem zu gehen, der Hauptstadt seines Volkes. So erzählte er mancherlei, bis er merkte, daß der Deutsche an seiner Seite in Gedanken versunken dahin schritt und gar nicht auf ihn zu hören schien. Da schwieg er eine Weile; dann wandte er sich mit der Frage an Sieghard: „Welches ist dein Name, Herr, daß ich dich den Meinen vorstellen

kann.“ Da raffte sich Sieghardus zusammen und gab ihm Antwort. Eben waren sie in die Judengasse eingetreten. Ein eigenartiges Leben umwogte da die Deutschen, wie sie es vorher noch nie geschaut. Die ganze schmale Gasse war voll von Leuten jeglichen Alters und Geschlechts. Gekleidet waren sie alle in die langen Gewänder des Morgenlandes. Zur Rechten wie zur Linken reihte sich ein kleiner Laden an den andern, alle mit offenen Thüren, alle klein und niedrig. Handwerker schienen nur wenige der Bewohner zu sein. Ist es doch nur der gewaltige Zaun des mosaischen Gesetzes gewesen, der die Kinder Israel anderthalb Jahrtausende hindurch zum Ackerbau zwang. Sobald sie aus dem Kanaan zerstreut wurden, folgten sie auch dem allen semitischen Völkern angeborenen Triebe zum Handel. An diesem Tage aber wurden die beiden Fremden, die sich in die Judengasse begeben hatten, nicht wie gewöhnlich von allen Seiten angehalten und zum Kaufe eingeladen. Ehrerbietig machte man ihnen Platz, und die Alten wünschten ihnen laut den Segen des Gottes Israel. Alle wußten, daß diese deutschen Männer zwei Leute ihres Volkes von den Räubern errettet und diese selbst überwunden hatten. Das Haus des Aquila war eins der schönsten und größten in dem Judenviertel; dennoch mußte Sieghardus sich bücken, als er klopfenden Herzens durch die Thür eintrat. Der Raum lag voll von Teppichen mancherlei Art von der groben Zeltleinwand bis zu den kostbarsten Geweben von Smyrna und Damaskus. Ein alter Mann und eine kleine, noch jugendliche Frau mit scharfem, geistreichem Gesicht traten ihnen entgegen. „Hier bringe ich euch unsern edlen Retter Sieghardus“, rief Aquila, noch in der Thür stehend, mit lauter Stimme. „Und das ist meine Frau Priscilla und mein Schwiegervater

Samuel." Es war ein Glück für Sieghardus, daß beide sich in dem Augenblick tief vor ihm neigten und den Saum seines Kleides küßten. Sie hätten sonst gewiß bemerkt, wie der starke Mann sich bei dem Worte „meine Frau" verfärbte und zusammenfuhr. Erst wurde er bleich, dann rot, und seine Augen erhielten einen ganz andern Glanz als bisher. So war sein Schützling also nicht das Weib dieses Mannes, wie er bisher gemeint. Wie hatte er denn auch nur so etwas denken können? Hatte sie doch fast noch das Antlitz eines Kindes, und Aquila war ein Mann in seinen Jahren. Er konnte kein Wort auf die herzlichen Dankbezeugungen der Frau erwidern; er mußte sich mit Gewalt zur Ruhe zwingen. Endlich, als er glaubte seiner Stimme einigermaßen sicher zu sein, fragte er: „Wer ist denn die Jungfrau, die ich retten durfte? Sie ist doch nicht ernstlich verletzt?" „Mirjam ist die Tochter meiner verstorbenen Schwester", antwortete Aquila; „ich habe die Waise mitgebracht von Jerusalem. Sie ist nur leicht verletzt und wird in einigen Tagen wieder wohl auf sein. Sie ist gleich hier im Wohnzimmer und sehnt sich auch danach, ihrem edlen Retter zu danken." Priscilla öffnete die Thür und bat Sieghardus einzutreten.

Seit jenem furchtbaren Abend in Waldsrode hatte Sieghardus keinen Familienkreis mehr betreten. Es war ein trauliches Gemach, in welches er jetzt trat, zeugte auch von einem gewissen Wohlstand des Besitzers. Die Wände waren mit schönen Decken behängt, nach Art unserer Tapeten. Auf dem Boden lagen weiche Teppiche, und nahe beim Fenster standen zwei der zierlichen aufrechten Webstühle, wo die Teppichmacher mit schier unglaublicher Geduld jeden kurzen Faden einzeln in den Aufzug knüpfen und dabei oft die lieblichsten Bilder hervorbringen. Ein halb-

vollendeter Teppich, an dem Priscilla gearbeitet hatte, bezeugte, daß nicht alle ihre feinen Teppiche vom Osten kamen. Rings an den Wänden lief der niedrige Divan einher, mit seinen weichen Kissen zum Ruhen einladend. Zu anderer Zeit hätte Sieghardus sich wohl herzlich über die Traulichkeit des Gemachs gefreut; denn er hatte ein Auge für die Schönheit der Kunst. Aber jetzt hielt etwas ganz anderes seine Augen gefangen. Ihm gerade gegenüber stand vor dem Divan, auf dem sie offenbar geruht hatte, eine Gestalt in schneeweißem Kleide, deren Wangen in diesem Augenblick fast ebenso weiß waren wie ihr Kleid und unter dem dunklen Haar nur noch um so bleicher erschienen. Sieghardus erschrak beim Anblick dieses bleichen Gesichts; es war dasselbe, das er in der Abenddämmerung geschaut, das ihn im Traum verfolgt hatte. Er fürchtete eine schwere Verwundung des lieblichen Kindes. Aber im nächsten Augenblick erkannte er voll Freude, daß er sich gründlich getäuscht habe. Eine heiße Blutwelle schlug ihr ins Gesicht bis ins dunkle Haar hinauf, als sie des riesigen Mannes Auge so angstvoll fragend auf sich gerichtet sah. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie ihm entgegen, fiel auf die Kniee und wollte auch den Saum seines Kleides küssen. Da ward auch sein Antlitz heiß; schnell, ehe sie ihre Absicht ausführen konnte, hob er sie mit seiner starken Rechten empor, die Linke hing ja verbunden in einer Schlinge. Auch er fand keine Worte. Endlich sagte sie, schüchtern zu ihm aufblickend, auf griechisch: „Soll ich dem Retter meines Lebens nicht danken?“ Da gedachte er des Gebets, das Aquila am Abend vorher in der höchsten Not gethan und antwortete gleichfalls auf griechisch, da Mirjam ohne Zweifel des Lateinischen noch nicht mächtig war: „Danke deinem Gott Jehovah, nicht mir.“ Verwun=

dert schauten alle auf den deutschen Kriegsmann; Priscilla aber rief erfreut: „So kennst du ihn auch, den Gott Israel, den einigen Gott Himmels und der Erden? Wir dachten, du wärest ein stolzer Heide, der den einfältigen Glauben an den einen, wahren Gott verachten würde." „Ich kenne ihn nicht; aus deines Mannes Gebet habe ich gestern Abend seinen Namen zum erstenmal gehört. Aber ich möchte ihn kennen lernen. Ich bin ein Germane, aber den Glauben Germaniens habe ich verloren, und den Glauben Roms habe ich nie gefunden. Ich habe keinen Gott" antwortete Sieghardus. „O du armer Mann", rief da Aquila aus, „das wäre uns die höchste Freude, wenn wir dir für die Rettung unseres Leibes die Rettung deiner Seele bieten können. Doch nun sei nochmals herzlich willkommen im Hause Aquilas des Juden, du und dein alter Freund. Priscilla wird uns eine kleine Erfrischung besorgen; dann wollen wir dir von der wahren Religion erzählen, so lange du lauschen willst." Bald waren sie dann auch vertieft in die ernstesten Fragen. Apostelg. 18, 26 lesen wir von dem frommen Ehepaar und dem beredten Apollo: „Da ihn aber Aquila und Priscilla höreten, nahmen sie ihn zu sich und legten ihm den Weg Gottes noch fleißiger aus." Damals waren sie vom Kaiser Claudius aus Rom vertrieben und standen bereits in dem vollen Lichte des Evangeliums als Gehülfen des Apostels Paulus. Jetzt waren sie noch gefangen im Gesetz; sie waren eifrige Anhänger der Pharisäer. Aber so weit sie den Weg Gottes kannten, legten sie ihn auch dem Sieghardus eifrig aus. Sie redeten aus vollster Herzensüberzeugung; das allein machte schon Eindruck auf den armen Zweifler, der in Rom noch gar keinen gebildeten Mann getroffen hatte, der fest an eine göttliche Wahrheit glaubte. Er hatte alles

andere, auch Mirjam vergessen, Licht wollte er haben. Der Geist Gottes arbeitete in diesen Stunden gar mächtiglich an seiner umnachteten Seele. Mirjam hatte kein Wort mehr gesagt. Bescheiden, aber mit höchster Spannung folgte sie dem Gespräch, und manchen Seufzer schickte sie für ihn zum Throne Gottes empor, wenn sie sah, wie der arme Mann so manche herrliche Wahrheit nicht kannte oder bezweifelte, die sie als kleines Kind schon von der Mutter gelernt hatte. Auch noch ein anderer verhielt sich ganz still bei diesem langen ernsten Religionsgespräch, der gute alte Wulf. Er verstand ja kein Wort davon. Aber er war doch guten Muts dabei und langweilte sich gar nicht. Hatte er doch das unbestimmte Gefühl, als ob sein geliebter Herr hier zu einem rechten Arzt für seine Seelenkrankheit gekommen sei. Mit solchem Eifer hatte er den wortkargen Sieghardus noch nie reden hören. Und dann hatte er noch einen ganz besonderen Zeitvertreib. Die flinke kleine Hausfrau davorn hatte nämlich gleich zu Anfang eine kleine Schüssel mit feinem Gebäck und eine große Kanne mit feurigem Wein gebracht und gerade vor ihn auf ein Tischchen gestellt. Alle hatten ein wenig von dem Gebäck und ein Gläschen Wein genommen. Die andern hatten dann über dem eifrigen Gespräch Wein und Kuchen ganz vergessen. Nicht so unser Wulf. Vom Kuchen nahm er sich vorsichtiglich das kleinste Stückchen; es war, wie er gefürchtet, viel zu süß für seinen Geschmack. Desto besser mundete ihm der Wein. Er schnalzte leise mit der Zunge und dachte sich dabei: „Solchen kriegen die Kameraden in keiner Schenke, wenn sie ihn auch noch so teuer bezahlen. Das erhalte ich ganz unverhofft für meine Treue, daß ich den Herrn nicht allein gehen ließ. Wenn aller syrischer Wein derart ist, dann segne ich des Sieg=

hardus Entschluß. Aber die kleine Frau könnte eigentlich auch mal wieder einschenken; die scheint über dem Herrn den Knecht ganz zu vergessen. Am Ende meint sie aber, daß ich mir ja selber helfen könne. Gewiß, so ist es; warum hätte sie sonst die Kanne gerade vor mich hingestellt." Damit schenkte der Alte sich wieder ein, und da niemand Einspruch erhob, blieb er ruhig dabei. Reden konnte er hier leider nicht; im übrigen aber wurde seine Stimmung immer rosiger und mit listigem Augenblinzeln, murmelte er vor sich hin: „Kein braver Knecht verläßt seinen Herrn. So lange wie mein Herr, kann ich es hier auch aushalten." Eine kleine Pause war endlich in dem eifrigen Gespräch eingetreten. Da that Sieghardus die Frage, die einst sein treuer Vater unbeantwortet gelassen: „Was wird aus uns nach dem Tode?" „Wir werden wieder auferstehen, sagte Aquila, und zwar nach Leib und Seele, um ewiglich mit Gott zu leben. Auch in unserm Volk gibt es eine kleine Sekte, die der Sadduzäer, welche gleich den heidnischen Epikuräern die Auferstehung von den Toten leugnet. Aber unsere von Gott selbst eingegebenen heiligen Schriften lehren deutlich die Auferstehung auch des Leibes." „Wie aber hoffet ihr dieses ewige Leben zu erlangen"? fragte Sieghardus weiter. „Durch die Erfüllung der Gebote Gottes", antwortete Aquila mit fester Stimme. Hierauf wurde es wieder eine Zeit lang still; Sieghardus schien aber wenig befriedigt von der Antwort. Da sagte Priscilla leise, gleichsam als fürchte sie sich, es auszusprechen: „Mirjam sagt mir, der große Prophet von Nazareth, von dem jetzt jedermann in unserm Volk redet, lehre einen andern Weg. Er habe klar und deutlich gesagt: 'Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könnt ihr nicht ins Him-

melreich kommen.' Er soll alle Menschen auffordern an ihn zu glauben als den verheißenen Messias, den Sohn Gottes." Da sprang ihr Gatte auf und rief heftig aus: „Hat Mirjam dich auch schon angesteckt mit ihrer Thorheit! Es ist wahr, manche der Armen und Unwissenden im Volk glauben an ihn; denn er thut viele Zeichen und Wunder. Aber ich habe erst am letzten Osterfest gesehen und gehört, wie er gegen unser altes Gesetz und die Obersten im Volk eifert. Er und die Jünger brechen den Sabbath, er ist der Zöllner- und Sündergeselle; er kann nicht unser Heiland sein, auf den wir so lange gehofft. Seine Werke aber thut er gewiß mit Hülfe des Teufels. Er ist ein Verführer des Volks." Da mischte sich die schüchterne Mirjam zum erstenmal in die Unterhaltung und antwortete, wenn auch mit bebender Stimme und roten Wangen, doch getrost und mutig auf die harte Rede des Oheims: „Würde denn der Teufel, der nur Böses thut, die Blinden sehend, die Lahmen gehend, die Aussätzigen rein machen, ja Teufel austreiben und Tote auferwecken? Ich habe ihn nur von ferne gesehen, den Wundermann Jesum von Nazareth; aber sein Antlitz spricht nur Liebe und Erbarmen. Manches schöne Wort von ihm geht um unter unserm Volk. Das schönste und liebste ist mir das, welches mein Vater kurz vor seinem seligen Ende vom Jordan mit heimbrachte, wo er es aus Jesu Munde vernahm: 'Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht' (Matth. 11, 28—30). Die Worte haben den teuren Vater in seiner Sterbestunde getröstet; er hat Jesum für den Sohn Davids, den Heiland

Israels gehalten und ich glaube es auch.“ Eben wollte Aquila auf das schöne, mutige Bekenntnis etwas Heftiges erwidern, als Sieghardus sich zur Mirjam wandte und bat: „Sage uns die Worte des Jesus noch einmal. Ich bin mühselig und beladen; sie gelten mir auch.“ Freudig that Mirjam, nach seinem Wunsch. Dann sagte Sieghardus: „Es ist Abend geworden, und wir müssen nach Hause. Viel habe ich heute von euch gelernt, mehr als all die Weisen Roms und Griechenlands mir gesagt haben. Wir wollen weiter davon reden. Kannst du mich des Nachmittags, wo ich dienstfrei bin, besuchen, so soll es mich freuen. Einige Wochen verbleibe ich noch in Rom; dann ziehe ich nach Cäsarien, vielleicht nach Jerusalem. Ich sehne mich darnach, euren Tempel kennen zu lernen.“ Als sie ihn dann nach der Ursache fragten, warum er nach Syrien gehe, sagte er: „Ich suche Mutter und Schwester, die derselbe Faustus, der euch gestern überfiel mir vor 18 Jahren geraubt hat. Ihn habe ich endlich gefunden; vielleicht finde ich auch noch die Meinen, die, wie ich sicher erfahren habe, vor acht Jahren nach Syrien verkauft sind. Vielleicht könnt ihr mir dabei behilflich sein.“ Natürlich versprachen sie zu thun, was sie konnten. Aquila hatte Bekannte in den meisten Städten Syriens: die konnten vielleicht dabei von Nutzen sein. Zum nächsten Osterfest hoffte er selbst wieder nach Jerusalem zu kommen. Er wollte doch sehen, wo es mit dem Jesus von Nazareth hinaus wolle. Als Sieghardus sich jetzt erhob, ging Aquila schnell zu einem kleinen Schrank und nahm eine Rolle Pergamentblätter heraus. „Dies sind die Psalmen unsers Königs David. Ich habe sie selbst abgeschrieben nach der griechischen Uebersetzung. Die gebe ich dir als eine kleine Erkenntlichkeit für deine Hülfe. Möge der Gott Israel sie segnen an deiner

Seele, daß du durch sie den einigen wahren Gott kennen lernst!“ Etwas Lieberes hätte Aquila dem Sieghardus gar nicht geben können. Mit herzlichem Dank nahm er die Schrift entgegen. Aquila und Priscilla baten herzlich, doch bald wieder zu kommen. Mirjam sagte nichts; aber Sieghardus meinte in ihren Augen beim Abschied dieselbe Bitte zu lesen. Er versprach, schon in den nächsten Tagen wieder bei ihnen einzukehren, wenn er nicht durch des Kaisers Dienst abgehalten werde. Dann rief er seinen alten Wulf, den er fast vergessen hatte. Mit einem starken Ruck erhob sich der Alte und folgte seinem Herrn. Da alle hoch erregt waren, es auch bereits dunkelte, so merkte niemand, daß er ein wenig schwankte. Einmal draußen in der freien Luft ging es auch bald etwas besser. Schließlich wurde er aber doch müde und nur dem starken Arme des Sieghardus war es zu verdanken, daß er glücklich nach Hause kam. Am andern Morgen aber, als er Wache stehen mußte, schien sein armer grauer Kopf viel zu dick zu sein für den Helm, und in den alten Beinen wühlte der Rheumatismus wie lange nicht mehr. Ihm war sterbenselend zu Mute. Den einzigen kleinen Trost, den er dabei fand, brummte er immer wieder vor sich hin: „Ich habe doch treu bei meinem Herrn ausgehalten.“

8. Im stillen Kämmerlein.

Während die Kameraden sonst in größerer Zahl kasernenmäßig zusammenlebten, wußte es Willibaldus gewöhnlich so einzurichten, daß sein Freund Sieghardus sein eigenes Kämmerlein hatte, worin er ungestört studieren konnte. Die andern, welche alle stolz waren auf ihren riesigen Genossen, gönnten dem „Gelehrten“, wie er bei ihnen hieß, den kleinen Vorzug. Nie war Sieghardus dankbarer dafür als

in dieser Nacht. Er konnte kaum warten, bis er seine Lampe angezündet hatte, um seinen neuen Schatz zu besehen. Und wahrlich, je länger er las, je mehr ward er überzeugt von der Kostbarkeit dieses Schatzes. Immermehr fühlte er sich hingezogen zu dem Judengott. Das war doch etwas ganz anderes als alle Götter, von denen er bisher gehört. Denen allen war es an die Stirn geschrieben, daß sie Menschengebilde seien, nichts als riesengroße Menschen, mit menschlichen Gedanken, menschlichen Leidenschaften. Wo blieb der deutsche Wodan, der einst mit seinem ganzen Asenhimmel untergehen mußte, vor diesem Einen, Allmächtigen, Ewigen? Wo blieb gar der römische Jupiter, der schamlose Ehebrecher, der allerlei Listen ersinnt, um seine eifersüchtige Gemahlin zu betrügen, vor diesem Heiligen und Gerechten? Jehovah war kein Landes-, kein Volksgott; er war der Gott der ganzen Welt. Die Geschichte der Schöpfung aber, wie Aquila sie ihm erzählt, und wie er sie im Psalmbuch bestätigt fand, wie klar und bestimmt und verständig war sie gegenüber allen Gedanken der Heidenwelt! Die deutschen Sagen vom Lichtreich und Schattenreich, von der guten eisleckenden Kuh Audhumla und dem bösen Riesen Ymur, er hatte sie längst belächelt; waren sie doch nichts anders als eine dichterische Umschreibung von Sommer und Winter. Die berühmten Gedanken der griechischen Philosophen von der Ewigkeit der Materie, der Vergötterung der Natur, die beim gewöhnlichen Volk dann von selbst in Vergötterung der einzelnen Naturkräfte überging, wie trostlos starrten sie ihn an! In dem Urnebel oder Urschleim, von dem jene Weltweisen als dem Anfang alles Seins träumen, er hatte sich drin verloren. Hier aber war ein ewiger, allmächtiger Geist, ein wirklicher persönlicher Gott, der da sprach, und es ward, der da gebot, und es

stand da. Stunde auf Stunde verrann; er achtete nicht des Brennens seiner Wunde, er merkte keine Ermattung seines Leibes. Ueber die Pergamente gebeugt, las er die Psalmen Davids und der andern heiligen Sänger Israels. Es war ihm eine ganz neue Welt; wie geblendet stand er davor. Vieles blieb ihm noch unverständlich, manches Wort aber schlug auch wie eine echte Offenbarung in sein umnachtetes Herz, und er las es wieder und wieder. Von zweierlei wurde er immermehr ergriffen, von der Herrlichkeit Jehovahs und von der Demut und Sündenangst seines Knechtes, des königlichen Sängers. „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: ‚Es ist kein Gott.'" So las er im 14. Psalm. Da neigte er sein Haupt bis auf das Pergament und sprach leise zu sich selbst: „Recht hast du, o weiser König; ich habe es erfahren, ich bin solch ein Thor gewesen, und in meiner Thorheit zum Rande der Verzweiflung gekommen." „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk", hieß es im 19. Psalm. Wie hatte er nur jemals daran zweifeln können? Konnte denn dieses herrliche Weltgebäude aus blindem Zufall entstanden sein, ohne einen denkenden, allweisen Geist? Was sollte er denn noch länger in den Irrwegen seiner eigenen armseligen Vernunft einherwandeln? Er war ja bisher trotz allen Ringens nur immer tiefer ins Dunkel hineingeraten. Hier stand es ja klar und deutlich geschrieben im 33. Psalm: „Der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und all sein Heer durch den Geist seines Mundes." Das hatte freilich kein Menschengeist erdenken können; das konnte nur offenbart sein. Am meisten ergriff ihn aber das Gebet Moses, des Mannes Gottes, im 90. Psalm: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und

die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, der du die Menschen lässest sterben, und sprichst, kommt wieder Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache." Ja, das war ein Gott, zu dem auch große, starke, weise Männer aufsehen und beten konnten! Und wie hatten sie gebetet! Je mehr er die Erhabenheit dieses Gottes bedachte, je nichtiger kam er sich vor, bis er meinte, zu einem solch hohen, erhabenen Gott zu beten, könne ein armer, elender Mensch gar nicht wagen. Aber hatten es die großen Männer nicht doch gethan? Ja, redeten sie nicht fast wie Kinder zu einem lieben Vater? Moses redete ja vom Zorne Gottes, aber in demselben Liede auch von seiner Gnade. Und David, der sein Bette mit Thränen der Angst und Buße schwemmte, wie herrlich wußte er auch wieder die Freundlichkeit und Leutseligkeit seines Gottes zu preisen! „Wie war doch das vom guten Hirten?" sprach Sieghardus zu sich selbst und blätterte dann herum, bis er den 23. Psalm wieder fand. Und während er dies herrliche Gebet Davids immer wieder las, kamen ihm mit einem Male die Worte Mirjams von Jesu in den Sinn: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." War dies nicht derselbe Gedanke, den David hier aussprach von dem Hirten Israel, der seine Seele erquickte und zu frischen Wassern führte? Ja, hatte nicht Mirjam diesen Propheten, diesen Wundermann, den Sohn Davids genannt? Freilich, was sie noch weiter redete, daß dieser Jesus der Sohn Gottes sei, das mußte wohl ein Irrtum sein; das schien ja fast in die alte Vielgötterei der Heiden zurückzulaufen. Was Aquila sonst gegen den Jesum geredet, das hatte ihm gar nicht eingeleuchtet; er konnte gar nicht begreifen, warum er

so erbost auf einen Mann war, von dem er selbst glaubte, daß er vielen Armen und Elenden geholfen habe. Die Gedanken überwältigten ihn. Den Kopf in die Hand gestützt, saß er lange sinnend da. Die Lampe war herabgebrannt; endlich verlosch sie ganz. Er fuhr auf wie aus tiefem Traum und bemerkte die ersten Strahlen des Morgenrots am Himmel. Da ging es wie ein Beben durch seinen ganzen Leib; er streckte die Hand dem kommenden Tag entgegen und rief aus: „O, daß es auch in meiner Seele also durch Nacht zum Lichte ginge!“ Und dann that er, was er nie zuvor gethan, er warf sich auf seine Kniee und betete inbrünstig zu dem wahren einigen Gott, der sich ihm soeben offenbart. Unwillkürlich redete er in den Worten des Psalmbuchs, die in seiner Seele haften geblieben waren und durch welche der Heilige Geist nun mächtiglich an ihm arbeitete: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir.“ (Ps. 42, 1.) „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir; laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!“ (Ps. 130, 1—2.) „O, du ewiger allmächtiger Gott, ich, das elendeste unter deinen Geschöpfen, danke dir von Herzen, daß du mich aus der Nacht des Unglaubens und der Verzweiflung erwecket hast. Sei nun auch mein Hirte! Noch wandle ich ja im finstern Thal; aber mein Geistesauge glaubt den Strahl deines Lichtes zu sehen, wie mein Leibesauge die Morgenröte schaut. O gieb mir mehr Licht! Laß mich nicht zurücksinken in die Nacht des Zweifels, davor mir graut. Ich glaube, Herr; hilf meinem schwachen Glauben!“ Er stand auf vom Gebet und schaute noch eine Weile in den kommenden Morgen. Und nicht der Strahl des Morgenrots allein verklärte jetzt sein edles Antlitz: auch in seiner Seele war die Morgenröte der götlichen Wahrheit und Klarheit auf=

gegangen. Er warf sich auf sein Lager; noch hob ein tiefer Seufzer seine breite Brust: es war ein Seufzer körperlicher Ermattung, aber seelischer Befreiung. Im nächsten Augenblick war er sanft und ruhig eingeschlafen. Im schwersten Kampf hatte er durch Gottes Kraft den ersten Sieg errungen.

9. Der Abschied.

Während der alte Wulf trotz der üblen Nachwehen seiner Siegesfeier den bevorstehenden Abschied von den Kameraden nach Kräften in den Schenken vorbereitete, verkehrte Sieghardus viel im Hause Aquilas. Ein Hauch der Heimat schien ihm aus dem stillen Hause in der Judengasse entgegen zu wehen. Der Kampf in seinem Innern zog ihn immer wieder ins Gespräch mit dem schrifterfahrenen Israeliten. Auch andere weise Männer seines Volkes zog Aquila herzu, um doch ja einen Judengenossen aus dem reisigen Hauptmann zu machen. So lasen sie miteinander das ganze Alte Testament, und immer fester wurde des Sieghardus Ueberzeugung, daß Jehovah der einige, wahre Gott sei. Aber je mehr es Aquila gelang, den Freund für den Glauben an den einigen Gott zu gewinnen, je weniger wollte es ihm gelingen, ihn von seiner hochgerühmten pharisäischen Selbstgerechtigkeit zu überzeugen. Sein tiefes deutsches Gemüt konnte sich bei der äußerlichen Erfüllung der vielen Satzungen und Gebote nicht beruhigen. So schwach seine Sündenerkenntnis auch noch war, die unnahbare Heiligkeit Jehovahs, die ihm aus dem ganzen Gesetz entgegenleuchtete, versetzte ihn in Angst und Schrecken. Er sagte wenig darüber, sondern ließ die andern reden. Nur suchte er durch einzelne Fragen sie immer wieder zu dem Kern der Sache, die ihn so sehr beunruhigte, zurückzuführen. Und da fand sich

denn, daß sie alle ihm nicht helfen konnten. Sie alle waren befangen in der Werkgerechtigkeit, und die meisten von ihnen wurden ungeduldig, wenn man daran zweifelte. Das Urteil über Jesum, den großen Propheten aus Nazareth, war auch bei den meisten dasselbe wie das des Aquila: er war ihnen ein Verächter des Gesetzes, ein Verführer des Volks. Nur ein alter Mann schüttelte dabei das graue Haupt und sagte: „Verstehen kann ich ihn auch nicht; aber ein Verführer ist er nicht. Erst vor einigen Tagen erhielt ich Kunde von meiner Schwester in Galiläa, daß ihr Sohn, welcher seit Jahren mit dem Aussatz behaftet und verstoßen war, durch Jesum geheilt sei. Er ist von Gott gesandt und wenigstens ein großer Prophet, wenn er sich nicht gar noch als den langersehnten Messias offenbaren wird!" „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" rief Aquila eifrig dagegen. „In Bethlehem soll nach Michas Prophezeiung der Messias geboren werden, und als Sohn Davids, als König, dem kein König gleicht, wird er erscheinen. Wo bleibt denn die Macht und Herrlichkeit dieses Menschen? Ein Schwarm unwissender Fischersleute ist seine Jüngerschaft, ein Pöbelhaufe sein Gefolge. Kein Oberster in Israel, kein Schriftgelehrter, die doch die Zeichen des Messias kennen sollten, glaubt an ihn." „Ich weiß es", sagte der Alte; „aber die Obersten unsers Volks haben einst auch den Jeremias geschlagen und in die Grube geworfen, und doch war er der Prophet Jehovahs. Auch ich habe mich lange nach dem großen Davidssohn gesehnt, dem der Herr alle irdischen Feinde zu Füßen legen wird. Aber der Knecht Jehovahs, wie Jesaias ihn beschreibt, will mir nicht mehr dazu passen. 'Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit', heißt es da; und wiederum: 'Fürwahr, er trug unsere Krank-

heit und lud auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre' (Jes. 53). In den Rahmen dieses Messiasbildes würde der Nazarener wohl passen." Lautes Stimmengewirr erhob sich ob dieser Rede. Die meisten behaupteten, hier sei ganz Israel gemeint, wogegen der Alte sagte: „Allzudeutlich redet der Prophet von einer Person, eben von dem Messias. Keiner von euch würde daran denken, hier von dem ganzen Volk zu reden, wenn die Stellen nicht euren Gedanken von der weltlichen Macht und Herrlichkeit des Messias sogar zuwider wären." Da schwiegen die andern betroffen still.

So war denn Sieghardus zum letztenmale zum stillen Hause in der lauten Judengasse gewandelt. Am folgenden Tage schon sollte er mit seiner soeben angekommenen Schar nach Ostia marschieren, um dort das Meerschiff zu besteigen, das ihn nach Cäsarea bringen sollte. Aquila hatte ihn mit mehreren Juden bekannt gemacht, die auch mit dem Schiffe fuhren. Da gedachte er während der Reise recht fleißig mit ihnen zu verkehren, einmal um über die Religion mit ihnen zu reden, und sodann, um die jüdische oder syrische Sprache zu erlernen. Er hatte letzteres schon mit Aquilas Hülfe begonnen, da die Kenntnis der Landessprache ihm beim Auffinden seiner Lieben von Nutzen sein konnte. Diesesmal war er mit den Freunden allein. Noch vor wenigen Wochen hätte er Rom verlassen können, ohne daß sich eine Ader in ihm geregt hätte. Des guten Willibaldus hätte er wohl manchmal freudig gedacht; sonst zog ihn keine Seele. Nun war das aber gar anders geworden: Der Abschied wurde ihm schwer. Und er versuchte sich gar nicht darüber zu teuschen: ein dunkles Augenpaar war's, das ihn gefesselt hielt. Er empfand eine tiefe

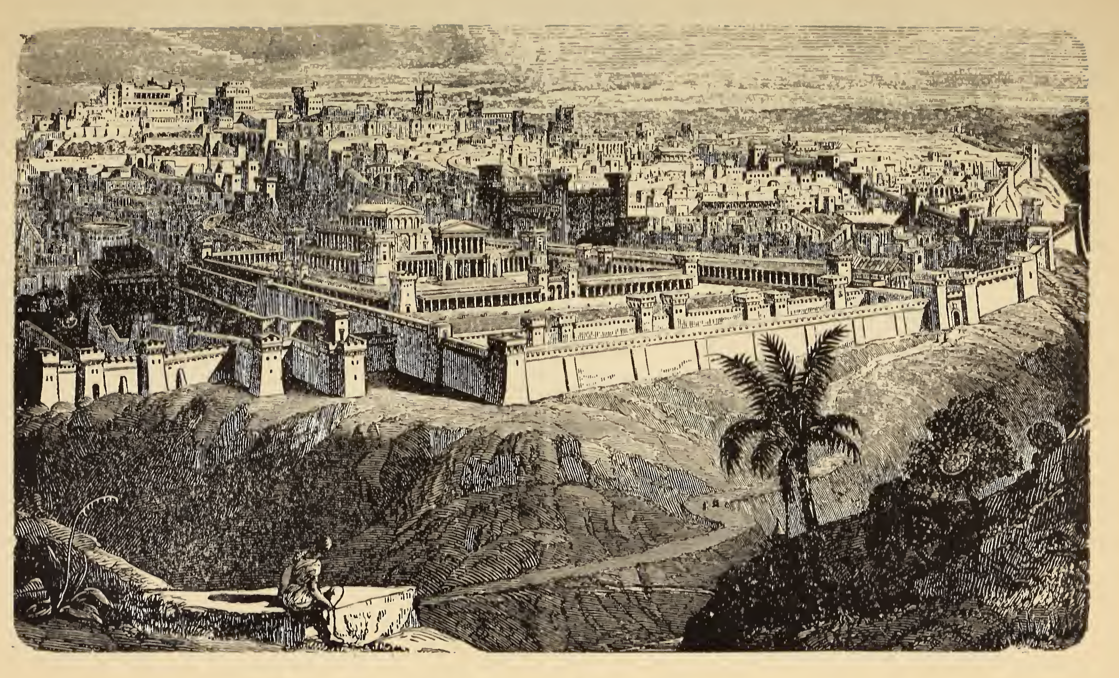
Neigung zu der lieblichen Jungfrau. Nur wenige Worte hatte er seit seinem ersten Besuch mit Mirjam gewechselt. Sie kam aus der kindlichen Schüchternheit nicht heraus, sondern schaute zu ihm auf wie zu einem hohen Herrn, mit fast abergläubischer Scheu. Da hielt es Sieghardus für eine Entweihung, ja Grausamkeit, dies kindlich dankbare Gemüt, das gar nicht zu ahnen schien, was der starke Mann für sie empfand, mit Fragen der Liebe zu beunruhigen. Er dachte auch an sein so viel höheres Alter und an seine ungewisse Zukunft. Mit männlichem Entschluß drückte er das aufschwellende Herz fest zusammen, ob's ihm auch bitter weh that. So ganz unten im verborgenen blühte freilich trotz all seiner Willenskraft ein kleines Blümlein, das hieß Hoffnung. Er blieb mit Aquila in brieflichem Verkehr; im nächsten Jahre kam derselbe wahrscheinlich sogar nach Syrien, da konnte am Ende —. Hier brach er ab in seinen Gedanken; denn er wollte dieselben nicht weiter ausspinnen. Nun saß er zum letztenmal in dem stillen Gemach, das ihm in den wenigen Wochen so traut und teuer geworden. Priscilla war bei seinem Eintritt von ihrem Webstuhl aufgestanden; sie hatte eine kostbare Decke, an der sie seit Wochen gearbeitet, soeben vollendet. Als sich nun Sieghardus nach kurzem, oft stockendem Gespräch erhob, um Abschied zu nehmen, holte sie die Decke und überreichte sie ihm als Angedenken. Eingewebt in schönen hebräischen Lettern war das Grundgesetz Israels: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr.“ Dankend nahm er die schöne Gabe in Empfang mit den Worten: „Euer Wunsch ist erfüllt, der Gott Israel ist auch mein Gott geworden.“ Nun blieb ihm noch das Schwerste, von Mirjam Abschied zu nehmen, ohne seine Fassung zu verlieren. Sie stand an derselben Stelle, wie damals, als

er diese Schwelle zum erstenmale übertreten hatte. Von der kleinen Verwundung war sie genesen; dennoch war sie jetzt fast so bleich wie an jenem Tage. Als er auf sie zutrat, um ihr die Hand zum Abschied zu reichen, war es ihm, als ob ihre Lippen bebten und ihre Augen einen feuchten Schimmer hätten. Sie sagte kein Wort; aber auch sie überreichte ihm ein kleines Andenken, ein Tüchlein aus weißer Seide, worauf sie in zierlichen griechischen Buchstaben die Worte gestickt hatte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Jesus." Er las die köstlichen Heilandsworte; dann hob sich seine Brust, und er schaute ihr lange in die Augen als müßte er etwas unaussprechlich Schönes darin lesen. Sie ertrug seinen Blick, wenn auch ihre Wangen sich dabei dunkel färbten. Endlich raffte er sich mit eiserner Willenskraft zusammen und sagte: „Nichts lieberes hättest du mir schenken können, Mirjam." Da öffnete auch sie die Lippen und leise, daß Aquila es nicht hören konnte, sagte sie inniglich: „Gehe zu ihm, o Herr, mit deiner Mühe und Last; er wird auch dich erquicken." Da antwortete er ebenso leise: „Ich will zu ihm gehen, und wenn ich ihn finde und er mir hilft, werde ich dir's wiedersagen. Lebe wohl, Mirjam! Auf Wiedersehen!" Er hatte es nicht sagen wollen, dies letzte Wort: es war ihm dennoch entfahren. Ihre zarte Rechte bebte in seiner starken Hand bei diesem letzten Wort und dem heißen Blick, der es begleitete. Schnell wandte er sich ab und verließ das stille Haus, wo er, der Fremdling, der Heimat und Vaterland nebst dem Glauben seiner Kindheit verloren hatte, einen besseren Glauben gefunden und auch das Glück einer irdischen Heimat ahnungsvoll empfunden hatte.

In der Jüdischen Königsstadt.

1. Der Einzug der deutschen Kohorte.

Ein milder Frühlingstag des Jahres 34 nach Christi Geburt neigte sich seinem Ende zu. Das Gebirge Juda prangte im saftigsten Grün. Die Straße von Cäsarea und Joppe herauf wand sich zwischen blühenden Gärten und dunklen Orangen- und Oelbäumen empor zu der hochgebauten Stadt Jerusalem. Selbst die Seiten der steilen Hügel waren mit jahrhunderte langem Fleiß zu Terassen geformt und mit Wein bebaut. In den fruchtbaren Thälern reiften schon Weizen und Gerste der frühen Ernte entgegen. Heutzutage freilich sind die Hügel kahl und öde, wie die meisten Gebirge des gelobten Landes. Ist doch kein Land der Welt so empfänglich für Segen und Fluch wie Kanaan. In den vielen blutigen Kriegen sind die meisten Bäume dahingesunken vor der Axt, wie die meisten Einwohner vor dem Schwert. Die Araber und Türken, welche heute das Land bewohnen, sind ein armes, verkommenes Geschlecht. Nur in neuester Zeit sind einige deutsche und jüdische Ackerbaukolonien angelegt, welche beweisen, daß der Boden des Landes seine altberühmte Fruchtbarkeit noch nicht verloren hat. Zu Christi Zeit blühte das Land Kanaan wie kaum je zuvor. Das kleine Ländchen, welches an Größe wohl an manchem County in Amerika übertroffen wird, hatte 4—5 Millionen Einwohner, die sich fast ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht nährten. Es war, wie 1400 Jahre vorher, da der Herr es dem Volke Israel durch Moses gelobte, noch immer ein Land, da Milch und Honig innen floß.



Jerusalem zur Zeit Christi.



Doch an dem Abend, von welchem unsere Erzählung redet, lagen Gärten und Felder still und verlassen da, denn der Sabbathsfriede ruhte auf dem ganzen Lande. Selbst in den Dörfern sah man kaum einen Eingebornen im weiten Feiertagsgewande aus den Häusern treten; durfte doch keiner weiter als einen Sabbatherweg gehen. — Aber plötzlich wurde die Sabbathsstille rauh unterbrochen. Aus der Ferne erscholl ein dumpfes Getöse, wie der Marschschritt römischer Soldaten. Und da tauchten sie auch schon auf hinter den nächsten Hügeln. Es war eine ganze Kohorte von 480 Mann Fußsoldaten, 120 Reitern, nebst Artillerie-Park und Gepäckwagen. An der Spitze der ganzen Kohorte ritt der Tribun, seinem Aussehen nach ein echter Römer. An der Spitze einer jeden der sechs Centurien, die damals aus je 80 Mann bestanden, ritt der Centurio oder Hauptmann. Alle trugen, wie auf dem Marsche üblich, den schweren Helm auf der rechten Seite der Brust, wo er am Panzer eingehakt war. Das Haupt war unbedeckt. Selbst die größten Feldherren wie Cäsar und Hannibal bedeckten niemals das Haupt außer mit dem Helm. Da konnte man denn schnell merken, daß außer dem dunkellockigen Tribun und fünf Centurionen kein Römer in der Kohorte war. Die blonden Haare, die blauen Augen wie die stattlichen Gestalten verrieten die Söhne Germaniens, wenn auch der Staub und Schweiß des langen Weges die Gesichter alle dunkel gefärbt hatte. An der Spitze der ersten Centurie aber ritt ausnahmsweise auch ein Germane, der stattlichste Mann der ganzen Schar, unser Sieghardus. Acht Monate lang war seine Kohorte in Cäsarien geblieben. So viel er vermochte, hatte er sich da schon nach Mutter und Schwester umgesehen, aber nichts erfahren. Mit Eifer hatte er sich auch auf die Erlernung der aramäischen Sprache ge-

legt, die seit der babylonischen Gefangenschaft auch in Kanaan gesprochen wurde. Das alte Hebräisch, in welchem das Alte Testament geschrieben ist wurde nur noch von den Schriftgelehrten verstanden, die deshalb am Sabbath dem Volk die heiligen Schriften verdolmetschten. Bei seinen reichen Gaben hatte Sieghardus es auch bereits soweit gebracht, daß er die Landessprache einigermaßen reden konnte. Nun zogen sie hinauf gen Jerusalem, der Stadt Gottes, wo der Tempel Jehovahs stand. Des Sieghardus Herz war wunderbar bewegt; Furcht und Hoffnung stritten um den Sieg. Seine Landsleute, welche zum größten Teil frisch aus Germanien's Wäldern kamen, angezogen von dem guten Solde und der Lust zu Abenteuern aller Art, sahen mit immer neuem Erstaunen auf die schöne, fremdartige Landschaft, durch welche sie marschierten, und freuten sich auf die berühmte Stadt Jerusalems. Seine eigene Kohorte war stolz darauf, einen deutschen Hauptmann zu haben, und noch dazu einen solchen Riesen. Wegen seiner Leibeslänge hatten sie ihm den Ehrennamen Longinus gegeben. Im Dienst war er streng und hielt stramm auf Ordnung; sein erstes Pilum verdiente deshalb auch den Namen vollauf. Aber er war kein Menschenschinder, wie leider in alter wie neuer Zeit so manche Offiziere; er sorgte väterlich für seine Leute, so daß sie ihn bald mehr liebten als fürchteten und ihm auf den Wink gehorchten. Auf dem Marsche ging es in seiner Kohorte immer am lautesten und fröhlichsten her, so daß die andern Hauptleute ihn deshalb oft beneideten. Das hatte Sieghardus aber nicht sich selbst zu verdanken, sondern seinem alten losen Wulf. War der schon der Liebling der reisigen Leibwächter in Rom gewesen, so wurde er es unter diesen jungen, frischen Deutschen noch viel mehr. Denen war er nicht nur der muntere

Erzähler und Possenreißer, sondern auch der allweise Rat in aller Soldatennot, auch der väterliche Tröster, wenn's Heimweh einen einmal gar zu sehr packte. Das Marschieren, besonders bergauf und in der heißen Sonne, wie eben jetzt, wollte ihm freilich gar nicht mehr behagen. Für den Rheumatismus mochte das ja am Ende ganz heilsam sein; aber schnaufen und schwitzen mußte er ganz gewaltig. Dennoch verließ ihn sein Humor nicht. Er riß so grausame Witze über sich selbst, daß alles lachen mußte und der Mühsale des Weges vergaß. Aus Gutmütigkeit nahm ihm denn auch bald einer der starken Jünglinge seinen Schild, ein anderer die Spieße ab, und so hatte er doch auch etwas für die Aufmunterung der Schar. Des Sieghardus Heldenthaten hatte er ihnen so oft erzählt und so ins Unermeßliche gestreckt, daß die Krieger den reisigen Hauptmann fast für einen Halbgott hielten. Nur eins konnten sie nicht begreifen: seinen finsteren Ernst. Sie wußten ja alle längst von seinem herben Verlust; aber darüber konnte ein Mann doch nicht 20 Jahre brüten. Wie manchem von ihnen war es ähnlich ergangen, und sie waren doch wieder heiter geworden. Auch Wulf konnte ihnen das nicht erklären, zumal er es selber nicht wußte, und bei all seiner Dichtkunst konnte er sich hierüber keinen rechten Vers machen. Mehrmals hatte er Sieghardus schon gefragt, was ihm fehle; aber derselbe hatte ihn abgewiesen mit den Worten: „Laß nur gut sein, alter Freund; du kannst mir doch nicht helfen." Eines Abends jedoch, als seine Stimmung besonders düster war, war der Alte zu ihm getreten und hatte gesagt: „Nun gehe ich aber nicht wieder fort, bis du mir deine Not bekennst. Im Hause des Juden schien es ja eine Zeitlang besser zu werden; nun aber ist es schlimmer denn je. Friß doch deinen Kummer nicht so in dich;

ich wollte dir ja gerne ein Teil abnehmen. Vielleicht ist es dir doch gut, die Last einmal abzuladen, sei's auch nur auf die Schultern des alten Wulfs." Da hatte Sieghardus, um dem Alten mit seinem Schweigen nicht wehe zu thun, endlich etwas von dem Kampf in seiner Seele verlauten lassen. Aber verständnislos starrte der treue Knecht ihn an. Er hatte es ja manchmal auch merkwürdig gefunden, daß man in Deutschland Wodan und in Rom Jupiter sage, hatte sich aber schließlich damit getröstet, daß Wodan auf lateinisch wohl Jupiter heiße. Das Beten zu den Göttern hatte er längst verlernt; nur fluchen konnte er nach roher Soldatenweise noch bei ihren Namen, und zwar bei denen der Olympier so gut wie bei denen der Walhallabewohner. Um die Zukunft machte er sich wenig Sorge; die Gegenwart mit guter Kost und gutem Wein war ihm viel zu angenehm. Freilich kamen auch dem alten lustigen Bärenführer seit dieser ernsten Unterredung mit Sieghardus manchmal ernste Gedanken, besonders zu den Zeiten, wenn sich das elende Reißen in den Gliedern einstellte, was in letzterer Zeit häufiger geschah. Er schrieb das der schlechten italienischen Luft zu, die freilich viel weniger Schuld daran hatte als der gute italienische Wein, worin er seine schöne Löhnung anzulegen pflegte. Doch mit den Schmerzen verflogen bei dem alten Bruder Leichtsinn auch gewöhnlich die ernsten Gedanken an Tod und Ewigkeit, wie das bei den meisten Weltkindern der Fall ist, die ja nur für diese Welt leben. Am Ende tröstete er sich immer wieder mit dem altgermanischen Glauben, daß tapfere Krieger die beste Aussicht auf Walhalla hätten, und dann trank und flunkerte er wieder tapfer darauf los.

Sieghardus konnte sich freilich mit solchen armen Menschenfündlein nicht über die tiefe Sündenangst

seines erwachten Gewissens hinwegtäuschen. Er hatte den wahren Gott aus seinem Gesetz kennen gelernt; aber je länger er ihn anschaute, desto unnahbarer und schrecklicher wurde ihm der Jehovah des Gesetzes, je weniger schien ihm Aquilas Selbstgerechtigkeit zu genügen. Er sehnte sich nach der Stadt Gottes, und wußte doch kaum, warum. Auf irgend eine Weise hoffte er hier, wo der Gottesdienst Jehovahs sich in seiner ganzen Herrlichkeit zeigte, den Frieden seiner Seele zu finden. Auch Mirjams holde Gestalt stieg vor seinem geistigen Auge empor, während sein Leib sich ihrer Geburtsstadt näherte. Aber diesmal waren es nicht ihre schüchternen und doch so unergründlich tiefen Augen, die sein Herz schneller schlagen ließen, sondern ihre Abschiedsworte: „Gehe zu ihm mit deiner Mühe und Last; er wird auch dich erquicken." Unwillkürlich fuhr seine Hand ans Herz, über welchem er ihr Tüchlein mit dem Jesuswort geborgen hatte. Sollte ihre ahnungsvolle Seele tiefer geschaut haben als die scharfen Augen des schriftgelehrten Aquila? Er konnte es ja nicht glauben, daß ein armer Mensch der Sohn Gottes sei, und doch, und doch — wunderbar wie seine Thaten waren auch seine Worte. Nach ihm sehnte er sich mehr als nach der ganzen heiligen Stadt; er wollte wenigstens erproben, ob sein Wort Wahrheit sei, ob er auch ihn erquicken könne. Das Osterfest war nahe und zu dem pflegte der Prophet von Nazareth wie alle Juden nach Jerusalem zu kommen. Er würde doch sicher nicht verborgen bleiben; es mußte ihm möglich werden, ihn zu sehen. Vielleicht würde der, der so vielen leiblich Blinden die Augen geöffnet, auch ihm, dem geistlich Blinden, Licht und Frieden bringen. In solche Gedanken versunken, hatte Sieghardus gar nicht bemerkt, daß sie die letzten Hügel erklommen hatten, und Jerusalem im Glanze der

Abendsonne gerade vor ihnen lag. Erst die lauten Jubelrufe der Soldaten weckten ihn aus seinem Brüten. Nun belebte sich auch sein Auge, das für die Schönheit so empfänglich war, beim Anblick der herrlichen Stadt. Seine breite Brust hob sich, als ob sie mit neuem Lebenshauch gefüllt sei.

Sie näherten sich der Stadt vom Westen her. Gerade vor ihnen lag das Jaffa-Thor. Rechts senkte sich das Thal Hinnom, welches im Süden der Stadt in das Kidronthal überging. Aus dem Hinnomthal ragte der Berg Zion steil empor. Einst hatten hier die Jebusiter den Benjaminitern getrotzt, bis David sie bezwang. Dann erhob sich Davids Burg auf demselben, bis Nebukadnezar sie zerstörte. Auch die Knechte des Antiochus hatten hier viele Jahre lang gehaust und den tapferen Makkabäern widerstanden. Hier sollten 35 Jahre später auch die Juden im letzten Verzweiflungskampf gegen Titus ringen, nachdem die Unterstadt und der Tempel schon gefallen waren. Die ganze Stadt senkte sich sanft von Westen nach Osten, wo sie dann schroff ins Kidronthal, das auch nach dem Könige Josaphat genannt wurde, abfiel. Jenseit des Kidronthals erhob sich der Oelberg, die Stadt bedeutend überragend. Geradeaus über die flachen Dächer der Stadt hinweg erblickte Sieghardus die festen Mauern der Burg Antonia, wo seine künftige Wohnung sein sollte. Dahinter aber strebte in marmornem Glanze der Tempel Jehovahs empor, welcher mit seinen Hallen und Vorhöfen von Herodes dem Großen zum gewaltigsten und schönsten Gotteshaus jener Zeit gemacht war. Wie trunken hing sein Blick an den herrlichen Formen, der verschwenderischen Pracht dieser Gebäude! Da aber fiel ein Strahl der untergehenden Sonne, zurückgeworfen von den vergoldeten Zinnen des Tempels, blendend in seine

Augen, daß er sie unwillkürlich schloß. Wohl öffnete er sie langsam wieder, aber er schaute nicht mehr in die Pracht, die da vor ihm ausgebreitet lag. Sein Blick blieb umflort, sein Haupt sank tief und immer tiefer herab; er achtete nicht des Weges noch des herrlichen Bildes, das sich hier vor seinen Augen entrollte. Er hatte sich gesehnt nach dem Anblick des Tempels; denn er glaubte nun auch an Jehovah als den einigen wahren Gott Himmels und der Erde. Aber die Freude, die sein Herz bei jenem Morgenrot empfand, da Israels Gott sich ihm offenbart hatte als Herrn aller Herren und König aller Könige, war längst geschwunden vor den erschrecklichen Gedanken an die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes. Der Strahl der Abendsonne aber, der vom goldenen Tempeldache her sein Auge blendete, traf auch sein Herz. Aufs tiefste erregt, wie er war, wähnte er darin einen Abglanz der göttlichen Heiligkeit zu sehen und er erschrak bis ins Mark. Unter der staubbedeckten Kriegerbrust schlug ein sündenbeladenes Menschenherz. Sieghardus hatte den wahren Gott kennen gelernt, aber bisher nur als ein verzehrend Feuer und einen eifrigen Gott. Die zehn Gebote wußte er längst auswendig; aber er kannte auch das furchtbare Wort: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er darnach thue!“ Je mehr er sich mit dem Gesetze Gottes verglich, je größer wurden seine Sünden. Wie lange hatte er gegen das erste Gebot falschen Göttern gedient, wenn auch unbewußt! Wie oft hatte er als Soldat der Büste des Kaisers Weihrauch gestreut, wenn's ihm auch ein Ekel gewesen war! Und er sollte Gott über alles lieben! Unmöglich! Auch sein furchtbarer Haß gegen Faustus fiel ihm jetzt schwer auf die Seele; denn auch die eigene Rache war im Gesetzbuch verboten. Dennoch fühlte er, daß sein trotziges Herz nicht

gewandelt sei, daß er im gleichen Fall wohl ebenso wieder hassen würde. Sein Sinn war nicht gebrochen. Und wie konnte er erst jedes Begehren des Bösen jede böse Lust vermeiden! Seine Sündenangst wurde immer größer. Zuletzt kam ihm gar der Gedanke, es wäre ihm besser, er hätte den wahren Gott nie kennen gelernt.

Aber bei dem Gedanken an das Elend seines alten Unglaubens zuckte er doch zusammen, wie bei einem körperlichen Schmerze. Eben ritt er unter dem alten Jaffa-Thore ein in die heilige Stadt; da rang sich seine Seele in brünstigem Gebet aus der Nacht der Angst und Verzweiflung empor zu Gott. „O du ewiges Licht, der du mir erschienen bist“, rief er in seinem Herzen, „blende mich nicht mit deinem Schein, verzehre meine unreine Seele nicht mit dem Feuer deines Zornes, sondern zeige mir in dieser deiner heiligen Stadt den Weg zu der Heiligkeit, die du von mir armen Sünder forderst!“

Ueber dem Sturm in seinem Innern hatte Sieghardus an diesem Abend ganz vergessen, warum er ursprünglich nach Syrien gekommen war. Gesenkten Hauptes ritt er vor seiner Schar einher durch die engen Gassen der Stadt, welche des Osterfestes wegen von einer großen Volksmenge wimmelten. Er sah nicht die finsteren Mienen der Juden; er bemerkte kaum, wie der Tribun die Kohorte dem Landpfleger zur Begrüßung vorführte. Nur flüchtig schaute er zu Pontius Pilatus empor, welcher seit 9 Jahren Prokurator in Judäa war. Am wenigsten bemerkte er die drei Frauen, welche oben auf dem flachen Dache des Palastes standen, um den Einzug der neuen Soldaten mit anzusehen. Und doch, hätte er geahnt, wer oben stand, er hätte wohl sein Leben um einen Blick dahin gegeben. Wulf, dessen lustige runde

Augen überall herumflogen, hatte auch die drei Frauen flüchtig bemerkt. Doch hatte er zu viel Neues zu sehen, als daß er irgend etwas genauer beobachten sollte. Aber wenn er auch scharf hingeschaut hätte, in den in feine römische Gewänder gehüllten Gestalten hätte er nach neunzehnjähriger Trennung niemand wiedererkannt. Die mittlere der drei Frauen war Claudia Procula, die Gemahlin des Landpflegers. Sie hatte sich nur wenig verändert, seitdem sie vor neun Jahren am Sklavenmarkt zu Rom ihre beiden Begleiterinnen gekauft hatte. Nur die milden Augen hatten jetzt einen Anflug von Trauer und Kummer, und im dunklen Haar zeigten sich schon einige Silberfäden. Aeußerlich fehlte ihr nichts; aber ihre Ehe mit Pontius Pilatus war nicht glücklich. Einst, als er noch ein rechtschaffener, gesetzliebender Mann und tüchtiger Beamter war, als seine niederen Triebe noch nicht hervortraten, hatte er seine Claudia wirklich geliebt, und sie hatte diese Liebe mit aller Innigkeit ihres ernsten Gemüts erwiedert, ja sie liebte ihn noch. Aber seitdem er Prokurator geworden, hatte die Habgier alle edleren Triebe überwuchert und den Tiger in seiner Brust geweckt. Wiederholt hatte er seine Hände mit Blut befleckt, so erst neulich, als er eine Anzahl Galiläer bis in den Tempel verfolgen und am Altare niederhauen ließ. Dazu traf sein Spott über alle Religion ihre zarte Seele auf das empfindlichste. Auch sie hatte den alten Götterglauben verloren, aber nicht im Leichtsinn der Weltlust; seine Unsittlichkeit hatte sie angeekelt. Ihr tiefernstes Gemüt sehnte sich nach etwas Besserem als dem furchtbaren Wort: es ist kein Gott. Sie hatte wenig Verkehr in Jerusalem; waren doch die Römer den meisten Juden tief verhaßt. Durch eine Dienerin aber war sie mit der alten

Religion Israels bekannt geworden; die zog sie an wie mit unsichtbaren Armen.

Ueberragt wurde Claudia Procula von ihren beiden Dienerinnen, in denen wir schnell Friedberta und Sieglind erkennen. Friedberta's Haar war gebleicht und ihre Gestalt ein wenig gebeugt. Aus ihrem ganzen Wesen sprach stille Ergebung. Immermehr war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß jener deutsche Jüngling, der Sieglind so tapfer verteidigt hatte, ihr Sohn gewesen sei. Aber sie hatte auch sein Blut unter dem furchtbaren Hiebe des Faustus hoch emporspritzen sehen und hielt ihn für tot. Selbst wenn die Wunde nicht unbedingt tödlich gewesen wäre, wer hätte sich wohl in Rom um den armen Deutschen gekümmert? In der ersten Zeit hatte sie noch viel darüber gegrübelt, wie Sieghard wohl nach Rom gekommen sei und sie gefunden habe. Schließlich beruhigte sie sich dabei, daß er gerade noch lange genug gelebt habe, um Mutter und Schwester vor einem furchtbaren Schicksal zu bewahren und zu der edlen Claudia zu führen. So beweinte sie ihn als tot. Aeußerlich ging es ihr sehr gut, besser fast als im deutschen Walde. Schwere Arbeit brauchte sie gar nicht zu verrichten. Pontius und Claudia hatten bald gemerkt, welch ausgezeichnete Haushälterin sie war; darum legten sie die ganze Leitung des ausgedehnten Hauses in ihre Hände. So war sie mehr Herrin als Dienerin, zumal Claudia sie fast wie eine ältere Schwester liebte. Sieglinda aber war zu einer schönen Jungfrau erblüht, deren hohe Gestalt schon den Neid gar mancher eitlen Jüdin und Römerin erweckt hatte. Mit frohen Augen blickte sie herab auf die stattlichen Gestalten der Krieger, die da vorüberzogen, und von denen gar mancher seinerseits den lieblichen Blondkopf dort oben bemerkte. „Das scheint

eine germanische Kohorte zu sein", sagte Claudia. „Eure Landsleute sind doch immer die stattlichsten Krieger. Siehst du den reisigen Centurio dort vor dem ersten Pilum einherreiten, Friedberta? Das scheint auch ein Germane zu sein. Einen so stattlichen Mann habe ich selten gesehen. Aber was ist dir denn, meine Liebe?" rief sie plötzlich erschrocken aus und auch Sieglinda stieß einen leisen Schrei aus. Totenbleich hatte Friedberta sich weit über die Brüstung des Daches vorgebeugt und die Lippen geöffnet, als wolle sie jemand rufen. Aber bald faßte sie sich wieder, richtete sich mit einem tiefen Atemzuge auf und sagte: „Es ist nichts; der Anblick der Landsleute hat es mir angethan und meinen Blick verwirrt. Als ich den statlichen Hauptmann sah, von dem du sprachst, da wähnte ich meinen Sieghardus zu sehen, ein Ebenbild seines Vaters Wulfram. Und doch sind beide längst erschlagen." „Aber du zitterst ja am ganzen Leibe", sagte hierauf Claudia mit liebevoller Sorge. „Komm, laß uns hinabgehen, damit du dich zur Ruhe niederlegen kannst." „Mir ist schon besser" antwortete die Greisin, sich mit der Hand über die faltenreiche Stirn streichend; „doch will ich gerne mit hinabgehen, wenn du es wünschest." Aber während sie am Arme Sieglindens langsam die Marmorstufen hinabschritt sprach sie seufzend zu sich selbst: „Ich meinte hier ganz glücklich und zufrieden zu sein, und wäre ja auch undankbar, wollte ich klagen; aber die blonden Jünglinge mit ihren blauen Augen sind ein Gruß vom frischen, deutschen Wald. Ach, was ist mir dieser ganze herrliche Palast, wo ich befehlen kann fast wie die Herrin, gegen die arme Hütte im deutschen Walde, wo ich vom Morgen bis zum Abend schwer arbeiten mußte, schwerer als die Dienerinnen dieses Hauses!

O, daß ich dich nur noch einmal sehen könnte, du freier deutscher Wald!"

2. Im Hause des Landpflegers.

Kaum je hat ein Volk es so verstanden, sich körperliches Wohlbehagen zu bereiten, wie die alten Römer. Ihre Kochkunst ist heute noch berühmt; ihre Badeeinrichtungen, sowohl die häuslichen wie die öffentlichen, sind nie und nirgends übertroffen worden. Im kalten Norden heizten sie die marmornen Fußböden durch Röhren von einem Kellerofen; im heißen Süden entwickelten sie den luftigen Säulenbau der Griechen und ließen die kühlen Springbrunnen in jedem Hofe sprudeln. Besonders beliebt waren die Mosaikfußböden, wo mit unsagbarer Mühe und hoher Kunst die schönsten Gemälde aus lauter geschliffenen farbigen Steinchen hergestellt wurden. Die Prunkstühle unserer Tage kannten sie noch nicht; die wären ihnen auch viel zu steif und unbequem gewesen. Sie hatten dafür die kostbaren Divane oder Ruhebetten, worauf sie selbst zu Tische lagen, anstatt zu sitzen. In der kühleren Jahreszeit wurden die Fußböden mit schweren Teppichen belegt. Die Hallen und Wohnräume waren angefüllt mit kostbaren Marmorstatuen, von deren Menge und Schönheit wir nur eine schwache Ahnung haben. Kein Wunder, daß es bei den vielen unterjochten Völkern bald das Streben aller Vornehmen war, zu leben wie die Römer. So wucherisch als Geldverleiher, so raubgierig als Beamte die Römer auch waren: eigentliche Geizhälse waren sie selten. Sie liebten zu prahlen und zu prunken, zu schwelgen und zu prassen. Darin sind sie trotz unserer New-Yorker Dollarkratie immer noch unerreichte Muster aller Weltkinder. Pontius Pilatus war als Landpfleger vielleicht nicht schlimmer jedenfalls auch nicht

besser als die meisten römischen Provinzial-Beamten. Er hatte sich in den 8 oder 9 Jahren, die er als Prokurator in Jerusalem war, ein ansehnliches Vermögen zusammengescharrt, meistens durch Erpressungen allerlei Art. Von seinem Reichtum zeugte auch sein Palast, und er hätte wohl noch weit mehr davon gezeugt, wenn nicht seine edle Gemahlin auch in dem Stück eine Ausnahme unter den vornehmen Römerinnen ihrer Zeit gewesen wäre. Claudia Procula fand in ihrem stillen häuslichen Sinn keinen Gefallen an äußerlichem Prunk. Sie paßte kaum in die Stellung, die sie einnahm, wenigstens nicht nach der Meinung ihrer Zeit. Eine stille, bescheidene Häuslichkeit wäre ihr viel lieber gewesen. Auch das erklärte ihre große Zuneigung zu ihren beiden deutschen Dienerinnen, die diesen häuslichen Sinn aus dem deutschen Vaterlande mitgebracht hatten. So war denn auch das eigentliche Wohngemach der Claudia wohl geräumig und schön, aber die Einrichtung war fast einfach zu nennen für einen solchen Palast. Sowie die drei Frauen ins Zimmer traten, sorgte die edle Herrin dafür, daß die Greisin sich auf eins der Ruhebetten niederlege. Sie selbst ließ sich neben ihr nieder und streichelte ihr die Hand, als ob sie nicht eine Dienerin, sondern eine alte Freundin vor sich habe. Als die anderen Dienerinnen kamen, um die silbernen Ampeln anzuzünden, winkte sie ihnen, noch ein wenig draußen zu bleiben. Sie liebte die Dämmerung und das milde Licht des Mondes, der an diesem Abend in vollen Strahlen durch das Gemach flutete. Dann sagte sie freundlich zu Sieglinda: „Nimm deine Harfe und singe uns eins der deutschen Lieder. Der Mutter Gedanken weilen heute Abend in den fernen Heimatswäldern; da wollen wir sie begleiten.“ Schon bei Faustus hatte Sieglinda gelernt, die Harfe zu spielen;

nach seiner Absicht sollte sie diese Kunst einst vor trunkenen, lüsternen Lebemännern beweisen. Des Sieghardus wilde Kraft und Claudias edler Sinn hatten ihr Harfenspiel zu einem edleren Zwecke, für reinere Ohren bewahrt. Sie hatte auch eine volle, weiche Stimme und hatte gelernt lateinische und griechische und nun auch hebräische Lieder zur Harfe zu singen. Aber am liebsten hörte Claudia die schlichten deutschen Gesänge, wie Sieglinda sie von der Mutter gelernt und der Herrin längst verdolmetscht hatte. „Setze dich dort ans Fenster in den hellen Mondschein" so fuhr diese fort, „daß wir deine blonden Locken sehen können und dann sing das Lied vom deutschen Wald. Dann kann die liebe Mutter mit ein klein wenig Einbildung sich leicht an den Strand der Weser versetzt glauben, wo sie mit ihren Gespielen das Lied so oft gesungen hat." Lächelnd that Sieglinda, wie ihr befohlen war: sie sang

Das Lied vom Walde.

„Ich lieb' den Wald, den grünen Frühlingswald, —
Voll Jugendlust und Springen,
Voll Jauchzen und voll Singen;
Ich lieb' den Wald!

Ich lieb' den Wald, den kühlen Sommerwald,
Vom Moosbett weich umschlungen,
Vom Murmelquell umsungen
Ich lieb' den Wald!

Ich lieb' den Wald, den herbstlich fahlen Wald,
Die süße Beeren reifen,
Da Hirsch und Rehe streifen;
Ich lieb' den Wald!

Ich lieb' den Wald, den wilden Winterwald,
Wo Wodans Eichen rauschen,
Wo Elf' und Kobold lauschen;
Ich lieb' den Wald!"

„Liebst du auch noch die alten Götter deines deutschen Waldes?" fragte da die Herrin plötzlich, als die Töne der Harfe verklungen waren. Friedberta hatte mit ihrem ernsten deutschen Gemüt lange an dem alten Asenglauben festgehalten. Freilich hatte die Frage ihres fünfjährigen Töchterleins an jenem letzten Abend, den sie im Kreise ihrer Lieben ruhig verlebte, auch ihr einen Stachel ins Herz getrieben, den sie nie mehr gänzlich los werden konnte. An sich selbst dachte sie kaum. Aber sollte denn ihre Sieglind nicht einst mit dem Bruder in denselben Himmel kommen? Das Kind hatte bald vergessen, warum es an jenem Abend so bitterlich geweint hatte; der Mutter brachte es die ersten Zweifel an der väterlichen Religion. Fern vom deutschen Wald erblaßte dann der deutsche Götterglaube mehr und mehr auch in ihrer Brust. So lange sie noch unter der Peitsche des Faustus seufzen mußte und um ihren Sieghard bangte, hatte sie noch öfters zu den Göttern gebetet. Seit es ihr nun aber äußerlich so wohl erging und sie den Sohn erschlagen glaubte, war das Gebet mit dem Glauben selbst immermehr eingeschlummert. Ist doch das Gebet in allen Religionen gleichsam der Pulsschlag des Glaubens. Freilich, der wüste Götterglaube der Römer, soweit sie ihn kannte, war ihr immer zuwider gewesen. Sie merkte auch längst, daß die Herrin selbst an den Olympiern irre geworden war, wenn sie auch wenig darüber geredet hatte. Friedberta fühlte es mehr, als sie es wußte, daß es in Claudias Brust ebenso öde und leer aussah wie in der eigenen. Friedberta hatte ja keine klare Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit; dennoch merkte sie gar manche Fehler und Gebrechen, weswegen der kleine Ankläger im tiefsten Herzen auch sie quälte. Früher hatte sie sich dabei oft vor Niffelheim mit seiner Fin=

sternis und seinen Schlangen gefürchtet. Nun meinte sie ja auch den Gedanken als eitel Träumerei von sich werfen zu müssen; aber so recht ruhig konnte sie doch dabei nicht werden. Fast unbewußt und doch oft erschrecklich klar tauchte wieder und wieder der Gedanke an ein Leben und eine Rechenschaft nach dem Tode in ihr auf. Der römische Hades, die dunkle Unterwelt, da selbst die Geister der Guten ewiglich ein elendes Leben führen, war ihr noch unglaublicher als Walhalla und Niffelheim. Die Tochter wußte und glaubte nicht mehr als die Mutter, wenn auch ihre Jugend sich noch nicht so viel mit derlei Fragen quälte. Wie so viele Tausend armer Seelen des damaligen Heidentums waren auch diese drei edlen Weiber der Nacht des Unglaubens verfallen. Lange sehnten sie sich vergeblich nach Licht, ohne zu ahnen, von wannen es ihnen erscheinen möge. Mit der jüdischen Religion waren sie bisher wenig in Berührung gekommen; ihr Hausgesinde bestand meistens aus Römern und Griechen. Seit kurzem war aber eine alte Jüdin Namens Hanna in Claudias Dienste getreten, eine kindlich fromme Seele, die auch nicht den tiefen Haß der meisten Juden gegen die Römer teilte, da sie sich niemals um die Welthändel bekümmert hatte. Sie war eine echte Israeliterin, in der kein Falsch war. Die gläubige Hanna merkte bald, wie glaubensleer es in dem Palaste des Landpflegers aussah. Sie selbst verrichtete ohne Menschenscheu regelmäßig ihre Andachten, und das mit einer Innigkeit, daß Friedberta, die etwa gleichen Alters war, sie oft im Stillen beneidete. Sobald nun Hanna merkte, daß die deutsche Schaffnerin sie still beobachtete, faßte sie sich ein Herz und fing an, ihr von dem Gotte Israel zu erzählen. Aber die beiden Greisinnen verstanden sich schwer: Friedberta hatte bei ihrem Alter die syrisch-arämä-

ische Sprache nicht mehr ordentlich gelernt. Da machte Sieglinda die Dolmetscherin; denn sie hatte mit ihrem offenen Kopfe in den acht Jahren die Landessprache gelernt. Sie wurde nun samt der Mutter eine begierige Schülerin der Alten. O wie freute sich da die alte treue Hanna, als sie so aufmerksame Zuhörer fand. Sie hatte wohl das Wort „Mission“ niemals vernommen; aber ihr Herz erglühte von heiligem Missionseifer. Ja, ihr altes, runzeliges Antlitz strahlte förmlich, wenn sie von dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs erzählte. Lesen hatte sie nie gelernt; aber sie hatte ein treues Gedächtnis und wußte nicht nur die lieblichen Geschichten des Alten Testaments, sondern auch viele Psalmen auswendig. Am eifrigsten wurde die fromme Alte aber, wenn sie von dem großen Propheten ihres Volkes erzählte, der seit drei Jahren im Lande umherzog, Wunder und Zeichen that unter dem Volk und sich den Sohn Gottes nannte. „Die Obersten unseres Volkes“ sagte sie unter anderm, „glauben freilich nicht an ihn, und viele unter dem Volk, die ihm anhangen, kennen ihn nicht. Sie möchten einen irdischen König in ihm finden; er aber ist nur ein Heiland der armen Sünder. Vor 33 Jahren hat eine alte Verwandte von mir, die auch Hanna hieß, mir schon von ihm erzählt. Sie hatte ihn als kleines Kindlein im Tempel gesehen und als den verheißenen Erlöser Israels erkannt. Da erzählte sie mit Freuden von ihm allen, die in Jerusalem auf die Erlösung warteten. Auch ich habe gehofft und geharrt, bis Jesus von Nazareth erschienen ist. Bald zieht er wieder in Jerusalem ein. Da werden meine alten Augen ihn nochmals schauen, ihn, an den meine Seele glaubt.“ Das war eine Wundermär für Friedberta und Sieglinda. Die Mutter schüttelte erst lange das Haupt und meinte: „Sollte

denn dies kleine, verachtete Volk der Juden allein den wahren Gott kennen?“ Aber ehe sie es selbst gedacht, fühlten sie sich zu dem Gotte Israels hingezogen, der so gar verschieden war von allen Göttern der Erde. Auch von dem Jesu von Nazareth hatten sie schon hier und da Kunde erhalten, doch hatten sie ihn bisher nur für einen der vielen Goeten oder Zauberer gehalten, wie sie damals die Länder durchzogen. Hannas begeisterte Worte von dem Messias Israels machten aber einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen. Besonders Sieglinda konnte nicht genug hören von dem Wundermann; auch sie freute sich schon herzlich auf sein Kommen. Als nun an diesem Frühlingsabend Claudia plötzlich fragte: „Liebst du auch noch die alten Götter des deutschen Waldes?“ antwortete Sieglinda mit tiefem Ernst: „Nein, Herrin, die sind mir längst entschwunden. Aber auch die Olympier habe ich nie geliebt. Noch wage ich es kaum zu glauben, aber dennoch hoffe ich es, daß ich etwas Besseres gefunden habe: den einigen wahren Gott Himmels und der Erden. Und dieser einige Gott ist nicht nur ewig und allmächtig, hoch erhaben über alle Götter; er ist auch voll Liebe und Freundlichkeit gegen uns arme Menschenkinder. Heute habe ich von der alten frommen Hanna ein herrliches Lied gelernt, das doch ganz anders klingt als das Lied vom deutschen Wald. Der große König Israels hat es einst zur Harfe gesungen, und auch ich habe mich bemüht, die einfache Melodie, welche die liebe Alte dazu sang, auf der Harfe zu wiederholen. Soll ich dir das Lied des Königs David singen?“

Seltsam aufgeregt, hatte Claudia sich auf ihrem Ruhelager aufgerichtet bei den Worten Sieglindas. Nun rief sie aus: „O gewiß! Schon längst habe ich mich gesehnt, die altehrwürdige Religion Israels

näher kennen zu lernen." Da griff Sieglinda abermals in die Saiten und sang voll Inbrunst und Andacht den 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln u. s. w."

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, nachdem dieses Lied verklungen war. „O ihr Lieben", rief endlich die Herrin in tiefer Bewegung, „das ist zu schön, um wahr zu sein! So ist noch nie ein armer Heidengott von Menschen angeredet worden, und Jehovah, welcher der ewige, allmächtige Herr Himmels und der Erden sein soll, sollte so freundlich, so väterlich mit den Seinen verkehren? Ich vermag es nicht zu fassen." „Hanna hat mir auch noch von einem Messias erzählt", hob Sieglinda aufs neue an, „einem Sohne Davids, auf den ihr Volk lange gewartet habe. Jetzt sei er endlich gekommen, dieser Gesalbte des Herrn, Jesus von Nazareth, dessen Name ja auch hier als Wunderthäter schon genannt wurde. Eine Verwandte unserer Hanna hat diesen Jesum schon als Wunderkind im Tempel gesehen. Aber Hanna selbst kann dir das alles viel besser sagen. Soll ich sie rufen?" — „Ja, rufe sie sogleich", rief Claudia Procula. Dann stand sie in ihrer Erregung auf, beugte sich über Friedberta und sprach: „Ach, daß wir endlich Licht und Frieden fänden! Ich weiß, auch dir sind die alten Götter gestorben, und doch, wie schrecklich ist es, ohne Gott in der Welt zu sein! Mein Pontius verspottet alle Religion; er meint es gebe überhaupt keine Wahrheit in der Welt. Ich aber weiß kaum, wie ich dieses elende Leben ohne den Trost der Religion noch lange ertragen soll. Meine Seele ist am Verschmachten!" Friedberta fuhr erschrocken empor und suchte die vor innerer Qual laut schluchzende Herrin zu beruhigen. So hatte sie dieselbe noch nie gesehen, wenn sie auch längst geahnt hatte, daß ein

schwerer Druck auf dem edlen Herzen laste. Doch da kam Sieglinda auch schon zurück mit Hanna, die vor Freuden zitterte, daß sie gewürdigt werden sollte, vor ihrer hohen Herrin von ihrem Glauben zu zeugen. Und hatte die alte Dienerin auch keine irdische Kunst und Weisheit mitgebracht zu ihrem Unterricht: Gottes Geist ließ sich nicht unbezeugt, sondern bekannte sich zu ihren schlichten Worten. Konnte sie doch reden, von dem was sie gehört und gesehen und erfahren hatte. Es war eine richtige kleine Christenlehre. Ueber die Lehre von Gottes Wesen und Eigenschaften ging die greise Lehrerin an diesem Abend schnell hinweg, so aufmerksam ihre Schülerinnen auch zuhörten. Ihr Herz war zu voll von Christi Person und Amt; darum floß auch ihr Mund über vom Preise des Erlösers.:

„Als Jesus vor drei Jahren sein Lehramt antrat und sich von Johannes taufen ließ, war ich auch mit an den Jordan gepilgert. Da hörten ich und viele andere eine Stimme vom Himmel die sprach: ‘Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.’ Und ihn selbst hörte ich bald darauf rufen: ‘Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.’ Er selbst nennt sich gewöhnlich des Menschen Sohn; aber den lieben Gott nennt er seinen Vater. Und seine Wunderwerke beweisen, daß er Gottes Sohn ist. Das allerherrlichste Wunder hat er erst vor wenigen Tagen in Bethanien vollbracht, indem er einen Verstorbenen Namens Lazarus, der schon vier Tage im Grabe gelegen und bereits in Verwesung übergegangen war, von den Toten auferweckt hat.“ — „Halt ein, Hanna, das ist ja gar nicht möglich!“ rief da Claudia aus. Hanna aber sagte zuversichtlich: „Viele Leute aus der Stadt, die es auch nicht glauben wollten, sind hinausgewan-

dert und haben den Auferstandenen selbst gesehen. Das ganze Volk, das ja zum Osterfest zahlreich versammelt ist, ist in höchster Erregung und wartet mit Verlangen auf seinen Einzug, der schon in den nächsten Tagen geschehen soll. Dann kannst du selbst ihn sehen, o Herrin."

Wundersam erklang den drei Frauen das Wort der Greisin. Als Claudia sie endlich entlassen hatte, war es eine lange Zeit ganz still. Aber nicht nur der Mond zog in hellen Strahlen durchs stille Gemach; nicht nur die erquickende Frühlingsluft drang durch die geöffneten Fenster bis zu den Häuptern der Frauen: das Licht des Wortes Gottes fiel zugleich in die verfinsterten Seelen, und das Wehen des Geistes Gottes bewegte mächtiglich die geistlich erstorbenen Herzen. Endlich brach Claudia Procula das lange Schweigen mit den Worten: „O du glückliche Hanna mit deinem kindlichen Glauben! O, ihr Lieben, da hätten wir ja alles, was wir suchten; einen wahren, lebendigen Gott und einen Herrn, der unser Hirte sein will auch im finstern Thal. Und dieser Wundermann aus Nazareth, der Blinde sehend und Tote lebendig machen kann, sollte der nicht auch unsere im Unglauben erstorbenen Herzen zu neuem Leben erwecken können? O der Gedanke ist zu köstlich; ich fürchte mich, ihn zu glauben; eine Enttäuschung möchte mich diesmal in Verzweiflung stürzen. Aber wie sagte Hanna doch? was waren Jesu Worte von den Mühseligen?" Sieglinde wußte das köstliche Wort schon auswendig und wiederholte es der Herrin. Da kam der erste Strahl der Hoffnung in ihre Seele, und die gefalteten Hände zum Himmel erhebend, rief sie aus: „Das träufelt wie Balsam in mein totwundes Herz! Ich bin vielleicht die reichste und vornehmste Frau der Stadt, von vielen beneidet; aber mühselig und beladen bin

ich doch wie nur eine. Sein Name ist Jesus, Heiland; ach daß er auch mein Heiland werden möchte!"

3. Christi Einzug in Jerusalem.

Früh am Morgen des nächsten Tages stand Sieghardus mit den übrigen Offizieren seiner Kohorte vor dem Legaten, dem Befehlshaber der Legion, welche Jerusalem besetzt hielt. Der General freute sich der stattlichen Kohorte, die sie ihm zugeführt hatten. „Wer weiß", so schloß er seine Ansprache, „vielleicht werden wir eurer starken Arme bald bedürfen. Diese Juden sind das unheimlichste Volk, unter dem ich noch gelebt habe. Sie haben persönlich weder die Kraft noch die Tapferkeit der Germanen; dennoch war es mir in den germanischen Wäldern wohler als hier in dieser Stadt. Es ist ihr Glaube der dieses Volk so gefährlich macht. Sie verachten alle unsere Götter als Götzen und halten ihren Jehovah für den einzigen Gott, der uns alle wie Spreu hinwegfegen könne. In diesem Glauben wähnt dieses verachtete Völklein, dem römischen Weltreich die Spitze bieten zu können; ja es wähnt sich selbst zur Herrschaft der ganzen Erde berufen. Nur mit ingrimmiger Wut ertragen sie unsere Herrschaft. Wiederholt ist es schon ganz plötzlich zu blutigen Aufständen gekommen. Dabei glaubt jedes Kind unter ihnen an einen verheißenen Messias, einen Erlöser, der das Volk befreien werde. Seit einigen Jahren zieht nun ein gewisser Jesus, ein Rabbi aus Galiläa, im Lande umher und thut Wunder und Zeichen unter dem Volk. So erzählen wenigstens die Leute, und selbst die Spione, die Pilatus ihm nachsandte, bestätigen diese Wunderthaten. Freilich hat er bisher durchaus nichts gegen uns unternommen. Im Gegenteil, er hat mehrmals das Volk abgewiesen, als sie ihn zum Könige ausrufen

wollten; er scheint seine Mission rein geistlich aufzufassen. Eben darum sind die Obersten des Volkes ihm auch feindlich gestimmt. Aber das Volk hält ihn für den lange erwarteten Messias und ist in fieberhafter Aufregung. Er soll wiederum in der Nähe sein, begleitet von einem großen Haufen Volks. Jedenfalls wird er wie alle Juden zum Osterfest nach Jerusalem kommen. Sollte dieser Mann, der ohne allen Zweifel ein großer Geist ist, wenn er nicht wirklich übernatürliche Kräfte hat, plötzlich die Fahne des Aufruhrs erheben, unsere Lage wäre eine höchst gefährliche. Von den 4—5 Millionen, die das ganze Volk zählen mag, kommt schon in gewöhnlichen Zeiten der fünfte Teil zum Passahfest. Bei der heutigen Erregung und Erwartung werden es noch mehr sein. Doch hoffen wir, daß dieser Jesus sich wie bisher nicht in die Politik mischen wird. Aber die Augen müssen wir offen halten, und die Adler des Kaisers hoch. Vivat Imperator!" „Vivat Imperator!" (Es lebe der Kaiser!) antworteten die Offiziere.

Schon während der Rede des Legaten hatte man mehrfach ein Getöse wie von jubelnden Volksmassen vernommen. Eben wollte nun der Legat die Offiziere entlassen, als ein Diener die eilige Meldung brachte, die ganze Stadt sei in Aufregung; eine unübersehbare Menge wälze sich aus dem Ostthor durch das Kidronthal den Oelberg hinauf. „Da haben wir's schon"; rief der Legat. „Gewiß naht der Galiläer, und das Volk zieht ihm entgegen. Steigen wir auf den Turm; da können wir alles überschauen. Ich selbst möchte den Wundermann einmal aus der Nähe betrachten. Kommt er über den Oelberg gezogen, so muß er dicht an der Burg vorüber." — Wie sie aus dem Hause traten, da schlug ihnen das Rufen der Menge schon entgegen wie die Brandung des Meeres. Schnell

stiegen sie die Stufen zum Turm empor. Da bot sich ihnen ein wunderbar großartiger Anblick. Ganz Jerusalem schien auf den Beinen zu sein. Vom Damaskusthor im Norden bis zum Teich Siloah im Süden, vom hohen Zion bis ins Käsemacherthal in der Mitte der Stadt waren alle Gassen voller Menschen, die alle nach dem Ostthor drängten. Auf den flachen Dächern aber wogte ebenfalls eine zahllose Menge, alle den Blick nach dem hohen Oelberg gewandt. Sind die Morgenländer schon im gewöhnlichen Leben viel aufgeregter als wir Nordlandsleute, so schien die Menge an diesem lieblichen Sonntagmorgen vor freudiger Erwartung fast außer Rand und Band zu sein. Nach und nach vermochte Sieghardus aus dem Jubelgetöse auch einzelne Worte zu unterscheiden. „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ Auch des Hauptmanns Herz wurde von der allgemeinen freudigen Erregung ergriffen. Schon am ersten Tage seines Hierseins sollte er den Wundermann sehen, von dem Mirjam erzählt, an den sie glaubte, auf den auch er hoffte! Freilich, von einem solchen Beifall des Volkes hatte sie noch nichts erfahren. Aber schnell wurde er aus seinen Gedanken heraus gerissen; denn urplötzlich schwoll der Jubel des Volkes zu einem Brausen an, das selbst den Schlachtgesang der Deutschen bei Idistaviso übertönt hätte. Sieghardus hob die Augen und sah auf dem Gipfel des Oelberges einen zweiten Zug dem ersten entgegen kommen. In der klaren Frühlingsluft konnte man deutlich erkennen, wie die Leute Palmzweige in den Händen trugen; wie sie Zweige und Kleider auf den Weg breiteten, um jemand einen Ehrenweg zu bereiten. Und nun erblickte Sieghardus auch den, dem all der Jubel galt. Aber nicht in vergoldetem Wagen, wie

ein römischer Triumphator, nicht auf mächtigem Streitroß, wie ein siegreicher Held, kam er daher. Schlicht und einfach, reitend auf einer Eselin, umgeben von ärmlich gekleideten Jüngern, zog er der jüdischen Königsstadt entgegen. „Der König Israels!“ so kam es halb unbewußt bei diesem Anblick über Sieghardus’ Lippen. „Du hast so unrecht nicht, Centurio“, sprach da der Legat, der neben ihm stand und die leisen Worte gehört hatte. „Armselig und gering zieht der Galiläer einher. Aber so viel Augen haben wohl noch nie zu gleicher Zeit auf einem Menschen geruht; so viel Stimmen haben noch nie mit einem Male einem römischen Triumphator zugejauchzt. Fürwahr, ein einzigartiger Anblick, ein königlicher Einzug trotz aller Niedrigkeit!“ Doch plötzlich stockte der Zug. Sie sahen, wie der Mann auf der Eselin die herrliche Stadt, die da nahe vor seinen Füßen lag, mit einem langen Blick ansah und dann die Hand zu den Augen erhob, als ob er weine. Darauf streckte er die Hand gleichsam warnend aus gegen die Stadt, die ihn doch so herrlich empfing. Erst nach einer geraumen Weile setzte der gewaltige Zug sich wieder in Bewegung. Selbst Mütter mit ihren Kleinen waren hinausgelaufen, um den großen Kinderfreund zu begrüßen. Gerade am Fuße der hohen Mauer, auf welcher die römischen Offiziere standen, sah Sieghardus eine Anzahl Mütter mit ihren Kindern stehen. Auch die Kleinen waren von der allgemeinen Freude angesteckt und jauchzten laut auf. Daneben sah Sieghardus aber auch einige Juden in langen vornehmen Gewändern, mit stolzen, finsteren Zügen. Das mußten wohl einige der Schriftgelehrten und Obersten des Volks sein, von denen Mirjam schon gesagt hatte, daß sie dem großen Propheten feind wären, weil er ihre hochberühmte Gerechtigkeit verwarf. Unwillkürlich mußte

Sieghardus an seinen Freund Aquila denken. Ob der wohl diesen Einzug Jesu auch mit finsteren Blikken anschauen würde, wie jene da? Er wollte ja zum Osterfeste kommen; aber Sieghardus hatte noch nichts von ihm gesehen oder gehört. War er doch selbst erst einige Stunden in der heiligen Stadt. — Endlich ritt Jesus in die Stadt ein und näherte sich dem Standort unseres Freundes. Brennend hing dessen Auge an den Zügen des Mannes, als könne er schon aus seinen Zügen erkennen, wer er sei; und ob er ihm den Frieden der Seele bringen könne. Selbst die römischen Offiziere, die doch sonst mit verächtlichem Stolz auf alle anderen Nationen herabsahen und auch bei Jesu Einzug schon manches rohe Spottwort über das königliche Streitroß und die glänzende Leibwache dieses Judenkönigs ausgestoßen hatten, wurden ganz still, als der Mann von Nazareth nun näher kam. In ein schlichtes Kleid gehüllt, wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden, kam er daher. Wer aber genauer hinsah, der erkannte bald ein Antlitz von fast überirdischer Schönheit. Die Augen, wie das langherabwallende Lockenhaar waren lichter als bei den meisten seines Volkes. Auf seiner Stirn aber thronte eine Hoheit und Majestät, wie Sieghardus sie nie zuvor geschaut. Armins kühnes Heldenantlitz war ihm bisher immer als Urbild männlicher Schönheit erschienen. Aber gegen dieses Mannes Antlitz mußte es erblassen. Hier war der Schönste unter den Menschenkindern. Und dabei leuchtete eine solch unbeschreibliche Milde und Freundlichkeit aus dem Antlitz dieses Mannes, daß Sieghardus sich gar nicht wunderte, wie all die Kleinen da unten ihm die Händchen entgegenstreckten und wieder und wieder mit ihren hellen Stimmlein ihm entgegenriefen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ Ja, gerade so mußte der

Heiland aussehen, den Mirjam so innig liebte; nur ein solcher Mund konnte jene köstlichen Worte geredet haben. Unwillkührlich fuhr seine Hand ans Herz, wo er die Worte trug; er meinte fast, der Herr müsse auch zu ihm das Auge erheben und auch ihm zurufen: „Komm zu mir, du Mühseliger und Beladener; ich will auch dich erquicken!" Aber seufzend sah Sieghardus Jesum vorüberreiten, ohne daß derselbe einen Blick nach oben geworfen hätte. Nun stockte der Zug in der engen Gasse. Jene finsteren Männer traten Jesu in den Weg und riefen mit lauter, ärgerlicher Stimme: „Meister, strafe doch deine Jünger." Doch ernst und bedeutungsvoll erklang Jesu Stimme: „Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien." Dann zog er weiter zum Tempel hinauf. Sieghardus hatte alles um sich her vergessen. Am liebsten wäre er dem Nazarener sogleich nachgefolgt, um seine Rede zu hören. Aber das war unmöglich. Di: Stimme des Generals rief ihn schnell genug in die nüchterne Wirklichkeit zurück. „Der könnte uns Not machen, wenn er wollte. — Aber, beim Jupiter, das ist nimmer ein Empörer", rief der alte erfahrene Kriegsmann laut. Während er aber der Treppe zu schritt, setzte er leise, wie in Gedanken verloren hinzu: „Ein solches Antlitz habe ich noch nie gesehen."

4. Der Freunde Wiedersehn.

Der Dienst des Tages war vorüber. Sieghardus hatte sich eben in sein Gemach zurückgezogen. Bei der Einquartierung der Truppen hatte er so viel Mühe und Arbeit gehabt, daß er bisher keine Gelegenheit gefunden hatte, in die Stadt zu gehen. An diesem Donnerstag-Nachmittag war er endlich einmal frei. Eben wollte er sich nun zu einem Ausgang be-

reiten, als Wulf hereintrat und mit sichtlicher Freude meldete, Aquila stände draußen und wünsche ihn zu sehen. Im nächsten Augenblick lagen sich Germane und Jude in den Armen; denn sie waren teure Freunde geworden. Da sein Schiff mit widrigen Winden zu kämpfen hatte, war Aquila erst am Tage vorher in Jerusalem eingetroffen, um eine Woche später, als er erwartet hatte. Nach der ersten Begrüßung fragte Sieghardus: „Wie geht es denn der edlen Priscilla, deiner Gattin, und dem alten Schwiegervater?" „Sie sind beide wohl auf und senden ihre besten Segenswünsche", antwortete Aquila. „Und Mirjam?" Zögernd kam die Frage über seine bärtigen Lippen, obwohl sie ihm von Anfang an auf der Zunge gelegen. „Haben sich auch keine üblen Folgen der Verwundung und des Schreckens gezeigt?" „O, die blüht wie eine Saronsrose; auch sie sendet ihrem Retter natürlich die herzlichsten Grüße", antwortete Aquila. Er ahnte nicht, daß der Gruß dem Freunde wehe that. Zwei Wörtlein waren darin, die Sieghardus gerne vermißt hätte: das „natürlich" und das „ihrem Retter." Warum mußte er das Wort Retter immer wieder hören, wo ihm ein anderes so viel lieber gewesen wäre. Er wußte ja nicht, daß Aquila dieses Wort aus seinem Eigenen hinzugesetzt hatte. Nach einer kleinen Weile fragte er dann mit einer so gleichgiltigen Miene, wie es ihm möglich war: „Ist sie denn noch nicht glückliche Braut? Bei ihrer hohen Schönheit dürfte es doch nicht an Bewerbern fehlen." Aquila merkte nicht die ängstliche Spannung, womit der Freund seine Antwort erwartete, sondern sagte leichthin: „Du hast recht vermutet; einer der reichsten und vornehmsten Jünglinge unseres Volkes in Rom hat um ihre Hand angehalten, obwohl sie arm ist. Aber sie hat ihn so entschieden abgewiesen, daß ich

ziemlich ungehalten auf sie war. Als ihr Vormund muß ich für sie sorgen, und besser hätte sie nirgends versorgt sein können, zumal der Jüngling schöner Gestalt ist und seine ganze Familie für das Gesetz eifert. Drängen mochte ich sie freilich nicht, zumal Priscilla ihr beistand, was ich am wenigsten verstehen kann, da die Verbindung für uns eine große Ehre gewesen wäre. Einen Grund gab sie gar nicht an; sie meinte nur, wir müßten Mirjams Gefühle achten. So sind einmal die Frauen: kommt ihr Gefühl in Frage, so helfen die schlagendsten Beweise gar nichts." Dem guten Aquila war die Sache offenbar recht ärgerlich; aber über des Hauptmanns ernstes Antlitz flog ein solcher Freudenschein, daß Aquila es sicher bemerkt hätte, wäre er nicht so voll anderer Gedanken gewesen. „Sollte ich mich wirklich nicht getäuscht haben", dachte Sieghardus klopfenden Herzens, „als ich beim Abschied in den dunklen Augen Mirjams mehr als bloße Dankbarkeit zu lesen meinte? Sollte die holde Jungfrau für den so viel älteren Mann, der weder ihrem Volk noch ihrer Religion angehörte, wirklich ein wärmeres Gefühl im Busen tragen?" Er wagte es kaum zu hoffen; und doch, wie beglückte ihn schon die bloße Nachricht, daß sie noch frei sei und gar einen schönen, vornehmen Bewerber abgewiesen habe. Doch er hatte nicht lange Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen; denn nun fragte Aquila seinerseits, ob er schon irgend etwas über Mutter und Schwester erfahren habe. Traurig schüttelte Sieghardus sein Haupt. In Cäsarea hatte er sich vielfach erkundigt, aber immer umsonst. Er hatte wohl einige germanische Gefangene getroffen; denn seit den Zeiten des Drusus und Germanikus waren Zehntausende von ihnen im Römerreich zerstreut. Nicht nur ihre Treue und Arbeitsamkeit war berühmt, sondern sogar ihre helle Haut und ihr blon-

des Haar. Pflegten doch vornehme Römerinnen sich in Eselsmilch zu baden und jeden Abend das ganze Gesicht mit einem häßlichen steifen Kleister zu beschmieren, um die von Natur bräunliche Haut ein wenig heller und zarter zu machen. Und das glänzend schwarze Haar ließen sie sich in toller Modenarrheit eine Zeitlang gar rötlich färben, um den deutschen Frauen ähnlich zu werden. „Ich fürchte, ich müßte jeden syrischen Haushalt einzeln durchsuchen", klagte Sieghardus „wenn ich die Verlorenen finden wollte. Vielleicht sind sie auch längst nicht mehr im Morgenland; denn die Römer ziehen viel hin und her und der Sklavenhandel blüht. Die Mutter mag auch längst vor Kummer gestorben sein." Aquila suchte ihn zu trösten, obwohl auch er wenig Hoffnung hatte. Doch lange weilten die beiden Männer nicht bei diesem traurigen Gegenstand; beider Gemüt war in diesen Tagen von einer noch wichtigeren Frage erfüllt, die Aquila mit den Worten anregte: „Hast du den Nazarener schon gesehen?" „Ich durfte seinen herrlichen Einzug am Sonntag schauen. Dein Volk scheint Mirjam recht zu geben und nicht dir: es scheint ihn wirklich für den Messias zu halten." „Schien, Sieghardus, schien" rief Aquila eifrig. „Heute ist die Stimmung schon bedeutend umgeschlagen. Ueberall auf den Gassen hörte ich das Volk laut über ihn murren. Sie hatten irgend eine gewaltige Königsthat von ihm erwartet. Du bist ein römischer Hauptmann, aber du bist mein Freund: dir darf ich es sagen, daß das bethörte Volk erwartete, er würde sich als König Israel erklären, und mit seiner Wundermacht euch alle vernichten. Tausende sollen schon die Waffen bereit gehalten haben. Aber es ist dem Nazarener doch wohl angst geworden; er treibt weiter nichts, als was er immer gethan: tagsüber streitet er sich mit den

Pharisäern und Schriftgelehrten herum, und des Nachts zieht er still mit seinen Jüngern hinaus nach Bethanien, wo er einen gewissen Lazarus von den Toten auferweckt hat." „Und das sagst du selbst, Aquila, und hältst immer noch an deiner Meinung fest? Ich sage dir, mein Freund, dieser Jesus ist kein gewöhnlicher Mensch. Auf mich hat sein Anblick einen tiefen Eindruck gemacht, ich muß ihn weiter sehen. Ein Empörer ist er nicht; das sagte auch unser Legat. Wenn das wetterwendische Volk ihn so schnöde verlassen hat, so kann mich das nicht an ihm irre machen; es erhöht nur meine Achtung, daß er die wilden, fleischlichen Pläne deines Volkes verwirft. Aquila, Aquila, sollte dieser Jesus nicht doch der verheißene Davidssohn sein? Mir kann nur er selbst die Rätsel lösen. Meine Seele sehnet sich nach ihm; kaum weiß ich selbst, warum." — „Er kann, er darf, er soll nicht unser Messias sein!" rief Aquila hitzig aus, indem er aufsprang und im Zimmer auf und ablief. „Er hat es gewagt, uns Pharisäer, die wir doch uns die erdenklichste Mühe geben, nach dem Gesetz zu leben, mit den Huren und Buben zu vergleichen, ja unter dieselben zu stellen! Alle unsere Gerechtigkeit, die wir uns so sauer erworben haben, ist in seinen Augen nur ein unflätig Kleid. Darum glaubt auch heute noch kein Oberster oder Schriftgelehrter an ihn; sie hassen ihn alle als den größten Feind unserer heiligen Religion. Das Volk wird sich auch nicht lange mehr bethören lassen, wird erkennen, daß all seine Wunder nur Teufelswerk sind, und dann kann es ihm das Leben kosten." So sprudelte es nur so heraus aus dem zornigen Pharisäer, und er hätte wohl noch lange so fort geredet, wenn Sieghardus bei seinen letzten Worten nicht erschreckt aufgefahren wäre und ausgerufen hätte? „Was sagtest du da? Das Leben kosten? Den

Mann, der Tausenden Gutes erwiesen, und niemandem Böses, den wolltet ihr töten? Den Mann, den fast das ganze Volk vor vier Tagen mit unermeßlichem Jubel als Davidssohn empfangen hat? Fürwahr, ich glaube fast, der Legat hatte recht, als er euch das unheimlichste Volk auf der Erde nannte!“

Nun erschrak auch Aquila; in der Hitze des Gesprächs hatte er etwas, was als tiefes Geheimnis nur erst unter den entschiedensten Gegnern des Heilandes bekannt war, unvorsichtig ausgeplaudert. Darum lenkte er schnell ein und suchte den Eindruck seiner Worte zu verwischen. Sieghardus mochte auch in der ersten Stunde des Wiedersehens mit dem Freunde nicht streiten, obwohl sein scharfer Verstand ihm klar zeigte, wie verletzter Tugendstolz, wie Neid und Bosheit die Feinde Jesu antrieb. Ihm wurde der Wundermann von Nazareth immer teurer, je mehr er vernahm, daß dieser alle eigne Gerechtigkeit verwarf. Hatte er doch an seiner eigenen Seele die Nichtigkeit alles Menschenthuns erfahren. Er mußte Jesum sehen und hören, wie Mirjam ihn gehört hatte. Er wußte ja nicht welchen Weg zum Himmel dieser Jesus lehrte. Aber wenn er den Weg der Werke so entschieden verwarf dann mußte er einen besseren Weg kennen und lehren, um die Mühseligen und Beladenen zu erquicken. „Ich muß ihn selbst sehen und hören“ der Gedanke kam ihm immer aufs neue.

Als Sieghardus stumm blieb, merkte Aquila wohl, daß er ihn nicht überzeugt habe. Aber als ehrlicher, eifriger Pharisäer blieb auch er bei seiner Meinung. Er merkte, daß Sieghardus im Glauben an Jehovah immer mehr befestigt wurde, daß er eigentlich schon ein Proselyt des Thores sei. Da hoffte er denn, nach und nach einen vollen Judengenossen, einen Proselyten der Gerechtigkeit, aus ihm zu machen, der die

Beschneidung und das ganze Ceremonialgesetz auf sich nahm. Gleich heute wollte er ihm einen der herrlichsten Gottesdienste Israels zeigen. Darum sprach er zu ihm: „Heute wird bei uns das Osterlamm geschlachtet, zum Andenken an die gnädige Errettung unseres Volkes aus der ägyptischen Knechtschaft. Wenn es dir lieb ist, so führe ich dich in den Vorhof der Heiden; von da kannst du hineinschauen in die Tempelhallen und die Feïer sehen.“ Mit Freuden ging Sieghardus darauf ein, und nach wenigen Minuten schritt der reisige römische Hauptmann an der Seite des Freundes den Tempelberg hinauf.

5. Das Osterlamm der Juden.

Schon manches Seltsame hatte Sieghardus geschaut, seit er den deutschen Wald verlassen hatte. Aber dies war doch der wunderbarste Anblick, den er je gehabt. Tausende und Abertausende jüdischer Männer sah er den Tempelberg hinaufziehen, von denen ein jeder ein weißes Lämmlein auf den Schultern trug oder an der Hand führte. Ja, einen solchen Anblick gab es nur einmal in der weiten Welt; er paßte gar wohl zu dem Gottesdienst des einigen, wahren Gottes. Nur langsam kamen sie vorwärts unter den drängenden Scharen der Lammträger. Ueberall begegnete Sieghardus feindseligen Blicken; man hielt ihn wohl für einen Spion, einen frechen Eindringling; denn römische Soldaten pflegten sich dem Tempel nicht zu nahen, es sei denn in feindlicher Absicht. Doch unbekümmert um die finsteren Mienen der Juden drängte er sich durch bis auf die Stufen, die von dem Vorhof der Heiden in den Vorhof der Frauen führten. Weiter durfte kein Heide gehen. Aber bei seiner Leibeslänge konnte Sieghardus auch von da aus einigermaßen den eigentlichen Tempelvorhof überblicken.

Neben dem hohen, 50 Fuß langen Brandopferaltar sah er eine große Schar Priester stehen, mit langen Messern in den Händen. Die Hausväter brachten die Lämmer diesen Priestern, welche ihnen den Hals durchschnitten, wobei sie das Blut in einer Schüssel auffingen. Von diesem Blut sprengten sie etwas gegen den Altar. Hunderte von Gehülfen (Leviten) standen bereit, um den Vorhof von Blut und anderm Unrat zu reinigen. Der Ungeweihte mußte sich wundern, woher man all das Wasser nahm, das hier oben auf dem Morija-Berge täglich gebraucht wurde zum Zweck der Reinigung. Aber schon zu Davids und Salomos Zeiten waren tief unten im Felsen mit großer Kunst viele verborgene Wasserkanäle angelegt, welche die Stadt und besonders den Tempel reichlich mit Wasser versorgten. Noch heute staunt man beim Anblick dieser unterirdischen Wasserleitung, die zugleich einen geheimen Zugang zum Tempel bildete. Nachdem die Lämmer geschlachtet waren, trug jeder Hausvater das seine wieder heim, um es mit den Seinen zu essen. Die Einwohner Jerusalems feierten das Fest in ihren Häusern, die Fremden in Tausenden von Zelten, welche sie während der Festwoche an allen öffentlichen Plätzen und auch vor den Thoren der Stadt aufgeschlagen hatten. Während nun Sieghardus das Blut der Osterlämmer von den Stufen des Altars herabfließen sah, fragte er den Freund mancherlei über das jüdische Gesetz. Aquila erklärte ihm die verschiedenen Reinigungen, die Fasten und Gebete und besonders die Opfer. Sieghardus hörte aufmerksam zu. Endlich, als der Freund schwieg, fragte er ihn: „Welche Bedeutung haben denn all eure Opfer?“ „Den Gehorsam gegen Jehovah zu erzeigen“, antwortete Aquila. „Haben sie keine tiefere Bedeutung? Schon meine heidnischen Landsleute

denken bei ihren Opfern, besonders den schrecklichen Menschenopfern, an eine Art Sühne, wenn auch in unklarer, geheimnisvoller Weise. Ja, alle heidnischen Religionen, so weit ich sie kennen gelernt habe, haben eine, wenn auch schwache, Erkenntnis der Sündenschuld und suchen gerade in den Opfern die Vergebung dieser Schuld, die Versöhnung der Gottheit. Haben nicht auch eure Opfer einen solchen tiefen Sinn?" Verwundert schaute Aquila auf den ernsten Frager; woher kamen nur diesem bisherigen Heiden solche Gedanken, die er, der Jude, nie gehabt. Er antwortete deshalb mit einiger Schärfe: „Was kann es Höheres oder Tieferes geben als den Gehorsam gegen das Gesetz Jehovah? Wer dieses Gesetz erfüllt, der hat die Verheißung des ewigen Lebens." „Und glaubst du wirklich dieses heilige Gesetz Jehovahs vollkommen erfüllt zu haben?" Bei dieser Frage des Sieghardus schaute Aquila nun aber nicht nur verwundert, sondern beleidigt zu ihm auf und rief mit lauter Stimme: „Von Jugend auf habe ich in allen Satzungen und Geboten Jehovahs untadelig gewandelt. Ich habe Gott über alles geliebt und jedem Menschen das Seine gegeben. Ja, ich habe mehr gefastet, mehr Abgaben bezahlt, als das Gesetz fordert. Was fehlt mir noch?" Sieghardus antwortete nicht. Er sah nur mit scheuen Blikken zu den vergoldeten Zinnen des Tempels empor, die wiederum im Abendsonnenschein erstrahlten. Sein Auge wurde hier unten nicht von dem Wiederschein geblendet wie bei seinem Einzug in die Stadt. Aber seine Seele gedachte des ersten schrecklichen Eindrucks, und seufzend sprach er in seinem Herzen: „Mir strahlt aus dem Gesetze Gottes eine höhere, schrecklichere Heilikeit und Gerechtigkeit Gottes entgegen, als Aquila darin findet. Wer kann Gott über alles lieben und seinen Nächsten als sich selbst? In

wessen Herz kommt nie ein bös Gelüsten? Wer ist ein wahrhaftig heiliger, frommer Mensch? Und doch droht der Fluch Gottes jeder einzelnen Sünde!"

Auch Aquila schaute sinnend auf den herrlichen Tempel, als ob er sich aus dessen Anblick eine Bestätigung seiner Werkheiligkeit holen müsse, die der Freund da so unzart angezweifelt hatte. Endlich sprach er zu Sieghardus: „Die Sonne ist am Untergehen, das Passahfest bricht an. Wir müssen scheiden für heute. In einigen Tagen hoffe ich dich wieder zu sehen. So viel ich kann, werde ich mich bei Bekannten befragen, ob sie hier zwei germanische Sklavinnen kennen."

„Für die nächsten drei Tage", antwortete Sieghardus, „wirst du mich nicht in der Burg, sondern im Palast des Landpflegers finden, wo meine Centurie nebst einer andern auf Wache zieht. Es scheint, der Legat will deine Landsleute gleich mit den kräftigen Gestalten meiner Leute bekannt machen." „So werde ich dich dort aufsuchen", versetzte Aquila, falls ich irgend etwas erfahren sollte. Der Herr sei mit dir!" Nach diesen Worten trennten sich die Freunde. Sieghardus ging zurück zur Burg Antonia; Aquila aber folgte dem Menschenstrom in die innere Stadt. Dort ging er in das Haus eines Geschäftsfreundes, mit dessen Familie er das Osterlamm essen wollte. War es doch gebräuchlich, daß mehrere kleine Familien das Fest gemeinsam feierten. Vom Osterlamm durfte nichts übrig bleiben; etwaige Ueberreste mußten verbrannt werden. Die Hausbewohner waren bereits vollzählig beisammen, alle gekleidet als fertig zur Reise, mit Sandalen an den Füßen, Stäben in den Händen und Gürtel um die Lenden zum Aufstecken der langen Gewänder. Ein großer, gepflasterter Saal zur ebenen Erde mündete in einen offenen Hof-

raum. Dort brannte in einer Vertiefung von mehreren Fuß ein helles Feuer. Der Hausherr war eben beschäftigt, das im Tempel geschlachtete Lamm zuzubereiten. Zuerst wurde es abgezogen und ausgenommen. Darauf wurde es mit zwei hölzernen Spießen, einem in die Länge und einem bei den Vorderfüßen in die Quere, durchstochen. So wurde es in dem Ofen in der Erde, dessen Feuer inzwischen zu einer stillen Glut herabgebrannt war, zum Braten aufgehängt, also gleichsam gekreuzigt. Während des Bratens verlas der Hausvater die Geschichte des Auszuges aus Aegypten; dazwischen sang man Psalmen. Nachdem das Lamm endlich gar gebraten war, aß die ganze Familie es stehend, als die da hinweg Eilenden, und zwar mit bitteren Salsen, d. h. bitteren, aber wohlriechenden Kräutern. Das war das Osterlamm der Juden. In ihrem selbstgerechten Wahn vermeinten sie durch dies gethane Werk eine neue Sprosse der Himmelsleiter zu erklimmen. Die ganze hehre Bedeutung dieses alttestamentlichen Sakraments war ihrem fleischlichen Sinn entschwunden. Ein Schatten und Vorbild des Gotteslammes, welches der Welt Sünde trägt, sollte es sein nach Gottes Verordnung; sie hielten das arme Tier für das rechte, einzige Osterlamm und sich selbst für ihre eigenen Heilande. Aber während sie noch dem Schatten nachjagten, als wär's der Körper selbst, bereitete Gott schon für sie wie für uns alle das Urbild aller Osterlämmer, Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, das Gotteslamm, welches der Welt Sünde trägt.

6. Claudias Traum.

Als Sieglinda am nächsten Morgen auf das Erwachen ihrer Herrin wartete, wurde sie plötzlich durch einen gellenden Angstschrei derselben aufge-

schreckt. Schnell eilte sie ins Schlafgemach, wo sie Claudia Procula erwacht, aber in Thränen aufgelöst fand. Lange fand dieselbe keine Antwort auf Sieglindens ängstlich Fragen. Endlich erzählte sie, wenn auch oft vom Schluchzen unterbrochen, folgenden Traum: „Du weißt, meine Liebe, wie seit dem herrlichen Einzug Jesu, den wir auch schauen durften, unsere Gedanken immer bei ihm weilten. Hanna hat uns ja auch täglich berichtet, wie er lehrte und predigte im Tempel und viel mit den Obersten des Volkes streiten mußte. Gestern Abend erzählte sie, wie die Menge unzufrieden sei und von den Abgesandten des Hohen Rats gegen ihn aufgehetzt würde, da die Führer des Volks seine Lehre hassen. In dieser Nacht nun hatte ich einen schweren Traum, oder vielmehr drei Träume, seinetwegen. Zuerst sahe ich den großen Menschenfreund in einem Garten, wo er unter den Oelbäumen auf der Erde lag und betete. Plötzlich kam eine wilde Rotte, um ihn zu fangen. Seine Jünger flohen; er aber warf die Feinde mit einem Wort seines Mundes zu Boden, ließ sich dann aber doch freiwillig von ihnen binden und wegführen vor das jüdische Gericht. Sie brachten allerlei Anklagen; aber sie konnten ihn keiner Sünde zeihen. Als völlig gerecht erschien er im Gericht. Dennoch verurteilten sie ihn zum Tode, und die rohen Knechte schlugen ihn mit Fäusten, daß ich vor Entsetzen erwachte. Als ich wieder entschlummert war, erschien der Gerechte mir zum andernmal, diesmal in den Straßen der Stadt, von einem wütenden Pöbelhaufen umgeben. Nach und nach merkte ich, daß sie die Richtung auf unser Haus einschlugen, und ich gedachte daran, daß ja nur mein Mann in dieser Stadt über Leben und Tod entscheiden darf. Da erfüllte mich neues Grausen, daß mein Pontius des Gerechten Richter werden könnte. Mein Mann ist

trotz all seiner Fehler auch heute noch nicht ganz gewissenlos; von selbst würde er den Gerechten nie verdammen, sagte ich mir. Aber er ist schwach; so sehr er die Juden einerseits verachtet, so sehr fürchtet er sie andererseits. Er hat viel Raub und auch Mord auf dem Gewissen; hat er doch erst neulich die Galiläer selbst im Tempel niederhauen lassen. Darum fürchtet er ihre Klage beim alten, strengen Kaiser. Was ich gefürchtet, traf ein: 'Er ist unschuldig, ich finde keine Schuld an ihm', erklang es aus des Richters Munde, und dennoch schien es, als wolle er dem Volke seinen Willen thun. Da stürzte ich in der Angst meines Herzens hinzu und rief ihm ins Ohr: 'Pontius, willst du der einzige Richter der ganzen Welt sein, der jemals einen Verklagten ausdrücklich frei gesprochen und dann doch verdammt hat?' Aber mit rauher Hand stieß er mich zurück, daß ich zu Boden fiel und darob erwachte. Lange lag ich nun voll Angst und Sorge wach; als ich endlich gegen Morgen wieder einschlief, träumte mir zum drittenmal. Diesesmal sah ich freilich nur meinen Mann; aber der Traum hing doch mit den vorigen zusammen. Ich kannte meinen Pontius kaum wieder, noch weniger kannte ich den Ort, da er sich befand. Es schien ein ärmliches Gemach zu sein in einem hohen Turm, der merkwürdiger Weise mitten in einen tiefen Strom gebaut war. Ich sann lange vergebens, was für ein Ort es wohl sein möge, bis ein schweres Gitter an der nach unten führenden Thür mir die schreckliche Wahrheit offenbarte: es war ein Gefängnis. Pontius saß aufrecht auf einem elenden Lager und stierte auf seine Hände. Dann rief er mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein ging, so hohl, so verzweifelt klang sie in meine Ohren: 'Da sind sie wieder, die blutigen Flekken! Ich habe doch schon in Jerusalem gesagt ich sei

unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, und sie haben auch sein Blut auf sich genommen! Ich habe schon damals meine Hände rein gewaschen von der Blutschuld, und seit dem tausend=, tausendmal; wie darf sie mich denn noch verfolgen?' Damit sprang er empor und rieb und rieb die knochigen Finger mit solcher Gewalt, daß das knirschende Geräusch bis an mein Ohr drang und mein Herz mit unaussprechlichem Grausen erfüllte. Trotz meines Entsetzens trieb die Liebe mich dennoch zu ihm hin, um ihn zu trösten. Aber wie er mich erblickte, rief er mir gellend entgegen: 'Nun ist dein Traum erfüllt, Claudia Procula, obwohl ich ihn damals verachtete! Du hast den Fluch über unser Haus herabgeträumt; nun ist er gekommen! Was ist Wahrheit? habe ich höhnend dem Nazarener zugerufen; jetzt weiß ich es: Die göttliche Rache und die höllische Verdammnis, die sind Wahrheit, und ihnen bin ich verfallen.' Dann stieß er mich mit wildem Fluch zur Seite, sprang ans Fenster und stürzte sich hinaus. Halbtot vor Entsetzen schrie ich laut auf; da erwachte ich über mein eigenes Schreien, und du tratest an mein Lager." — Nun weinte die arme Frau wieder und Sieglinda weinte mit ihr. Es wollte ihr auch kein Trostwort einfallen; denn sie selbst war bis ins Innerste erschrocken über diesen furchtbaren Traum. Doch mit einem Male kniete sie am Bette der Herrin nieder und betete wie sie's von der frommen Hanna gelernt: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln u. s. w." Da faltete auch Claudia Procula die Hände, und der Herr stand ihr bei in diesem dunklen Thal, daß sie ruhiger wurde. Sie ließ sich nun von Sieglinda ankleiden und ging hinunter in den Speisesaal. Hier aber trat ihr die Schaffnerin des Hauses, Friedberta entgegen, gefolgt von der alten Hanna. „O Herrin", rief sie aus, „die

Juden haben Jesum in der Nacht gefangen und führen ihn jetzt gebunden zum Richthaus, damit der Landpfleger ihn zum Tode verurteile." „O mein Traum, mein Traum!" jammerte da die Herrin. „Ach ich fühle es an der Angst meines Herzens, es wird alles geschehen, wie es mir geträumt hat; unser Haus ist dem Untergang geweiht!" Dann erzählte sie kurz ihren Traum auch diesen treuen Seelen. Inzwischen aber drang das wilde Geschrei des Volkes schon zu ihnen herein und wurde stärker von Minute zu Minute. Angstvoll wie eine Herde Schafe beim Heulen der Wölfe lauschten die Weiber im Hause des Pilatus, fast als ob ihnen selbst dies Geschrei gegolten hätte. Besonders ein kurzer Ausruf schien sich tausendfach zu wiederholen. „Vernehmet ihr, was sie schreien?" fragte Claudia. Alle lauschten gespannt, Sieglindens scharfes Ohr verstand es zuerst. Aber sie erbleichte, als sie es der Herrin wiederholte: „Kreuzige, kreuzige ihn!" „Wollen wir hinaufgehen und ihn sehen?" fragte Friedberta. „Mir graut vor dem Anblick des blutgierigen Pöbels; aber einmal möchte ich doch Jesum sehen, und wäre es auch nur als Gefangenen. Er bleibt doch der Unschuldige, der Gerechte, auch wenn sein eigen Volk ihn verwirft. Lasset uns auf das Dach steigen." Wohl bebten ihre Herzen, als sie nun von oben dem wilden Menschenhaufen gerade entgegensahen; aber bald sahen ihre Augen nur ihn, ihn ganz allein. Die Hände waren ihm gebunden, sein Antlitz war blutrünstig geschlagen, dazu voller Speichel. Und doch, welch ein Antlitz! Still und geduldig, und doch hehr und erhaben ging er einher dem Richtplatz entgegen. Mit verzehrender Angst, mit innigstem Mitleid hingen der Weiber Augen an seinem Angesicht. „O, daß er sein heiliges Auge nur einmal zu mir erheben würde, es würde mir

ein Hoffnungsstrahl sein in meiner Angst und Not", sprach Claudia leise. Und siehe da, er mußte ihr Seufzen gehört haben mitten unter dem Toben seiner Feinde. Langsam erhob er sein gesenktes Haupt und schaute die vier Frauen oben auf dem Dache an mit einem Blick so voller Liebe und Erbarmen, daß ihnen allen das Herz zu brechen drohte vor schmerzlicher Freude. Dann neigte er wiederum sein Heilandsantlitz und ging nach Gabbatha hinauf, dem Hochpflaster, auf dem Gericht gehalten wurde. So entschwand er ihren Augen. Weinend ging Claudia hinab in ihre Kammer und warf sich über ihr Lager in fassungslosem Schmerz. „Er ist's, er ist's, auf den Israel so lange gewartet!" rief sie jammernd aus. „Er ist's nachdem auch das unbewußte Sehnen der anderen Völker so lange vergeblich ausgegangen ist! Ein Gerechter ist auf Erden gekommen, und nun, o furchtbares Schicksal! mein Pontius wird ihn zum Tode verurteilen! O mein Traum, mein schrecklicher Traum! Der erste Teil ist bereits erfüllt; der andere wird gewißlich erfüllt werden!" So klagte sie lange im Uebermaß des Schmerzes. Draußen war es inzwischen stille geworden; das Verhör hatte begonnen. Ab und an drang freilich das schreckliche: „Kreuzige, kreuzige ihn!" immer wieder in die stille Kammer. „Kannst du ihn nicht warnen, Herrin?" fragte Friedberta, als Claudia ganz erschöpft vom langen Weinen und Klagen ein wenig ruhiger geworden war. „Erzähle ihm deinen Traum; der muß doch Eindruck auf ihn machen." „Ach", sagte darauf Claudia, „er giebt jetzt so wenig auf mein armes Wort. Einst, als er noch nicht dieses hohe Amt bekleidete, war auch das anders. Nur einer Bitte bedurfte es, und er kaufte euch beiden für mich, die ihr mir mehr als treue Dienerinnen, die ihr mir Freundinnen geworden seid.

Aber du hast recht, ich muß es versuchen, wenn ich auch wenig Hoffnung auf das Gelingen habe. Sieglinda, Kind, gieb mir die Schreibtafel." Sieglinda that, wie ihr befohlen, und reichte ihr ein zierliches Doppeltäfelchen aus Elfenbein. Auf den beiden Innenseiten war eine dünne Schicht Wachs aufgetragen. Dahinein schrieb die Herrin mit einem spitzigen Eisengriffel die folgenden Worte: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten! Ich habe heute viel erlitten im Traum von seinetwegen. — Claudia." — Sieglinda nahm die Botschaft und ging in die Gerichtshalle, wo sie Jesum stehen sah, umgeben von den rohen Kriegsknechten. Pontius saß vorne auf dem Richterstuhl. Sie übergab die Tafel einem Diener, da sie sich fürchtete, unter all die Leute zu treten. Aber sie wartete um zu sehen, wie Pontius Pilatus die Botschaft aufnehmen würde. Deutlich konnte sie auch bemerken, wie er beim Lesen der Botschaft erbleichte. Dann eilte sie bebenden Fußes ins Innere des Hauses zurück. So saßen denn die armen Weiber so nahe bei der Richtstätte, und doch so macht- und hülflos, und harreten voll Angst der Dinge die da kommen würden. Nach einer Weile, als das Geschrei wieder lauter wurde, brach Claudia aufs neue in Thränen aus und sprach: „Ich wußte, daß alles umsonst sein würde, mein Traum wird sich schrecklich erfüllen; unser Haus ist verloren!" Da nahm Friedberta die weinende Herrin in ihre Arme und sprach: „Wenn auch dein Gatte ihn schuldlos verdammt, du bist unschuldig an seinem Blut; dich hat er angeschaut mit einem Gnadenblick wie uns alle."

7. Das Osterlamm der ganzen Welt.

Früh am Freitag-Morgen war Sieghardus mit seiner Schar nebst einer zweiten Centurie nach dem

Palaste des Landpflegers marschiert. Um die erste Tagesstunde, nach unserer Rechnung um 6 Uhr früh, traten sie die Wache an. Eben ging die Frühlingssonne auf, so herrlich und schön, als ob sie niemals Erdenleid und Menschenbosheit geschaut habe. Schon beim Marsch durch die Stadt hatte Sieghardus ein dumpfes Getöse vernommen, welches aus der Richtung kam, in welcher der Palast des Hohenpriesters lag. Auch zeigte sich schon zu dieser frühen Stunde eine große, aufgeregte Menge in den Straßen, die nicht mit dem Osterfeste allein zu erklären war. Mehrmals vermeinte er auch den Namen des Nazareners zu vernehmen. Nur zu bald sollte der Hauptmann den Grund von dem allen kennen lernen. Da kamen sie schon gezogen, die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Obersten des Volks, umgeben von einer zahllosen, laut tobenden Menge. In ihrer Mitte aber — Sieghardus glaubte seinen Augen nicht zu trauen bei dem Anblick — führten sie Jesum gefangen. Und immer größer wurde das Getümmel; aus allen Gassen strömten die Menschen heran, auf allen Dächern der umliegenden Häuser erschienen sie Kopf an Kopf. Es schien eine Volksbewegung zu werden ebenso groß, ebenso gewaltig wie beim Einzuge des Davidssohnes am Sonntag vorher. Und der Mittelpunkt der ganzen Bewegung war wieder er, er ganz allein. Aber während vor fünf Tagen das Volk ihm mit Palmen entgegeneilte und Hosianna rief, umtobte es ihn heute mit wutverzerrten Zügen und brüllte ohne Aufhören: „Kreuzige, kreuzige ihn!“ Und doch war es derselbe Mann, mit demselben milden, freundlichen Heilandsantlitz, ohne einen Zug von Zorn und Rache. Nur eine unaussprechliche Traurigkeit, ein übermenschlicher Jammer sprach aus seinen von Speichel und Schlägen entstellten Zügen. Wilder Ingrimm packte

Sieghardus bei dem Anblick. Seine Rechte fuhr unwillkürlich ans Schwert, und fest mußte er die Zähne auf einander beißen, um nicht laut seiner Schar zuzurufen: „Mir nach, ihr deutschen Mannen! Treibt diese schändliche Rotte auseinander und befreit den frommen Menschen!“ Dann aber besann er sich, und nun erbebte er bei dem Gedanken, dieser Jesus, der große Leibes- und Seelenarzt, von dem auch er Heilung für seine todwunde Seele erhofft hatte, könnte am Ende ungerecht verurteilt werden. Er kannte die römischen Gerichte, hatte auch schon genug von Pontius Pilatus gehört, um eine Verurteilung auch eines ganz unschuldigen Menschen für nicht unmöglich zu halten. Noch mehr erschrak er bei dem Gedanken, daß er und seine deutschen Soldaten gar dazu ausersehen sein sollten, das Todesurteil an dem Wundermann zu vollstrecken. Die andere Centurie hielt gerade den Richtplatz besetzt. Aber Sieghardus fürchtete, seine Leute würden später die Kreuzigung vollziehen müssen. Zunächst wunderte er sich, daß die Verkläger nicht ins Richthaus gingen, und daß Pilatus zu ihnen heraus kam, als ob er hohe Achtung vor ihnen hege oder gar sie fürchte. Dann freute er sich aber im innersten Herzen, wie Pilatus nach einem kurzen Verhör die offenbar falsche Beschuldigung, Jesus sei ein Aufrührer gegen die kaiserliche Obrigkeit, zurückwies und sprach: „Ich finde keine Schuld an ihm.“ Aber wie empörte sich sein ehrliches Gemüt, als nun die Drohungen der Obersten den Pilatus einzuschüchtern begannen, daß dieser sich wand wie ein Wurm, um dem Volke nicht vor den Kopf zu stoßen und doch auch nicht einen Menschen, den er soeben öffentlich als unschuldig erklärt hatte, zum Tode zu verdammen. Zunächst schickte er Jesum zum König Herodes, hoffend, den leidigen Handel so los zu werden. Sieg-

hardus freute sich über diesen Einfall fast ebenso sehr wie der Landpfleger selbst. Von einem Könige konnte man doch wohl mehr Selbständigkeit erwarten als von diesem erbärmlichen Prokurator. Aber bald kam die Menge zurück mit ihrem Gefangenen, dem man jetzt zum Spott ein weißes Kleid angethan hatte, und so begann das traurige Gaukelspiel von neuem. Das Geschrei des Volkes steigerte sich noch, als sie Pilatus schwanken sahen. Nun wurde gar ein wüster Raubmörder, ein Mann, dem der Stempel seiner Unthaten auf die Stirn gedrückt war, neben den stillen Jesus gestellt, und vom Volke freigebeten, nur damit sie Jesum ans Kreuz brächten. Da konnte es selbst der alte derbe Wulf nicht mehr aushalten. Von all den Reden hatte er nichts verstanden, aber seine Augen hatten ihm genug gesagt. Ingrimmig stieß er sein Pilum auf die Quadern des Hochpflasters und brummte auf gut deutsch in den Bart, doch so, daß fast die ganze Schar es hören konnte. „Nun will ich selbst ein Jude sein, wenn ich nicht mit Vergnügen den Befehl hörte, diese ganze Rotte zu Kochstücken zusammenzuhauen. Dieser stille, fromme Mann da, dessen Anblick einem ehrlichen Soldaten das Herz im Leibe umdreht, und diese Hundebande! Dürfte ich wenigstens ihrem Anführer da vorne — er soll ja wohl ihr oberster Priester sein — einmal mit der Faust über sein giftiges Maul fahren er sollte es heute nicht mehr aufthun! Und dieser Landpfleger" —! „Ruhig, Wulf! Der Landpfleger ist hier unser Herr", rief Sieghardus ihm bei diesen Worten warnend zu. Aber im nächsten Augenblick hatte er selbst Mühe, ruhig zu bleiben; denn er hörte Pilatum sagen: „Ich finde keine Schuld an ihm; darum will ich ihn züchtigen und losgeben." Er selbst, der Richter bezeugete, daß Jesus unschuldig sei, und im selben Atem übergab er ihn der furchtbaren

Strafe der Geißelung! So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen! Und da rissen die Kriegsknechte dem Heilande auch schon das Obergewand ab, daß sein Rücken entblößt ward; dann banden sie ihn an den niedrigen Schandpfahl.. Unwillkürlich schloß Sieghardus die Augen, als nun die schweren, mit Blei durchflochtenen Lederriemen der Geißel auf Jesu gekrümmten Rücken herabsausten. Der Hauptmann hatte ja die Geißel, die immer schwere Striemen zurückließ, oftmals gar das Fleisch von den Knochen riß, schon öfters schwingen sehen; niemals aber hatte es ihn so ergriffen wie heute. Er meinte jeden klatschenden Schlag selbst zu fühlen. Das Volk aber weidete sich an den Qualen des Heilandes; manche jauchzten laut auf und schrieen den Soldaten zu, nur ordentlich zuzuhauen. Als Sieghardus zufällig den Blick auf den Hohenpriester warf, der unweit von ihm stand, da sah er dessen Augen ordentlich funkeln von Hohn und befriedigter Rachgier. Jesus aber blieb ganz stille. Hatte er auf die ungeheuerlichen Beschuldigungen seiner Feinde, die er doch so leicht hätte widerlegen können, kein Wort erwidert, so entlockte auch die Geißel seinem heiligen Munde keinen Laut, obwohl sonst auch die stärksten Männer diese Qualen nicht ohne Stöhnen und Schreien zu ertragen vermochten. Aber sein heiliges Schweigen brannte Sieghardus tiefer in die Seele, als seine lautesten Klagen es vermocht hätten. Immermehr wandte sein Herz sich dem stillen Dulder zu, und mehr als einmal kam ihm der Gedanken: „Er leidet freiwillig, er will sterben.“ Doch dann fragte er sich wieder: „Warum, warum will er das?“ und fand keine Antwort. Nachdem die Geißelung vorüber war, hatten die Soldaten Jesum wieder in das Haus geführt und da ihren grausamen Spott mit ihm getrieben, während Pilatus weiter mit den Juden

unterhandelte. Nun führte er Jesum wieder heraus, stellte ihn der Menge dar und sagte halb verächtlich, halb mitleidig bittend: „Seht, welch ein Mensch!“ Wohl mochte er so sagen; denn nun war an ihm erfüllt, daß der Schönste unter den Menschenkindern zu dem Allerverachtetsten und Unwertesten geworden war. Die Soldaten hatten ihm einen alten abgeschabten Purpurmantel, den vielleicht irgend ein hoher Beamter einmal getragen hatte, umgehängt. Dann hatten sie mehrere Zweige einer scharfstachlichten Dornenpflanze, wie sie heute noch im Heiligen Lande wild wächst und oft zu Zäunen gebraucht wird, von der nächsten Hecke abgeschnitten zu einer Art Kranz zusammengebunden und ihm aufs Haupt gesetzt. In die Hand hatten sie ihm ein weißes Rohr an Stelle eines königlichen Scepters gegeben. Damit hatten sie auch schon die Dornenkrone tief in sein Haupt getrieben, daß die Blutstropfen über Stirn und Nacken herabrannen. Auch der alte Purpurmantel zeigte an manchen Stellen unheimliche dunkle Flecke, die von der grausamen Geißelung Zeugnis ablegten. Fürwahr, ein Anblick zum Erbarmen! Aber die Feinde da vor ihm kannten kein Erbarmen. Tigerblut schien ihre Adern zu füllen. Wie der Tiger, der einmal Menschenblut gekostet hat, alle andere Speise hinfort verschmäht und nur nach Menschenblut lechzt, so hatte der Anblick des heiligen Blutes Jesu Christi die Juden vollends rasend gemacht. „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht; denn wer sich selbst zum Könige macht, der ist wider den Kaiser!“ hörte Sieghardus den Hohenpriester rufen. Da sah er, wie Pilatus sich verfärbte. Dieser Landpfleger mußte Schweres auf dem Gewissen haben, daß er die Strafe des alten, strengen Tiberius über alles fürchtete. Noch vollführte er das schreckliche Schauspiel,

sich die Hände vor dem Volk zu waschen, womit er wohl des Heilandes, aber nicht seine eigene Unschuld bezeugte; dann urteilte er von seinem Richtstuhl aus, daß ihre Bitte geschähe.

Nun kam auch bald der Befehl, den Sieghardus den ganzen Morgen gefürchtet hatte: er und seine Centurie sollten Jesum von Nazareth nebst zwei Mördern vor den Thoren der Stadt auf dem Hügel Golgatha kreuzigen. So schwer es ihm wurde, er mußte gehorchen. Zum erstenmal, seit er dem Kaiser geschworen, verwünschte er heute diesen Schwur, der ihn zum Werkzeug der Kreuzigung des Nazareners machte, des großen Wundermannes, auf den er all seine Hoffnung gesetzt hatte. Es war gegen 9 Uhr morgens nach unserer Zeitrechnung. Schnell banden die Soldaten den drei zum Tode Verurteilten die Querbalken des Kreuzes auf den Rücken, dann setzte sich der Zug in Bewegung, Sieghardus zu Pferde voran, hinter ihm die Soldaten mit den Gefangenen und ein unübersehbarer Haufe Volks. Das furchtbare „Kreuzige, kreuzige ihn!“ war in wildes Triumpfgeschrei übergegangen, seitdem Jesus verurteilt war; aber dem Hauptmann klang dieses teuflische Hohn- und Spottgeschrei fast noch entsetzlicher als jenes Gebrüll. Wie konnten diese Menschen hassen! Das war ja gar nicht mehr menschlich. Aber dabei mußte der Hauptmann unwillkürlich an ein anderes Kreuz denken, das da zehn Monate früher aufgerichtet war, wo auch ein Mensch unter Qualen seinen Geist aufgab, während er, derselbe Sieghardus, der jetzt die Juden so hart beurteilte, sich über dessen Qualen freute. Eben ritt er wieder durch das Jaffathor, wie am Sonnabend vorher, nur von der entgegengesetzten Seite, als dieser Gedanke an seine eigene Rachgier ihn erfaßte. Natürlich suchte er sich gleich damit zu recht-

fertigen, daß Faustus einer der größten Bösewichter der Erde gewesen, während dieser Jesus der heiligste und reinste auf Erden sei. Aber er vermochte sein Gewissen doch nicht ganz zu beruhigen, und seine Sündenangst kam über ihn mit neuer Macht. „Mit ihm stirbt mein einziger Trost“ seufzte er: „Hätte ich doch nur einmal mit ihm selbst reden können! Er ist kein gewöhnlicher Mensch; das zeigt schon seine himmlische Geduld im Leiden. Wie wird wohl sein Sterben sein? Vielleicht kann ich daraus noch erkennen, ob er wirklich ist, was er gesagt, was Mirjam glaubt: Gottes Sohn.“

Voll von diesen quälenden Fragen wandte Sieghardus das Haupt, um auf Jesum zu sehen, als ob der bloße Anblick ihm Antwort geben könne. Da merkte er plötzlich, wie Jesus, von Schmerz und Blutverlust entkräftet, unter der Last des Kreuzesbalkens wankte und zu Boden gesunken wäre, wenn der gutmütige Wulf, der auch längst von dem Anblick Jesu merkwürdig berührt war, ihn nicht schnell gestützt hätte. Sieghardus war einen Augenblick ratlos. Seinem eigenen Gefühl nach hätte er am liebsten selbst dem stillen Dulder das Holz abgenommen; aber das durfte er doch seines Standes wegen nimmer wagen. Auch die Soldaten hätten das als die tiefste Schmach angesehen, dieses Fluchholz zu tragen; er durfte nicht wagen, es einem zu befehlen. Da sah er am Wegrand einen stämmigen Bauern mit der Hacke auf der Schulter, vom Felde herkommen, der sich scheu an der Menge vorbeizudrücken schien. Den rief er an, und die Soldaten zwangen ihn, Jesu das Kreuz nach zu tragen.

Doch plötzlich wurde er wieder aus seinen schweren Gedanken herausgerissen, denn hinter ihm stockte der Zug abermals. Als Sieghardus sich umwandte,

bemerkte er zum erstenmal, daß nicht nur tobende, schmähende Feinde, sondern auch weinende Freunde Jesu nach folgten. Freilich schienen es fast lauter Frauen zu sein, die sich trotz des Fluchens der Soldaten und des Hohnes der Juden nahe an ihren Meister herangedrängt hatten. Ihre Liebe hatte sich in dem furchtbaren Feuer dieser Trübsal besser bewährt als die seiner Jünger. Zu ihnen hatte sich Jesus umgewandt und Sieghardus hörte ihn sagen: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder! Denn sehet, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben! Dann werden sie anfahen und sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: bedecket uns! Denn so man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden?" Ein Schauer ging durch des Hauptmanns Leib, als er diese Worte hörte. „So redet kein bloßer Mensch, am wenigsten im Angesicht des Todes", sagte er zu sich selbst. „Dieser Jesus bleibt seinem Namen treu auch auf dem Todeswege; nicht an sich selbst, allein ans Heil der Menschen denkt er. Ja wir Menschen alle sind ein dürres Holz, dem Feuer der Verdammnis verfallen. Er allein ist das grüne Holz, und dennoch, er muß brennen am Kreuzesstamm! Warum, o Gott, warum? Warum konnte er nicht leben und uns alle zu Licht und Leben führen?"

Der Hügel Golgatha lag im Nordwesten der Stadt, nicht allzu weit von der Stadtmauer. Er hatte fast das Aussehen eines riesigen Schädels, woher manche den Namen ableiten. Andere glauben, der Name Schädelstätte komme von den Totenschädeln, die hier auf der Richtstätte umhergelegen hätten. Es

steht seit alters eine Kirche in der Gegend; doch wird von manchen Forschern bezweifelt, ob die heilige Grabeskirche, in der man heute noch den Hügel Golgatha zeigt, auch die genaue Stelle einnehme. Die mehrfachen Zerstörungen der Stadt Jerusalem haben es ungewiß gemacht. Beide die Griechen und die Lateiner haben hier Gotteshäuser. Und eben jetzt wird nebenan auf dem Muristan-Hügel, den der Sultan dem Könige von Preußen geschenkt hat, auch eine deutsche evangelische Kirche gebaut.

Als der lange Zug sich der Richtstätte näherte, trat Wulf wie von ungefähr zu Sieghardus heran und sprach leise zu ihm: „Nimm mich nicht zu der blutigen Arbeit; ich kann's nicht. Bei Wodans Steinaltar im Teutoburger Walde habe ich vor 25 Jahren das große Römeropfer mit angesehen und mich nicht davor entsetzt, obgleich dein Vater darüber zürnte. Aber diesem stillen Jesu die Nägel durch die Hände zu treiben, das wäre mir nicht möglich. Es giebt genug andere, die es gerne thun, weil sie dann seine Kleider erhalten." Sieghardus antwortete nicht, aber er freute sich, so viel Gefühl bei seinem alten Knecht und Freund zu finden.

Auf dem Richtplatz angekommen, sah man schon die Löcher gegraben und die Kreuzesstämme bereit liegen. Schnell nagelten nun die dazu bestimmten Soldaten die Querbalken auf die Stämme, während andere den Verurteilten die Kleider auszogen. Dann reichten sie den dreien einen Betäubungstrank, den die grausame Sitte jener Zeit merkwürdiger Weise den Uebelthätern noch gönnte. Als es aber Jesus schmeckte, wollte er es nicht trinken, wie Sieghardus wohl bemerkte. Er war doch in allem anders als andere Menschen. Sieghardus wußte ja nichts von dem furchtbaren, stundenlangen Seelenkampfe, den Jesus

in der vorigen Nacht auf Gethsemane durchgemacht hatte. Wohl aber sah er, daß Jesus körperlich der Schwächste der drei war. Dennoch wies er die letzte arme Wohlthat, den Betäubungstrank, zurück, den die andern gierig schlürften. Offenbar wollte der große Helfer sich selbst nicht helfen lassen, sondern bei vollem Bewußtsein die unaussprechlichen Qualen des Kreuzestodes erdulden. „Er geht freiwillig in den Tod!" wiederholte Sieghardus zu sich selbst; „aber warum, warum?" Die Soldaten ergriffen nun die Verurteilten und warfen sie mit dem Rücken auf die Kreuze. Dann trieben sie ihnen lange, starke Nägel durch Hände und Füße. Schnell wurden hierauf die Kreuze mit ihrer lebendigen Last empor gehoben und mit dumpfem polterndem Geräusch in die Löcher gestoßen. Dabei fielen die nackten, ausgestreckten Körper mit einem kurzen, erschütternden Ruck nach vorn, als wollten sie zu Boden stürzen. Aber die Nägel hielten fest; die Sehnen der Arme spannten sich, die Kniee bogen sich ein wenig; dann hing die ganze Last der Körper an den Wunden. Kein Menschenmund vermag die Qualen des Kreuzestodes zu beschreiben, sie sind unaussprechlich! Sieghardus hatte schon mehrmals Kreuzigungen beigewohnt; aber niemals hatte es ihn so ergriffen. Die beiden Mörder stöhnten herzergreifend trotz ihrer teilweisen Betäubung. Nur er, der stille Dulder in der Mitte, that seinen Mund nicht auf zur Klage, wenn auch die Muskeln seines Leibes zuckten, und seine Glieder sich wanden vor unermeßlichen Schmerzen. „Kein menschlicher Wille wäre stark genug, ihn stumm wie ein Lamm zu machen", dachte Sieghardus: er muß mehr sein als ein bloßer Mensch. Obgleich der Anblick sein Herz zerriß, er konnte das Auge nicht wenden von dem edlen Antlitz des gekreuzigten Nazareners. Da bemerkte er die Ueberschrift,

dicht über seinem Haupte angebracht in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache: „Jesus von Nazareth, der Juden König.“ Er merkte wohl den Spott, den Pilatus in diese Worte gelegt hatte; aber je mehr er darüber nachdachte, je passender erschienen ihm diese Worte. War dieser Jesus nicht am vorigen Sonntag von dem Volke wie ein rechter König empfangen worden? Und bewies nicht selbst sein Tod trotz aller Schmach und Pein dennoch seinen königlichen Stand? So war noch nie ein Mensch gerichtet worden. Hier waren nicht nur einige Hundert oder Tausend Neugieriger, die gewöhnlich solchen blutigen Schauspielen in tierischer Lust folgen: sein ganzes Volk, soweit es in Jerusalem versammelt war, begleitete ihn, wenigstens mit den Augen, auf seinem Todesgange. Ein Blick überzeugte Sieghardus, daß nicht nur der Raum bis zur Stadtmauer, sondern alle Dächer der Stadt von Zuschauern angefüllt waren, ähnlich wie beim Einzug Jesu in die heilige Stadt. Nur waren heute die Blicke gen Nordwesten gewandt, und die meisten nicht voll freudiger Erwartung, sondern voll Haß und Hohn. Da war in ganz Jerusalem auch nicht die kleinste Hütte, in der heute nicht Jesu Name genannt wurde; wohl eine Million Menschen mochte in dem Augenblick Jesum am Kreuz betrachten. Da waren sie selbst, die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Obersten im Volk, um über ihn, den sie tödlich haßten, den sie endlich überwunden wähnten, zu triumphieren und sich an seinen Qualen zu weiden. O wie freuten sie sich schon darauf, daß die unerträglichen Qualen ihm jetzt endlich seine unerklärliche Ruhe rauben und zu verzweifeltem Stöhnen, zu wütendem Toben und Schimpfen hinreißen würde! Wie suchten sie ihn durch den giftigsten Hohn zur Wut aufzustacheln, daß Sieghardus statt seiner

fast aus der Haut fahren wollte und sich nur mit äußerster Mühe bezwingen konnte, daß er ihnen nicht mit donnernder Stimme Schweigen gebot. Nun öffneten sich auch endlich die bleichen Lippen des unschuldig Verdammten und dabei noch schändlich Verhöhnten. Aber kein Fluchwort entfuhr seinem heiligen Munde, sondern ein Gebet, das dem Hauptmann durch die tiefste Seele drang: „Vater vergieb ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!" Sieghardus bemerkte nicht den Eindruck, den dieses Wort auf die Feinde Jesu machte; so hatte es ihn selbst getroffen. „Was ist all das Böse, das der rohe, niedrig geborene Faustus mir gethan", sagte er zu sich selbst, „gegen die teuflische Bosheit, die diese vornehmen Juden dem Nazarener angethan haben! Ich habe meinem Feinde nie Gutes erzeigt, habe ihm Schlag mit Schlag zurückgegeben und ihn bis in den Tod gehaßt. Dieser Mensch aber hat seinen Feinden nur Gutes erwiesen, hat ihre Kranken zu Tausenden geheilt, und nun bittet er noch für diese abgefeinten Schurken, die ihn mit Lug und Trug ans Kreuz gebracht! Er liebt seine Todfeinde! Und 'Vater' hat er gerufen! Auch in seinem Leiden und Sterben nennt er sich Gottes Sohn! Mein Verstand steht mir still; aber mein Herz erfaßt es mehr und mehr als göttliche Wahrheit: Er ist Gottes Sohn!" Inzwischen bemerkte Sieghardus, daß die Weiber, zu denen Jesus auf dem Wege geredet hatte, sich immermehr herzumachten. Mußte der herzdurchbohrende Anblick auch ihre zarten Seelen aufs tiefste verwunden; konnten sie ihm auch keine Hülfe, keine Labung bringen: sein brechendes Auge sollte wenigstens die Liebe sehen, die sich auch seiner Schmach und seines Leidens nicht schämte. Unter den Weibern fiel ihm besonders eine ältere Frau auf. Sie war einfach gekleidet wie die andern. Ihre Gestalt war hoch, und

ihr Antlitz zeugte von einstiger Schönheit. Ja, noch immer war es edel und schön zu nennen; nur waren jetzt die Züge schmerzdurchwühlt. Wie Sieghardus die Frau mitleidig betrachtete, bemerkte er, daß ihr noch volles Haar viel heller war, als bei den meisten Jüdinnen. Da zuckte er plötzlich zusammen und sprach bei sich selbst: „Es ist seine Mutter; die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Ach, welche Marter mögen ihre Seelen durchbohren. Aber die Mutterliebe ist stärker denn der Tod. Ein schöner Jüngling mit weichen Zügen und wallendem Lockenhaar stand ihr zur Seiten. Es mußte wohl einer der Jünger Jesu sein, der es gewagt hatte, seinem Meister bis ans Kreuz zu folgen. Sonst sah er keinen Mann unter den Freunden des Nazareners. Nur in weiter Entfernung glaubte er einige bärtige Gesichter zu erblicken, die scheu und bang um sich sahen, aber nicht von Haß und Hohn verzerrt waren, nicht vor befriedigter Rachgier glühten, sondern mit liebenden Augen zum mittleren Kreuze empor schauten. Die Kriegsknechte hatten inzwischen die Kleider der Gekreuzigten unter sich geteilt; über Jesu Mantel hatten sie das Los geworfen. Sie waren rauhe Gesellen. Von Jesu Worten hatten die meisten unter ihnen nichts verstanden. Nun lagerten sie sich je vier um die Kreuze und hüteten dieselben, während die übrigen Soldaten weiter abseits standen. Mit einem Male drängte die Mutter Jesu sich ganz nahe heran, als wollte sie bis zum Kreuze gehen. Da sprang ein Kriegsknecht fluchend vom Boden auf und wollte sie rauh zurückstoßen; aber ein scharfes Wort aus Sieghardus' Mund ließ ihn schnell zurückfahren. Nun wagte die Mutter sich ganz heran; mit herzzerbrechendem Schluchzen umfaßte sie den Kreuzesstamm, streichelte die durchbohrten Füße mit ihren Händen und küßte

sie mit ihren Lippen. Dabei rief sie ihn an mit den süßesten Namen, wie nur eine Mutter zu dem Sohne ihres Leibes reden kann. Der Jüngling war ihr nachgegangen und suchte sie zurückzuführen. Sie aber hielt das Kreuz umklammert, als ob sie es nimmer lassen könne. Da öffnete Jesus seinen Mund zum zweitenmal und sprach im Ton der innigsten Liebe zu seiner Mutter: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!“ Danach sprach er zu dem Jünger: „Siehe, das ist deine Mutter!“ Da lösten sich die krampfhaft verschlungenen Arme der Mutter; noch ein heißer Kuß auf die grausamen Wunden der Füße, die von geronnenem Blut starrten, dann sank sie in des Jünglings Arm, und sanft führte er sie zurück zu den lautweinenden Frauen. Ohne daß Sieghardus es wollte und wußte, hatte dieser herzbewegende Anblick auch seine Augen mit Thränen gefüllt. Als er es aber merkte, schämte er sich dieser Thränen nicht. Er kehrte sich nicht daran, was seine Krieger von ihm denken mochten; noch weniger kümmerte es ihn, was die Juden dachten und sagten: sein thränenschwimmendes Auge suchte ihn, nur ihn. Und siehe da, in diesem Augenblick senkte sich das Heilandsauge in das des Hauptmanns, der beim Kreuze stand. Da war es Sieghardus, als ob unter diesem wunderbaren Blick, so voll Dankbarkeit, so voll suchender Liebe, so voll göttlicher Erhabenheit, sein ganzes Herz in seiner Brust zerschmolz, daß er hätte aufschreien mögen vor unermeßlichem Schmerz und doch aufjauchzen vor seliger Freude. Er hatte ja so sehnlich gewünscht mit Jesu zu reden über all die schweren Fragen, die seine Seele beunruhigten. Nun gab der Heiland ihm den einen Blick, und Sieghardus meinte, in dem Augenblick, keiner Worte mehr zu bedürfen. Den Heilandsblick hat er bis an sein Ende nicht vergessen. Seit

diesem Augenblick stand es fest in seiner Seele: „Er ist Gottes Sohn!"

Inzwischen waren die beiden Uebelthäter, die mit Jesu gekreuzigt waren, aus ihrer Betäubung erwacht, und ihr Jammergeschrei erklang immer schauerlicher. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten fuhren unermüdlich fort Jesum zu verspotten und sprachen: „Er hat andern geholfen, und kann ihm selber nicht helfen! Ist er Christus, der König von Israel, der Auserwählte Gottes, so steige er herab vom Kreuz, auf daß wir sehen und glauben ihm. Er hat Gott vertraut; der erlöse ihn nun, lüstet es ihn: denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn!" Nun ist nichts ansteckender als Spott und Hohn. Auch einige der Soldaten, die etwas von dem verstanden hatten, verspotteten ihn. Sie brachten ihm Essig und sprachen: „Bist du der Juden König, so hilf dir selber!" Da es aber Sieghardus merkte, verbot er es ihnen. Nun aber fing selbst einer der Uebelthäter an Jesum zu lästern und trotz seiner Qualen höhnisch auszurufen: „Bist du Christus, so hilf dir selbst und uns!" Wer kann doch die Tiefe menschlicher Bosheit ermessen, die selbst unter Todesqualen noch Gefallen findet am Verspotten des Heiligen Gottes! Aber sein Genosse strafte ihn und sprach: „Und du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und zwar wir sind billig darinnen, denn wir empfahen, was unsere Thaten wert sind; dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt." Dann wandte er sein mattes Haupt zu Jesu und sprach gläubig bittend: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst!" Das war ein Gebet, wie aus Sieghardus' eigener Seele gesprochen. Er hatte ja nichts gethan, was ihn vor dem irdischen Gericht des Todes wert machte; dennoch fühlte er sich dem armen Schächer verwandt. Darum

lauschte er auch mit angstvoller Spannung auf die Antwort Jesu Christi, und als sie kam, da meinte er fast, sie wäre ihm gesprochen: „Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Da war sie ja, die Antwort, die einst sein Vater Wulfram ihm nicht geben konnte. Die eine der schweren Fragen, die seine Seele so lange bedrückt hatten, war von Jesu gelöst: wer mit ihm abscheidet, dessen Seele geht sogleich ins selige Paradies. Er bemerkte auch gar wohl, wie das schmerzentstellte Antlitz des armen Uebelthäters nach den Worten Jesu gleichsam verklärt wurde von Ruhe und Frieden. „Ach, daß auch ich erst so weit wäre!“ sprach da der Hauptmann zu sich selbst. „Fast möchte ich mit dem Schächer tauschen!“ Doch, während er noch also sann, vernahm er plötzlich ein tausendstimmiges Angstgeschrei. Und als er sein Haupt nach der Menge wandte, die dieses Geschrei ausgestoßen hatte, da war sie vor seinen Augen verschwunden in Nacht und Finsternis. Entsetzt blickte er zum Himmel empor: Die Mittagssonne, die soeben noch hell und klar geschienen, war nicht mehr zu sehen: sie hatte ihren Schein verloren. Eine Totenstille folgte dem wilden Angstgeschrei. Die Soldaten ließen ihre Würfel, wo sie zuletzt gefallen, und rührten sich nicht von der Stelle. Die Feinde verstummten, und die vorher am lautesten gelästert hatten, erbleichten nun am tiefsten. Alle aber blickten scheu zu dem Kreuze hin, das da schattenhaft aus der Dunkelheit hervorragte; denn alle hatten denselben Gedanken: „Ein Wunder Jesu Christi ist's!“ Lange Zeit dauerte diese unheimliche Stille, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen der Weiber, die Jesu nachgefolgt waren, und dem lauten Stöhnen der beiden Uebelthäter. Alle Feinde Jesu erwarteten mit Schrecken ein neues Wunderzeichen. Erst als die Dunkelheit stun-

denlang anhielt, ohne daß sonst etwas Schreckliches geschah, faßten sie wieder ein wenig Mut. „Es ist doch nichts weiter als eine Sonnenfinsternis“, hörte Sieghardus einen Schriftgelehrten sagen. Das Wort ging wie eine Erlösung von Mund zu Mund. Die meisten wußten ja damals nicht, daß natürliche Sonnenfinsternisse niemals zur Zeit des Vollmonds eintreffen, und waren froh, irgend eine, wenn auch noch so unwahrscheinliche, natürliche Erklärung für diese unheimliche Finsternis gefunden zu haben. Manche suchten auch trotz der Dunkelheit den Heimweg auf; denn die Schaulust war ihnen doch vergangen. Da mit einem Male schrie Jesus laut und sprach: „Eli, Eli, lama, asabthani?“ das ist verdolmetschet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Etliche, die dabeistanden, und sich nur an das Wort „Eli“ hielten, meinten, er rufe den Elias; Sieghardus aber verstand die Worte wohl, nur der Sinn war ihm verborgen. Jesus sagte nicht mehr „mein Vater“, sondern „mein Gott“, wie ein gewöhnlicher Mensch; konnte denn auch Gottes Sohn von Gott verlassen sein? Es wurde ihm zu schwer, dieses Geheimnis der Person Jesu Christi des Gott-Menschen, zu lösen oder seine göttliche Liebe zu ermessen. Kein Wunder! Hat doch selbst der größte Gottesgelehrte seit der Apostel Zeit, D. Martin Luther, sich einmal drei Tage lang, ohne Speise und Trank zu genießen, in dieses Heilandswort versenkt und danach am Ende demütig bekennen müssen: „Gott von Gott verlassen, — wer kann das fassen?“ Desto besser verstand Sieghardus das andere Wort, das der Heiland sprach, nachdem die Finsternis, in der Christus die Qualen der Verdammten für uns erduldete, aufgehört hatte: „Mich dürstet.“ Auf seinen Wink lief einer der Soldaten hin und füllte einen Schwamm mit dem essig-

sauren Wein, den sie selbst mit Wasser vermischt tranken, steckte den Schwamm auf ein Rohr und ließ den Herrn also einige Tropfen heraussaugen. Es war die erste Labung nach dem heißen Kampf mit Sünde, Tod und Teufel. Dann rief Jesus wie triumphierend aus: „Es ist vollbracht!“ Und abermal rief er laut und sprach: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!“ Und als er das gesagt, neigete er das gesenkte Haupt noch tiefer herab und gab seinen Geist auf. — Auch als der letzte Seufzer entflohen, der letzte Atem die Brust gehoben hatte, schaute Sieghardus noch unverwandt in Jesu Antlitz. „Was hat er vollbracht?“ fragte er sich, „sein Leiden oder sein Werk? Das letztere muß es sein, denn alles, sein Wort wie sein Werk, sein Leiden wie sein Sterben bezeugt, daß er freiwillig, zu einem hohen, hehren Zweck in den Tod ging. Aber ist denn dies sein Werk, die Mühseligen und Beladenen zu erquicken, nicht mitten abgebrochen, nicht durch seinen Tod vernichtet? Wie konnte, wie durfte dieser fromme Mann, dieser Gottessohn, wie er sich selbst genannt und erwiesen, leiden und sterben? — Freilich sein Ende sah nicht aus wie ein verlorner Kampf: das klang vielmehr wie eine Siegestrompete, als er rief: ‘Es ist vollbracht!’ Und auch sein letzter Ruf, wo er Gott wiederum seinen Vater nannte, sah ich nicht deutlich den Hauch des Friedens und der Freude, der dabei die schmerzerstarrten Züge löste und verklärte?“ Er merkte nicht, wie die Scharen, die immer noch das Kreuz umstanden ähnliche Eindrücke empfangen hatten wie er selbst, als sie sahen und hörten, wie Jesus verschied. Plötzlich aber fühlte er den Boden unter seinen Füßen erbeben, die hohen Kreuze schwankten hin und her, und ein gewaltiger Donner rollte durch den wolkenlosen Himmel, gefolgt von einem einzigen

wilden Angstschrei der entsetzten Menge. Dann folgte eine tiefe, bange Stille. Aber in diese Stille hinein erscholl mit einem Male die mächtige Stimme des Hauptmanns, der beim Kreuze stand:

„Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen.“ Sieghardus hatte aus innerster Seele herausgesprochen, und ihm unbewußt hatte er in seiner Erregung seine an sich schon starke Stimme so gewaltig erhoben, daß sie bei der großen Stille bis an die Mauern der Stadt, ja noch weit hinweg über die Dächer Jerusalems getragen wurde. Sein Wort kam über die Menge wie eine Erlösung aus schwerem, furchtbaren Traum: Tausende, die noch am Morgen „kreuzige, kreuzige ihn!“ gerufen hatten, sprachen es ihm nach, schlugen in bitterer Reue an ihre Brust und kehrten wieder um.

8. Karfreitagnacht.

Es war bald nach drei Uhr nachmittags, als Jesus verschied. Da die Menge sich nun schnell zerstreute und keine Gefahr eines Volksauflaufs mehr da war, so beschloß Sieghardus mit dem größten Teil seiner Hauptmannschaft zurückzukehren und nur eine kleine Wache unter Wulfs Führung auf Golgatha zurückzulassen. Die Feinde Jesu waren alle fort; aber eine Anzahl frommer Weiber wich und wankte nicht vom Fuße des Kreuzes. Den ganzen langen Tag hatten sie hier ausgehalten, ohne Speise, ohne Trank, von seelischem Schmerz durchwühlt, aus Liebe zu ihm, dem Heiland ihrer Seelen. Fast ehrfurchtsvoll betrachtete Sieghardus die frommen Jüngerinnen Jesu. Jener schöne Jüngling war immer noch der einzige Mann unter der kleinen Schar. Alle die andern Jünger waren entweder abgefallen oder aus

Furcht und Scham davongelaufen. Die Mutter Jesu lag totenbleich auf dem Boden, das weiße Haupt im Schoße einer der Frauen. Das weiße Haupt! Siegharbus wollte seinen Augen nicht trauen. Am Morgen war das Haar der Mutter Jesu noch blond gewesen; der Hauptmann hatte es genau bemerkt, da die ungewohnte helle Farbe desselben ihm bei einer Jüdin aufgefallen war und er sie gerade daran als Mutter Jesu erkannt hatte. Hatte er aber am Morgen kaum einen Silberfaden in der Mutter Haar bemerkt, jetzt war es schneeweiß: die unaussprechliche Angst und Pein hatten es an einem Tage gebleicht. Siegharbus blickte lange voll innigsten Mitleids auf sie herab; er wollte zu ihr reden, sie trösten, aber er fand keine Worte, bedurfte er doch selbst des Trostes. Die frommen Frauen schauten voll Dankbarkeit zu ihm empor; sie hatten sein herrliches Bekenntnis, das ihnen so ganz unerwartet gekommen war, nicht vergessen. Dennoch wagten weder sie noch der Jüngling den vornehmen römischen Offizier anzureden. Siegharbus hoffte bald mit ihnen bekannt zu werden, um mehr von Jesu zu hören. So bestieg er wieder sein Pferd und ritt zur Stadt, um Pilato Bericht zu erstatten. Eben stand er vor dem Landpfleger, als auch Abgesandte des Hohenpriesters gemeldet wurden, welche baten, daß den Gekreuzigten die Beine zerbrochen würden, damit nicht die Leichname den Sabbath über am Kreuze blieben. Da freute sich Siegharbus, daß Jesus schon gestorben war, und wenigstens diese letzte grausame Marter, da den Unglücklichen von unten auf alle Knochen im Leib mit eisernen Keulen zerschlagen wurden bis man ihnen endlich den Gnadenstoß ins Herz gab, nicht mehr erdulden mußte. Zugleich ergrimmte er aber über die Heuchelei der Juden. „Einen unschuldigen Menschen wider besser Wissen

und Gewissen ans Kreuz bringen", sprach er zornig in seinem Herzen, „das bringen sie fertig! Aber ihr äußerliches Sabbathsgebot auch nur um Haaresbreite zu übertreten, da fürchten sie sich der Sünde! Ich könnte die Heuchlerbande mit meinen Fäusten zermalmen!" Er kannte noch nicht das Wort des Herrn vom „Mückenseigen und Kameleverschlucken", sonst hätte er es hier bestätigt gefunden wie kaum jemals zuvor. Aber während er sich in seinem geraden, männlichen Sinn so sehr über die Heuchelei der Juden erboste, mußte er wiederum an Jesu Gebet für seine Feinde denken. Beschämt senkte er auch diesmal den Blick, indem er seufzte: „Das kann kein bloßer Mensch; das kann nur Gottes Sohn."

Gleich darauf trat ein vornehmer Jude herein und bat Pilatum um den Leichnam Jesu. Sieghardus freute sich, daß doch auch ein vornehmer Mann ein Jünger Jesu war. Pilatus wunderte sich, daß Jesus schon gestorben wäre, da sonst Gekreuzigte manchmal tagelang am Kreuze lebten, und fragte Sieghardus darüber. Als dieser Jesu Tod bestätigte, gab Pilatus dem Juden die Erlaubnis, den Leichnam zu begraben.

Todmüde warf Sieghardus sich an diesem Abend auf sein Lager; aber kein Schlaf kam in seine Augen. Zu furchtbar war der Sturm in seiner Seele; davor fand der müde Leib keine Ruhe. Und er war ja nicht der Einzige in Jerusalem, der diese lange Karfreitagnacht in quälenden Gedanken durchwachte. Für alle Jünger des Herrn war es die schwerste Nacht ihres Lebens. Ihnen war ihr Alles genommen. Der Jesus, den ihre Seele liebte, an dem ihr Glaube hing, er war der Wut seiner Feinde erlegen, anstatt mächtiglich über sie zu triumphieren. Ihr ganzes jüdisches Messiasbild von dem herrlichen irdischen Könige, der

den Thron Davids wieder aufrichten würde, lag in Trümmern. Ihr Herr war zum Knecht aller Knechte geworden, war in Schmach und Schanden gestorben. Wohl war er sanft und selig entschlafen; wohl klang sein Ruf: „Es ist vollbracht!" nicht wie ein Unterliegen, sondern wie ein ruhmreich Siegen. Aber trotz dem allen war es Nacht und Verzweiflung in ihren Seelen; denn ihr Herr und Meister, den sie für Gottes Sohn gehalten, war tot, wirklich tot und begraben! Dazu kam bei den meisten unter ihnen noch die Scham über ihre schmähliche Flucht, die er ihnen noch dazu vorhergesagt hatte. O, wer könnte sich ganz hineindenken in das Elend dieser armen verlassenen Jünger Jesu in dieser Nacht! Sieghardus hatte den Heiland nicht so lange, nicht so gut gekannt wie sie; aber in dem Einen stimmte er mit ihnen völlig überein, in dem verzweiflungsvollen Ruf:

„O große Not! Gott selbst ist tot."

Schon so lange hatte Sieghardus nach Licht und Frieden gerungen. Nun war ihm endlich eine Ahnung aufgegangen, wo er Beides finden könnte. Aber eben in dem Augenblicke, da er meinte, nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um den höchsten Seelenschatz zu erlangen, da versank er ihm in Nacht und Dunkelheit, in Tod und Grab. „O du großer Gott", rief er am Rande der Verzweiflung aus, „hast du mir dein Licht nur einen Augenblick leuchten lassen, damit die Finsternis desto dunkler werde? Du hast mir deinen Sohn offenbart; aber du hast ihn sterben lassen, ehe er mir das Leben meiner Seele gegeben hat! Warum, o Gott, warum? Er ist friedlich heimgegangen in deinen Armen; auch dem armen Schächer hat er noch das Paradies verheißen! Wie aber soll ich armer sündenbeladener Mensch dahin gelangen? Die unbe-

greifliche Feindesliebe deines Sohnes zeigt mir ja so recht, wie viel mir noch fehlt an der rechten Heiligkeit, die du von mir forderst. Herr, mein Gott, nun wandle ich im allerfinstersten Thale; bist du auch hier mein Hirte? O, Herr mein Hirte, bleibe bei mir, daß ich nicht zurücksinke in den Unglauben! Herr, laß mich nicht ewig verloren gehen!“ So rang der starke Mann die lange Nacht hindurch, und todesmatt ward seine arme Seele. Er hatte den Sohn Gottes schnell erkannt; aber als den erhofften Heiland hatte er ihn noch schneller wieder verloren. Er hatte gleich den Jüngern Christi den Herrn erschaut in seiner Marterschmach, aber noch nicht in seiner Marterschöne. Die Decke Mosis hing auch noch vor seinem Angesicht wie vor dem der Jünger. Das Wort: „Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ kam noch nicht in seinen Sinn. Das Aergernis des Kreuzes war noch nicht sein Ruhm und seine Wonne geworden. Aber mit allen wahren Kindern Gottes sollte auch diese aufrichtig suchende Seele einst den Vers zu Ende lernen, den wir, Gott Lob! heute singen und beten können:

O große Not, Gott selbst ist tot,
Am Kreuz für uns gestorben;
Hat dadurch das Himmelreich
Uns aus Lieb' erworben.

9. Ostermorgen.

Nach den seelischen Erschütterungen des Freitags, der durchwachten Nacht und dem in fruchtlosem Grübeln verbrachten Samstag hatte des Sieghardus gesunder Körper endlich sein Recht verlangt. Am Ostermorgen, als die ersten Sonnenstrahlen schon ins Gemach fielen, lag er immer noch in festem Schlaf. Ein leises Waffenklirren ließ ihn endlich emporfah-

ren. Vor ihm stand sein alter treuer Wulf: „Woher kommst du schon so früh?“ fragte er ihn verwundert. „Solltet ihr nicht bis zum Abend beim Grabe Wache halten?“ Wulf der sonst nie um Worte verlegen war, antwortete nicht sogleich; und als nun Sieghardus ihn schärfer anschaute, erschrak er über das ganz verstörte Aussehen des Alten. Bleich und bebend stand der alte Eisenfresser vor ihm, und die Kehle schien ihm zugeschnürt zu sein. Mit einem Satze fuhr da Sieghardus aus dem Bette, faßte den alten Knecht an beiden Schultern und schüttelte ihn, als wollte er ihn aus schwerem Traum erwecken. „Wulf, Mensch! sag, was ist dir? Man sollte fast meinen, du hättest bei hellem Tage ein Gespenst gesehen, obwohl du niemals an dergleichen glauben wolltest.“ — „Mehr als ein Gespenst, Sieghardus“, sagte Wulf leise, sich scheu dabei umblickend; „ich habe den Gekreuzigten lebendig aus dem Grabe hervorgehen sehen.“ Sieghardus schaute den alten Freund an, als ob er an dessen Verstand zweifelte. Da sagte Wulf mit ungewöhnlichem Ernst: „Du brauchst mich nicht so groß anzusehen; ich bin weder betrunken noch verrückt. Die andern haben es gleichfalls gesehen. Vielleicht vor 1½ Stunden, als eben das Morgenrot aufleuchtete, so daß man alles klar unterscheiden konnte, geschah plötzlich ein Erdbeben, ähnlich wie am Freitag-Nachmittag beim Sterben Jesu. Dann fuhr eine weiße Gestalt wie ein Blitz vom Himmel herab, gerade auf den Grabstein. Der schwere Stein flog wie eine Feder zur Seite; dann schwebte Jesus hell und klar aus dem Grabe hervor und verschwand in der Luft. Da waren wir freilich wie tot vor Schrecken. Als wir uns dann ein wenig von unserm Entsetzen erholt hatten, lag der Stein weit ab vom Grabe; das Grab aber war

leer. Da eilten wir, so schnell uns unsere Füße tragen konnten, zu Kaiphas."

Bis dahin hatte Sieghardus ruhig zugehört; nur war sein zuerst ungläubiger Blick immer gespannter geworden, und seine Fäuste hatten die Schultern des Alten gepreßt, daß es diesen schmerzte. Nun aber unterbrach er Wulf mit den Worten: „Zu Kaiphas? Was hat ein ehrlicher Soldat bei dem Erzschurken zu suchen?" Wulf wurde ein wenig verwirrt durch die rauhe Frage und sprach: „Schau mich nicht so an, brich mir auch nicht die Schulterknochen entzwei; dann will ich dir's sagen. Du weißt, daß Kaiphas es war, der die Hüter verlangte. Der Kerl hat sicher ein schlechtes Gewissen. Gestern Abend kommt er plötzlich in der Dunkelheit mit einem Diener heraus geschlichen, wohl um sich selbst zu überzeugen, ob wir auch auf dem Posten wären. Wie ich seiner im Schein des Lagerfeuers ansichtig wurde, war mein erster Gedanke, ihm jetzt die Maulschelle zu geben, die ich ihm Freitag schon zugedacht hatte. Ich sprang auch wirklich auf und hob die Faust. Aber einer der Kameraden ergriff meinen Arm, und ein zweiter Gedanke sagte mir auch, daß ich mir da eine schöne Suppe einbrocken könne; denn vor dem hat selbst Pilatus Angst, wie er am Freitag gezeigt hat. Zu dem hob der alte Gauner an gar säuberlich auf lateinisch zu uns zu reden: er habe uns für die kalte Nacht einen warmen Trunk bringen wollen; auch habe er ein kleines Trinkgeld für später mit gebracht. Dabei zog er einen Beutel Silberlinge heraus und hielt ihn mir vor die Nase. Ich wollte das Geld zuerst nicht nehmen, machte vielmehr meinem Herzen Luft, indem ich ihm alle deutschen Schimpfwörter die ich nur wußte, an den Kopf warf. Das konnte er ja nicht verstehen und mich darob nicht verklagen. Er blieb auch ganz

freundlich und hielt mir immer noch den Geldbeutel vors Gesicht. Endlich riefen die Kameraden gleichfalls auf deutsch: 'Wulf, Esel, der du bist, was kümmert's dich, ob der Jude ein Schurke ist oder nicht; sein Geld ist gut, und er verlangt ja nichts Böses dafür. Nimmst du's nicht, so nehmen wir's allein!' Sein Diener hatte inzwischen einen kleinen Schlauch aufgemacht, dessen Wein zog mir gewaltig in die Nase und ich gab nach. Es war lange nicht genug, um einen von uns betrunken zu machen; dafür hatte der Jude schon gesorgt. Nur recht warm und munter hielt er uns; denn gut war der Trunk, das muß ich selbst sagen. Ehe Kaiphas ging, nahm er uns noch das Versprechen ab, recht wachsam zu sein, und falls sich irgend etwas Besonderes ereignen sollte, zuerst zu ihm zu kommen; es solle unser Schade nicht sein. Da das nicht gerade verboten war, versprachen wir es ihm; wir ahnten ja nicht, was da kommen sollte. Als dann Jesus auferstanden war und wir voll Furcht und Entsetzen in die Stadt kamen, fiel uns unser Versprechen ein, und wir gingen zu ihm." Seine Hände hatte Sieghardus von Wulf genommen, aber nicht seine Augen: die wurden immer brennender.

Nun fragte er: „Wie nahm Kaiphas die Botschaft auf?" Wulf, der bei seiner langen Erzählung fast seine gewohnte Munterkeit erlangt hatte, sank schnell wieder in sich zusammen, als ob das Entsetzen ihn aufs neue packte, und sprach, anfangs mit bebender Stimme: „Zuerst wurde er bleich wie der Tod; seine Augen schienen verglast, und sein ganzer Körper bebte. Dann taumelte er rückwärts und sank wie gebrochen auf ein Lager, das Haupt in die Hände vergraben. Plötzlich aber schnellte er empor und sprang mit erhobenen Händen auf uns los, das Gesicht nicht mehr von Angst, sondern von Wut verzerrt, daß mir fast

vor ihm graute. 'Es kann, es soll nicht sein!' rief er uns entgegen. 'Es ist ein Blendwerk des Teufels!' Dann wurde er plötzlich ruhig und geschmeidig wie ein Ohrwürmchen. Er lachte gar und meinte, sein guter Wein sei uns doch wohl ein wenig zu stark gewesen; wir wären darob eingeschlafen und hätten dann Gespenster gesehen. Da kam er aber schön an; wütend rief ich ihm zu: 'Solch eine kleine Probe hätte ich allein austrinken können, ohne dabei einzuschlafen! Was wir gesehen haben, das haben wir gesehen: Der Nazarener ist gewiß und wahrhaftig auferstanden; des sind wir alle Zeugen, das können wir beschwören bei allen Göttern der Erde.' Da hob er erschrocken die Hand und bat mich, doch nicht so laut zu schreien. Dann zog er uns in sein eigenes Zimmer und hieß uns ein wenig warten. Nach einer Weile kam er mit einer Reihe der Obersten zurück, holte einen großen Beutel voll Gold und sprach: 'Das könnt ihr euch teilen, wenn ihr uns einen kleinen Gefallen thut, der euch gar nichts kostet. Dieser Jesus ist ein schändlicher Betrüger, aber ein großer Zauberer. Wenn er wirklich auferstanden ist, wie ihr sagt, dann hat er euch bei hellem Licht einen Nachtspuck vorgemacht. Doch kann es euch ja gleich sein, was dieser jüdische Verführer gethan hat. Uns aber ist viel daran gelegen, daß es nicht ruchbar werde. Er hat viele Anhänger, die meinen, er sei der verheißene Heiland unseres Volkes. Unsere Religion kümmert euch Krieger ja nicht; ihr spottet doch nur darüber. Aber eure Erzählung könnte leicht ein Aufruhr im Volk erregen, und dann hättet ihr auch blutige Arbeit. Darum sagt einfach, ihr hättet geschlafen; da seien die Jünger Jesu gekommen und hätten den Leichnam gestohlen. Sollte Pilatus es erfahren, so will ich ihn schon beruhigen. Ihr habt am Freitag gesehen, welchen Einfluß ich bei

ihm habe. Ich verspreche euch, daß ihr ganz sicher sein sollt.' — Ich wollte wieder nicht recht daran; aber die andern zählten schon das Geld mit den Augen und redeten mir immer zu. Da gab ich endlich auch mein Wort. Am meisten bewog mich der Gedanke, daß die Kameraden uns nur auslachen würden, als ob wir alle alte Weiber wären, voll Gespensterfurcht. Einmal wein- und schlaftrunken zu sein, das sehen sie schon nicht so schlimm an. So haben wir Schweigen gelobt und vor den andern müssen wir's auch halten. Aber dir muß ich es sagen; denn du hast ihn ja am Freitag schon Gottes Sohn genannt. Nun glaube ich es auch; denn meine eigenen Augen haben seine Auferstehung und sein leeres Grab gesehen."

Sieghardus sank auf sein Lager zurück und schaute wie traumverloren vor sich hin. Sein reger Geist arbeitete gewaltig in ihm; aber noch gewaltiger arbeitete der Heilige Geist an seinem Geist durch das schlichte Wort des alten Knechts. Wulf war zwar nur ein derber, ungeschlachteter Kriegsmann; aber er war dennoch ein rechter Osterbote. Er vermochte, was mancher berühmte Kanzelredner nicht vermag: zu zeugen von dem, was er gesehen und gehört hatte. Und seine Predigt fiel auf ein gut Land, in ein Herz, an dem der Heilige Geist schon lange gearbeitet hatte. War Sieghardus zuerst auch erschrocken, wie all die Jünger Jesu, als sie von des Herrn Auferstehung hörten; bald drang ein Strahl der Ostersonne auch in sein verdüstert Herz. Der Strahl flammte ihm scharf und hell ganz aus der Nähe entgegen, aus dem offenen Grab und dem Munde des Hüters. So konnten seine Augen den Strahl nicht ertragen. Da ließ Gottes Geist diesen Strahl zuerst aus dem Palaste des Pilatus heraus über Länder und Meere da-

hinfahren, hinein in ein kleines Haus im lieben deutschen Wald.

Sieghardus gedachte jetzt am Ostermorgen bei der Nachricht von Jesu Auferstehung des letzten Abends im Vaterhause und der tiefen, sinnigen germanischen Sage von Baldur, die der Vater damals auf klein Sieglinds Bitte erzählt hatte. Was die alten deutschen Heiden ahnungsvoll erzählten von dem lieblichen Göttersohne, der von seinem Feinde erschlagen ward, aber einst wiederkommen würde, um ein Friedensreich zu gründen: war es hier nicht leibhaftig erfüllt in Jesu Christo, den er selbst als Gottes Sohn erkannt und bekannt hatte? Und was ihm an der Baldursage immer noch so nebelhaft, so dunkel und unglaublich erschienen war, was auch sein weiser Vater Wulfram ihm nicht sagen konnte: war es hier nicht alles hell und klar geworden im Lichte der Ostersonne? Leidenschaftlich sprang Sieghardus empor; aus seinen blauen Augen leuchtete ein Freudenfeuer, wie Wulf es seit der Kindheit Tage nicht mehr darin geschaut. Die Hände nach der Richtung von Golgatha erhebend, kam es jubelnd über seine Lippen: „Er ist's, er ist's, der Baldur der Deutschen, der König der Juden, der Heiland der Welt! O ich Thor! Wie konnte ich ihn denn nur als Gottes Sohn erkennen und mich dennoch über seinen Tod so grämen? Konnten denn Tod und Grab den Quell alles Lebens, Gott selbst, halten? Freiwillig ging er in den Tod; aus eigener Macht ist er erstanden! Nun wird er, der rechte Baldur, sein Friedensreich gründen, und auch ich werde darin sein Jünger sein dürfen! O, Wulf, Wulf! Du hast mir mehr gegeben als mein Leben! Du hast mir den Glauben an die Auferstehung Jesu Christi, des Sohnes Gottes, gebracht! Wohl sehe ich noch nicht klar, wozu sein himmlischer Vater ihn so leiden und sterben ließ;

doch glaube ich nun, daß alles nach einem weisen göttlichen Rat beschlossen war. War er im Leben der Heiland der Menschen, so gewiß auch im Tode. Ich habe es gesehen, er wollte leiden und sterben, und da kann es nur für uns arme sündige Menschen gewesen sein. Vielleicht — o himmlischer Gedanke! — konnte er den Zorn Gottes tragen, der uns verzehren müßte. Ja, ja, so muß es sein: er ward ein Fluch für uns! O, du himmlische Liebe! Gott stirbt für seine Geschöpfe! O, dann kann das Gesetz Jehovahs mich ja nicht mehr schrecken; denn er, der Heilige und Unschuldige, hat es erfüllt und auch für mich erfüllt! Von dem Glanz der Tempelzinnen, der mich blendet, fliehe ich zum Kreuze des Sohnes Gottes und berge mich in seinen Wunden. Er hat ja dem armen Schächer den Himmel verheißen, der nichts mehr thun, nur noch an ihn glauben konnte; er hat sogar für seine Feinde um Vergebung gebeten: er wird auch mich nicht von sich weisen, wenn ich gläubig zu ihm komme. Ja, er hat mich schon zu sich gerufen, sein Heilandsblick hat mir's gesagt. O Mirjam! Dein Wunsch und dein Gebet ist erfüllt: ich bin zu Jesu gekommen, in diesem Augenblick erst voll und ganz zu ihm gekommen, und schon hat er die unerträgliche Last meiner Seele von mir genommen und mich Mühseligen erquickt mit seinem Himmelstrost!" So sprudelte es über seine Lippen in der unwiderstehlichen Beredsamkeit der wahren Seelenfreude. Wieder und wieder schloß er seinen alten Knecht und Freund, der zuerst ganz bestürzt war über den mächtigen Eindruck, den seine Botschaft auf ihn gemacht hatte, sich dann aber an der Freude seines Herrn auch herzlich freute, in seine Arme und drückte ihn ans Herz, daß dem Alten vor Rührung die Thränen in den grauen Bart liefen. Des Hauptmanns Augen waren nicht gehalten von

dem fleischlichen Messiaswahn der Juden; darum konnte die Osterfreude schnellere Einkehr bei ihm halten als bei den Jüngern Jesu, die erst durch Jesu leibliches Erscheinen von ihren Zweifeln gelöst wurden. Und die schöne Baldursage, die in späteren Jahrhunderten so oft von christlichen Missionaren mit Erfolg benutzt wurde, sie wurde hier zum erstenmal ein Mittel in der Hand Gottes, um einen armen Deutschen zu dem alleinseligmachenden Evangelio in Christo Jesu, dem getöteten, aber wieder lebendig gemachten Gottessohne, zu führen. Die alte Sage erinnerte Sieghardus auch unwillkürlich an die alte Zeit und seine Lieben. „Ach", rief er plötzlich aus, „daß ich doch Mutter und Schwester finden möchte! Nun verlangt mich doppelt nach ihnen; denn nun könnte ich ihnen nicht nur Sohnes- und Bruder-Liebe, sondern auch Jesu Liebe bringen!" Und leise für sich selbst setzte er innig hinzu: „Einer kann ich wenigstens die frohe Osterbotschaft bringen, und die wird sich ebenso herzlich darüber freuen wie ich selbst."

Er ahnte nicht, wie fast zur selben Zeit in einem andern Zimmer des großen Palastes dieselbe frohe Osterbotschaft erscholl, die ihn so beseligt hatte, und wie auch dort der alten deutschen Baldursage gedacht wurde. War hier unten in der Wachtstube ein alter deutscher Kriegsmann der Friedensbote, der Prediger des Evangeliums von der Auferstehung Jesu Christi, gewesen, oben im stillen Frauengemach sollte eine alte jüdische Witwe Trägerin der frohen Botschaft sein. Claudia Procula hatte seit der Verurteilung Jesu keine Ruhe mehr gefunden. Mehr und mehr war sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieser Jesus der Messias der Juden, der Heiland der Menschen sei. Wie sie ihn im Traum als Gerechten geschaut, so hatte er sich im Verhör erwiesen. Pilatus selbst hatte es

offen bezeugt. Und sein Tod! Die ganze Stadt sprach nur von seinem Leiden und Sterben und den Zeichen, die dabei geschahen. Tausende schämten und grämten sich, daß sie sich hatten hinreißen lassen nach dem Blute des großen Propheten zu schreien. Das Wort des Hauptmanns, das Tausende gehört, wurde Hunderttausenden bekannt. Die alte Hanna mußte bei Tag und Nacht zwischen dem Palast und der Stadt hin und her wandern, um alles zu erkunden; denn ihre Herrin konnte nicht genug hören. Noch spät am Samstag-Abend hatte sie berichtet, wie verzagt und verstört sie die Jünger des Herrn gefunden habe. Ihre junge Verwandte Maria Magdalena habe ihr erzählt, wie sie mit andern frommen Weibern am nächsten Morgen hinausgehen wollten, um den Leichnam des Herrn zu salben. Auch diese zweite Nacht vermochte die arme Claudia vor Jammer und Aufregung nur wenig Schlaf zu finden, so daß ihre Dienerinnen schon ernstlich um ihre Gesundheit bangten. Kaum war nun der Tag angebrochen, so mußte Hanna wieder fort, um Erkundigungen einzuziehen. Und sie ging ja nur zu gerne, denn sie hatte Jesum wahrhaft lieb gehabt. Sie sollte auf Befehl der Herrin selbst zum Grabe hinausgehen und der Salbung des Heilandes beiwohnen. Aber nicht lange nach ihrem Fortgehen kehrte sie schon atemlos zurück, mit einem Antlitz, auf dem Schrecken und Freude, Verzagen und Hoffen um die Herrschaft rangen. So erregt war die alte treue Seele selbst am Freitag nicht gewesen, als auch sie vom Dache des Palastes aus den Herrn Jesum am Kreuz erblickt hatte. Sie vermochte zuerst kein Wort zu sagen, daß Claudia ihr in höchster Angst entgegen lief und ausrief: „Welch neues Unheil hast du nun zu künden?“ Nun fand Hanna die Sprache wieder: „Sein Leichnam ist nicht mehr im Grabe; die

Hüter sagen, die Jünger hätten ihn gestohlen, während sie schliefen. Aber Maria Magdalena, welche ich am Thore traf, berichtet ganz anders. O, es klingt unglaublich, und doch bleibt sie dabei: Der Herr sei auferstanden, sie habe ihn leibhaftig vor sich gesehen und mit ihm geredet. Auch von den andern Weibern und von den Jüngern sind etliche beim Grabe gewesen. Ihn fanden sie nicht; aber einen Engel sahen sie, der da sagte, Jesus lebe. Viele Leute haben auch das Erdbeben verspürt, das bei seiner Auferstehung geschah, gerade wie bei seinem Tode."—„Das meine ich auch vernommen zu haben, als ich in unsicherem Schlummer auf meinem Bette lag", fiel hier Claudia der Alten in die Rede. „Aber sollte es denn wirklich möglich sein, daß Christus von den Toten erstanden ist? O, dann wäre ja sein unschuldiges Leiden erklärt: er hätte freiwillig gelitten, er hätte für die Menschheit sterben wollen! Seine Auferstehung bewiese ihn kräftiglich als den Sohn des lebendigen Gottes! Wir hätten dann doch einen lebendigen Gott, zu dem wir fliehen könnten in all unserer Not. O, nichts ist schrecklicher, als ohne Gott zu sein! Lange schon geht die tiefe Wehklage durch das Römerreich: 'Die alten Götter sind gestorben.' Ich und viele andere Seelen haben den Tod der alten Götter tief betrauert; denn nun blieb das tiefste Sehnen unserer Brust ganz ungestillt, wir hatten keinen Trost, weder im Leben noch im Sterben. In Jehovah glaubte ich endlich einen wahren, den einigen wahren Gott gefunden zu haben; da stieß der Tod seines Sohnes, von meinem Manne befohlen, mich wieder in des Zweifels Nacht, bis an den Rand der Verzweiflung. O Hanna, sage, daß du wahr geredet hast, daß Christus wirklich vom Grabe erstanden ist; du rettest mich vor Wahnsinn, vor Verzweiflung!"

Hanna berichtete wieder und wieder, was sie gehöret hatte. Sie sagte auch, wie lächerlich die Erklärung der Hüter sei, daß die armen Jünger den Leichnam gestohlen. Die wagten sich kaum aus ihren Häusern hervor, und seien selbst auf's höchste erschrocken über die Nachricht von Jesu Auferstehung. Da wurde die arme Claudia endlich immer ruhiger, immer getroster; denn immer heller schien die Ostersonne auch in ihr armes angstbeladenes Herz. Friedberta und Sieglinda hatten dem Gespräch still gelauscht; ja sie hatten kaum zu atmen gewagt, während Hanna ihre Osterbotschaft verkündigte, so mächtig waren auch sie davon ergriffen. Nach einer kleinen Weile aber sagte die Mutter leise zur Tochter: „Erinnerst du dich noch des letzten Abends in Waldsrode?“ „Es ist die einzige Erinnerung, die ich noch vom Vaterhause habe. Vater hielt mich auf seinem Schoß und erzählte mir und Sieghard von den alten Göttern. Die sind nun auch für uns gestorben, wie die Götter der Römer, von denen die Herrin eben sagte“, antwortete Sieglinda. „Und weißt du denn nicht mehr, daß die alte Sage den Ragnaruk, den großen Weltenbrand, da auch die Götter untergehen, voraus verkündigte, und was danach kommen sollte?“ Da sprang Sieglinda freudig auf und rief laut: „Die Baldursage meinst du, teure Mutter! O, ich weiß es noch gar wohl wie der Vater sagte, die schwarze Hel hätte noch niemals etwas wieder herausgegeben, sondern alles aus der großen Schüssel, welche Hunger heißt, gespeist. Aber den Göttersohn Baldur müsse sie einst wieder heraus geben, der kehre dann auf die neue Erde zurück und gründe unter der höchsten Macht Finbulthr ein Reich des Friedens. O, nun ist die alte Ahnung erfüllt, nun glaube ich auch an Jesu Auferstehung! Er ist Gottes Sohn, wie ja selbst der Hauptmann, der beim Kreuze stand, gesagt

hat. Jesus, unser Baldur, ist vom Tod erstanden und wird sein Friedensreich gründen! Ach, daß ich ihn auch sehen könnte, wie Maria Magdalena!“ So redeten die Frauen mit einander im Palaste des Pilatus. Und je länger sie redeten, je mehr vertrieb der Heilige Geist die Nacht des Unglaubens und Zweifels aus ihren suchenden Seelen. Auch ihnen war die helle Ostersonne aufgegangen, und die erfüllte auch ihre Herzen, wie die aller rechten Osterleute, mit Friede und Freude.

10. Osterabend.

Am Abend desselbigen Tages trat Aquila in des Sieghardus Gemach. Der Hauptmann sprang erfreut auf, um den Freund zu begrüßen. Er hatte ihn seit Donnerstag-Abend nicht mehr gesehen und sehnte sich ihm sein freudenvolles Herz auszuschütten. Aber ehe er noch ein Wort sagen konnte, sprach Aquila kurz: „Ich komme, um Abschied zu nehmen, Sieghardus.“ Jetzt erst bemerkte der Hauptmann, wie bleich und finster sein Freund drein schaute, und besorgt fragte er: „Was ist dir Aquila? Warum willst du so schnell von dannen? Du wolltest doch mehrere Wochen bleiben; und nun, da so Großes in Jerusalem geschehen ist, willst du schon fort?“ „Morgen geht eine Karavane nach Damaskus, der will ich mich anschließen“, sprach Aquila in müdem, mürrischem Ton. „Aber das kann doch nicht dein eigentlicher Grund sein“, erwiderte Sieghardus. „In dieser Jahreszeit findest du jede Woche gute Reisegelegenheit.“ „Du hast recht“, antwortete nun Aquila; „warum soll ich es dir auch verschweigen. Jerusalem ist mir verleidet; darum eile ich hinweg.“ Da schaute Sieghardus dem Freunde forschend in die Augen und sprach: „Findest du darum keine Ruhe in der heiligen Stadt, weil sie ihren

König gekreuzigt hat?" Aber bei diesen Worten fuhr Aquila heftig auf und rief: „Willst du mich auch verspotten, wie Pilatus unser ganzes Volk verspottet hat mit jener Inschrift über dem Kreuz des Nazareners? Das ertrage ich nicht, auch nicht von dir, meinem Retter und besten Freunde. Der große Verführer hat den verdienten Lohn empfangen; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht und solches gar mit einem Eide vor dem hohen Rat bekräftigt." Da aber richtete sich Sieghardus zu seiner vollen Höhe empor, und kein Spott, sondern heiliger Ernst lag auf seinem Antlitz, als er sprach: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen! So habe ich auf Golgatha bekannt, als ich noch nichts von seinem Eide wußte. So unschuldig hat noch kein bloßer Mensch gelitten; mit solchen Worten, unter solchen gewaltigen Zeichen ist noch kein Mensch gestorben. Sein Eid ist ebenso übermenschlich! Ein Heide, dessen Götter ja nur große Menschen sind, und der sie nach Dutzenden, ja Hunderten und Tausenden zählt, möchte sich am Ende zu dem Frevel versteigen, sich für einen Göttersohn auszugeben; ein Jude aber, der nur einen ewigen, allmächtigen Gott glaubt, kann das nimmermehr, wenn er's nicht wirklich ist. Was ich aber beim Tode Jesu Christi mit Schmerz und Qual im Herzen bekannt habe, heute bekenne ich es mit Freude und Jubel; denn Jesus ist von den Toten auferstanden!" — Aquila war zusammen gefahren bei dem Bekenntnis seines Freundes. Als dieser aber von der Auferstehung Jesu redete, da verzerrte sich sein sonst so edles Antlitz zu grimmigem Spott, und schneidend rief er ihm entgegen: „So hast auch du schon von der Geschichte gehört, und mein kluger Centurio ist wirklich kindisch genug, solch einfältig Märlein zu glauben? Da darf ich diese Jünger Jesu, diese groben galiläischen Fi-

schersleute doch nicht so sehr verachten, wie ich bisher gethan, wenn sie selbst einen weltweisen Sieghardus mit ihrer List bethören können!" Noch vor wenig Tagen wäre Sieghardus gewiß zornig aufgefahren, wenn jemand so beleidigend zu ihm geredet hätte. Aber seit er den Sohn Gottes erkannt, war sein stolzer Sinn wie umgewandelt. Nicht zornig, nicht traurig schaute er auf Aquila herab und sprach in bewegtem Ton: „Muß der Heide den Juden seinen Messias kennen lehren? Hat auch je ein bloßer Mensch für seine Todfeinde gebeten? Wo blieben denn die giftigen Lästerzungen, als die Sonne um Mittag ihren Schein verlor, als ob sie den größten Frevel der Weltgeschichte nicht mehr ansehen könne? Was machte denn die Felsen erbeben, als Jesus sein Haupt im Streben neigte? Wer hat denn heute Morgen die Erde bewegt, Stein und Siegel gesprengt und die Wächter in wahnsinniger Angst davon gejagt?" Aquila erblaßte bei diesen Worten des Freundes, die so hart an sein Gewissen schlugen; doch schnell gefaßt, antwortete er, wenn auch nicht mehr so sicher und höhnisch wie vorhin: „Sonnenfinsternisse und Erdbeben sind schon oftmals dagewesen; die Wächter aber sagen selbst, sie hätten in trunkenem Schlaf gelegen, als die Jünger kamen und ihn stahlen." Nun lächelte Sieghardus, aber nicht voll Hohn, sondern voll Mitleid und sprach: „Nun muß ich wohl fragen, und zwar mit ganz anderem Recht als du vorhin: Glaubt denn mein kluger Freund ein solch plumpes Märchen? Soldaten, die auf Wache schlafen, haben die schwerste Strafe zu gewärtigen, und die Kriegszucht ist bei den Römern noch nicht gelockert, so verdorben sie auch sonst sind. Und wie sollten denn die Schlafenden gesehen haben, was die Jünger thaten? Nach allem, was ich von den Jüngern weiß, sind die auch nicht die Leute, ein so verzweifeltes

Wagnis zu unternehmen. Feige haben sie ihren Herrn und Meister verlassen und sich irgendwo verkrochen; gewiß sind sie froh, wenn man sie in Ruhe läßt. Aber ich brauche nicht wild herumzuraten wie du, ich habe zuverlässige Zeugen. Meine eigenen Leute, feste tapfere Männer, unter dem alten Wulf als Führer, haben das Grab bewacht und im hellen Morgenlicht den Heiland leibhaftig aus dem Grabe hervorgehen sehen. Kaiphas selbst hat sie noch gestern Abend heimlich aufgesucht und mit Geld zur Wachsamkeit angespornt. Er hat ihnen ja auch ein wenig Wein gebracht; aber du kennst ja den Alten, er meint, er hätte den kleinen Schlauch allein austrinken können, ohne einzuschlafen. Er hat mir die Osterfreude gebracht, er wird sie auch dir bringen." Schwer und bang war der Kampf in der Seele des strengen Pharisäers. Es konnte, es durfte ja nicht sein! Dann galt ja seine ganze eigene Gerechtigkeit rein gar nichts vor Gott; denn dieser Jesus hatte die strengsten Pharisäer den Hurern und Buben nachgestellt auf dem Wege zum Himmel. Und Grausen und Entsetzen! Er selbst hatte auch mit gerufen: „Kreuzige, kreuzige ihn!" Es war ja, um wahnsinnig zu werden, dieser Gedanke, den Sohn des lebendigen Gottes gekreuzigt zu haben! Es war unmöglich; es war nur ein Blendwerk des Satans! So wogten die Gedanken auf und ab in seinem angstzerrissenen Herzen. Aber vor dem schlichten Zeugnis des alten Kriegsmannes brach das Gebäude seiner Selbstgerechtigkeit und seines Unglaubens immer wieder zusammen. Er selbst sank stöhnend auf des Freundes Lager und rief einmal über das andere: „Wenn es wahr wäre, wie sollte ich dann entfliehen, wie dem Fluch entrinnen? Mit eigenem Munde hätte ich das Blut des Sohnes Gottes auf mein Haupt und das meiner Kinder herab gerufen!"

Erschüttert schaute Sieghardus auf den armen Freund; so furchtbar war sein eigener Kampf kaum gewesen. Sanft legte er ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Vielleicht kann Jesu Blut auch noch in einem andern Sinne auf dich und die Deinen herab kommen, nicht zum Fluch, sondern zum Segen. Weißt du, Aquila, was mir seit dem Morgen immer wieder in den Sinn kommt? Für sich selbst brauchte der unschuldige Gottessohn nicht zu leiden und zu sterben; er hat es freiwillig gethan für die Menschen, er hat sein Blut vergossen für meine und deine und der ganzen Welt Sünde.“ Bei den letzten Worten des Freundes ging es wie ein freudiger Schreck durch Aquilas Gemüt. Schnell richtete er sich auf und schaute Sieghardus an wie ein freundlich Träumender. Aber bald sank sein Antlitz wieder herab, und mit tiefem Seufzer sprach er leise: „Es wäre zu schön, Sieghardus; es kann nicht sein!“ „Ja zu schön für uns arme Menschen“, antwortete Sieghardus; „aber wahrhaft göttlich wäre es gehandelt. Seinen eigenen Sohn zum Opfer für die Welt darzugeben, das konnte ja kein Mensch ersinnen, das wäre ein wahrhaft göttlicher Gedanke des großen Gottes würdig. Unendlich wäre ja die Liebe; aber ist er nicht der Unendliche? Sage, Aquila, sollten denn eure heiligen Schriften den Messias gar nicht abgemalet haben als einen leidenden, duldenden, sterbenden Sünderheiland?“ „Ich habe es nie so verstanden“, erwiderte Aquila seufzend; „sondern immer nur an einen herrlichen, sieg- und ruhmreichen Davidssohn gedacht. Aber es ist wahr, ich habe auch manches, was Jesaias vom Knecht Jehovahs sagt, nie so recht begriffen. Selbst in Rom meinte ja einer, es beziehe sich wohl auf Jesum. Aber du hast recht, mich daran zu erinnern, Sieghardus; ich will mit Ernst suchen in der Schrift, ob ich darin

das Bild deines leidenden, sterbenden Erlösers finden kann. Ich glaube ja, daß Wulf nur die Wahrheit sagen will und doch wird es mir gar zu schwer, das, was er sagt, zu glauben. Ich kann den Gedanken, ein Mörder des Sohnes Gottes zu sein, nicht ertragen. O, daß ich selbst sehen und erfahren könnte, anstatt mich auf anderer Augen und Ohren verlassen zu müssen. Mich hat die Osterbotschaft nur erschreckt, nicht erfreut." Traurig betrachtete Sieghardus den armen Freund, der sein Herz immer noch vor der Osterfreude verschloß. „So darfst du nicht von hinnen gehen, Aquila", rief er endlich aus; „ehe du wieder gen Westen reisest, mußt du zu Jesu gekommen sein und seinen Frieden gefunden haben." Aquila schwieg lange Zeit. Endlich sprach er: „Ich glaube selbst, es wäre mein Tod, wenn ich in diesem schrecklichen Widerstreit verbleiben müßte. Es thut mir jetzt leid, die Stadt so schnell verlassen zu müssen; aber ich kann das nun nicht mehr ändern, in der Frühe muß ich aufbrechen. Aber so kann und will ich das Land nicht verlassen. Zu Pfingsten hoffe ich wieder hier zu sein, wenn auch nur auf einige Tage. Vielleicht giebt Jehovah bis dahin mir Erleuchtung aus seinem heiligen Wort. Vielleicht geschehen auch hier neue Zeichen. Ist Christus von Nazareth wirklich der Messias, ist er wirklich von den Toten erstanden, dann wird er auch seinen Jüngern erscheinen, dann wird er sein Friedensreich aufrichten." So redeten die beiden Freunde mit einander bis in die tiefe Nacht hinein. Aquila ahnte nicht, daß wenige Straßen von ihnen entfernt eben das geschah, was er soeben sagte, daß Jesus den Elfen erschien und ihnen den Osterfrieden brachte.

Ehe Aquila Abschied nahm, mahnte ihn Sieghardus an sein Versprechen, auch in Damaskus nach den Verlorenen zu forschen. „Ich weiß nicht, woher es

kommt", sagte er, „aber seit diesem Morgen, da die frohe Gewißheit von Jesu Auferstehung in mein Herz gedrungen ist, da ich ihn, den lebendigen Gottessohn, als meinen Heiland gefunden habe, hoffe ich auch wieder meine Lieben zu finden. Der Gott, der mir so viel Gnadenwunder gezeigt hat, wird mir am Ende auch noch diese höchste irdische Freude gewähren. In manchen Augenblicken ist es mir als wären sie mir gar nicht so fern, als könnte ich sie bald in meine Arme schließen, wie ich Jesum in mein Herz geschlossen habe." Er ahnte nicht, wie eben zu derselben Stunde, nur durch wenige Wände von ihm getrennt, eine Jungfrau eine Greisin an das Herz drückte und beim Gute-Nacht-Kuß zu ihr sagte: „Unsern Baldur, unsern Gottessohn Jesum Christum, haben wir heute gefunden, und sein Friedensreich hat schon in uns angefangen. O liebe Mutter ich bin so voller Freude, daß ich am liebsten laut singen und jubeln möchte! Und in dieser meiner Herzensfreude muß ich immer wieder an den großen Bruder Sieghard denken, der damals meinte, ich käme nicht in denselben Himmel wie die Knaben. Ach, es kommt mir immer wieder in den Sinn, er sei noch nicht tot, und wir würden ihn bald wiedersehen!" Da traten der Mutter die Thränen in die Augen; sie hoffte schon lange nicht mehr auf ein Wiedersehn. Aber sie mochte jetzt auch der teuren Tochter nicht widersprechen, darum sagte sie nur: „Wir wollen dem lieben Gott danken, daß er uns auf so wunderbare Weise die Heimat und Ruhe der Seelen beschert hat. Die ist teurer als jede irdische Heimat." — Vor 19 Jahren waren Mutter und Sohn am deutschen Rhein auseinander gerissen worden. Zum zweiten Male waren sie jetzt einander so nah —, und doch so fern!

11. Pfingsten.

Die nächsten Wochen waren für Sieghardus keine kleine Glaubensprüfung. Sein offenes Bekenntnis zu Jesu Christo als dem Sohne Gottes war den andern Offizieren bald bekannt geworden. Die wunderbaren Begebenheiten bei Jesu Tod hatten ja anfangs selbst in diesen gebildeten Ungläubigen eine etwas ernstere Stimmung erzeugt. Hatten sie auch keinen Glauben mehr, so hatten sie, wie das meistens der Fall ist, desto mehr Aberglauben. Daß Jesus ein frommer, guter Mann gewesen sei, den nur der Neid der Juden und die Schwäche des Landpflegers ans Kreuz gebracht hatte, glaubten sie alle. Aber je mehr die Finsternis und das Erdbeben in Vergessenheit gerieten, desto mehr spotteten sie über Sieghardus, daß er diesen armen Juden für den Sohn Gottes erklärt hatte. Das konnte nach ihrer Meinung nur solch ein deutscher Träumer, wie er war, fertig bringen. Er schämte sich auch keineswegs seines Glaubens, sondern bekannte ihn mit Mut und Eifer. Aber das vermehrte nur den Spott der Kameraden. Für sie gab es ja gar keine Götter, noch weniger einen Göttersohn. Unter dem gemeinen Kriegsvolk war es freilich anders. Wulf war nicht der Einzige gewesen, der seinem erschrockenen Herzen Luft gemacht hatte. Offen sagten die Hüter, sie hätten geschlafen; aber im Stillen bekannten sie die Wahrheit. Auch das viele Geld, das sie doch nach und nach ihren Vertrauten zeigten, redete eine laute Sprache. Da schlichen denn wohl in der Abenddämmerung manche dieser rohen, unwissenden und doch heilsbedürftigen Seelen in die Wohnung ihres Hauptmannes, um sich mit ihm zu bereden über das Eine, was not ist. Wulf konnte sich nicht genug wundern und freuen, welch eine Veränderung seit dem

Osterfeste mit seinem geliebten Herrn vorgegangen war. Der alte Trübsinn war verschwunden und mit ihm die scheue Zurückhaltung, die krankhafte Sucht, allein zu sein. Er, der sich früher kaum mit dem Hauptmann Willibaldus in ein längeres Gespräch einließ, der Tag und Nacht hinter gelehrten Büchern saß, konnte nun stundenlang die einfältigsten Fragen seiner Leute anhören und beantworten, und das nicht nur mit Geduld, sondern wirklich mit Lust und Liebe. Ja, Sieghardus freute sich wirklich, diese armen jungen Söhne Germaniens, die meistens noch Heiden waren, zu unterrichten und sich dann auch wieder an dem schönen, einfältigen Glauben Einzelner zu stärken. So sammelte er mitten in der jüdischen Königsstadt, die ihren Herrn und Heiland gekreuzigt hatte, eine kleine Hausgemeinde deutscher Krieger für eben diesen Herrn Jesum. Freilich sehnte er sich selbst nach weiterer Belehrung und Offenbarung. „Könnte ich nur den schönen Jüngling, der beim Kreuze stand, einmal treffen", sagte er öfters zu sich selbst; „von ihm und der Mutter des Herrn würde ich doch vieles erfahren können." Aber die Jünger des Herrn schienen vom Erdboden verschwunden zu sein; wenigstens konnte Sieghardus nichts von ihnen hören und sehen. Da verlor denn nach und nach die Ostersonne ihren strahlenden Glanz, und sein Herz wurde wieder schwer, wenn auch nicht verzagt und verzweifelt wie vordem. Er betete fleißig zu dem lieben Gott, daß er ihm doch seinen Sohn, den Auferstandenen, weiter verklären möge. So kam das Pfingstfest heran, das Erntedankfest der Juden.

Früh am Morgen trat Aquila zu ihm herein. Er war am Abend vorher von Damaskus zurück gekommen. Seinen Teppichhandel hatte er schnell erledigt; aber mit seinem Seelenhandel war er noch

lange nicht ins Reine gekommen. Er war vielmehr unruhiger denn zuvor, ja fast verzweifelt. Das Zeugnis des alten Wulf hatte einen tiefen Stachel in sein Herz getrieben, den er nicht loswerden konnte. Aber immer noch löckte er wider den Stachel, und dabei wurde Herz und Gewissen todeswund. Selbst seine Gestalt war bei dem schrecklichen Kampf in seiner Seele zerfallen, daß es Sieghardus erbarmte, als er den Freund wiedersah. Aquila war mit vielen Schriftgelehrten zusammengekommen; keiner von ihnen glaubte an Jesu Auferstehung. Er redete wie ein lebensmüder, hoffnungsloser Mann: „Wenn Christus wirklich auferstanden ist, wo bleiben dann die Zeugen, wo bleiben seine Jünger? Früher war er doch von Tausenden begleitet; jetzt ist niemand von ihnen zu sehen. Es wird doch alles ein Blendwerk des Satans sein.“ Sieghardus antwortete, so gut er vermochte. Sein Glaube an Jesum Christum, den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, war unerschüttert. Aber auch sein Herz war gepreßt, daß er seit Ostern auch so gar nichts mehr von ihm vernommen hatte. Während er daher versuchte, die verfinsterte Seele des Freundes mit dem Wort der Wahrheit zu erleuchten, flehte er selbst zum Herrn um Erleuchtung seiner eigenen Seele. Doch plötzlich sprang er empor und eilte zur Thür. Ein eigentümliches Brausen erfüllte die Luft, wie wenn ein mächtiger Wirbelsturm im Anzug sei. Aber die Blätter der Palmen dort unten in den Gärten der Stadt bewegten sich kaum im linden Windeswehen, und keine dunkle Wetterwolke war am klaren Himmel zu erspähen. Nur aus allen Thüren sah er die Menschen gleich ihm hervorstürzen, und das Brausen wurde immer gewaltiger. Jetzt merkte er auch, daß es von einer bestimmten Richtung kam, und zwar vom Tempel her. Hier

und da eilten schon einige derer, die zum Morgengebet zum Tempel gingen, mit beschleunigten Schritten dem Heiligtum zu. Da durchzuckte Sieghardus der Gedanke: „Sollte das schon die Erhörung meines Gebetes sein?“ „Komm zum Tempel, Aquila“, rief er dem Freunde zu; „vielleicht offenbart sich der Sohn Gottes aufs neue.“ Damit eilte er so schnell davon, daß Aquila ihm kaum zu folgen vermochte. Er dachte in dem Augenblick gar nicht daran, daß er als Nichtjude den Tempel bei Todesstrafe nicht betreten durfte. Er folgte einfach dem Menschenstrom, der sich den Tempelberg hinaufwälzte. Aber wie er den Vorhof der Heiden durchmessen hatte und eben die Stufen zu den Tempelhallen aufsteigen wollte, setzte ein Tempelwächter ihm mit rauhen Worten den Spieß vor die Brust. Ohne recht zu wissen, was er that, ergriff Sieghardus die Waffe mit seiner Rechten, riß sie mit einem Ruck dem Juden aus den Händen und schleuderte sie wie ein Kinderspielzeug zur Seite. Doch der Mann rief um Hülfe, und andere Tempelwächter eilten herbei voll Wut über den frechen Heiden, der es wagen wollte ihr Heiligtum mit seinem Fuß zu schänden. Sieghardus hatte nicht übel Lust, sein gutes Schwert zu ziehen und sich seinen Weg mit Gewalt zu bahnen; denn sein deutsches Kriegerblut war ein wenig in Wallung geraten durch den unerwarteten Widerstand. Zum Glück holte Aquila ihn in diesem Augenblick ein und fiel ihm mit flehenden Worten in den Arm. Da gedachte Sieghardus des Zweckes, darum er hergekommen, er trat auf die letzte Stufe der Treppe zurück. Die Wächter machten zuerst Miene, ihn auch von da zu vertreiben; aber der entschlossene Blick des riesenhaften Centurio verfehlte doch seine Wirkung nicht; murrend ließen sie ihn gewähren. Bei seiner reckenhaften Gestalt konnte er auch so über die Häupter der Leute in

der Halle hinweg sehen, ähnlich wie am Passafest. Aquila ging hinein; Sieghardus wollte ihn hier erwarten. Nun ließ er seine Augen über den weiten Saal schweifen, der da vor ihm lag. Es war eine der dreißig Hallen oder Häuser, welche, wie der jüdische Geschichtsschreiber Josephus berichtet, den herodianischen Tempel umgaben. Sie wurden besonders zu Predigt- und Gebetsversammlungen benutzt. Der Saal war nachgerade von einer nach Tausenden zählenden Menge erfüllt. Am oberen Ende war eine kleine Erhöhung, eine Art Plattform, worauf die Rabbis zu sitzen pflegten. Da bot sich nun dem Auge ein gar wunderbarer Anblick. Auf den Häuptern einer ganzen Anzahl Leute, die da saßen, zuckten Flammen empor, die trotz des Sonnenlichts hell erglänzten. Aber es waren keine verzehrenden Flammen; kein Schmerz war an den Leuten zu spüren. Vielmehr leuchteten ihre Angesichter in überirdischem Glanze; Freude und Entzücken sprach aus aller Augen. Fast meinte Sieghardus, einige Gesichter schon früher gesehen zu haben. Und war da nicht wirklich der schöne Jüngling, den er so lange vergeblich gesucht hatte? Gewiß, er war es selbst. Wohl war damals beim Kreuz sein Angesicht zu Tode betrübt, während es jetzt wie eines Engels Angesicht erglänzte. Sieghardus hatte immer geglaubt, er würde diesen Jüngling unter Tausenden wieder erkennen. Nun ließ sein bloßer Anblick des Hauptmanns Herz vor Freude erbeben. Nun war er gewiß, daß seine Ahnung ihn nicht betrogen, daß dieses gewaltige Brausen ein Wunder Gottes war, um seinen Sohn weiter zu verklären, denselben auch ihm zu verklären. „Heute hebt Jesus an sein Friedensreich zu gründen!“ jubelte es in seinem Herzen. Das wunderbare Brausen hatte anfangs noch das ganze Haus erfüllt, da die Jünger

saßen. Nun war es verstummt; aber in der wogenden Menge brausten Frage und Antwort durcheinander, daß kaum einer den andern verstand. Nun aber erhob sich einer der Männer mit den feurigen Zungen auf dem Haupte und hielt auf jüdisch eine kurze Predigt über dic großen Thaten Gottes, die da in der letzten Zeit geschehen, wie Jesus nach der Schrift aus Davids Stamm in Bethlehem geboren; wie er nach Gottes ewigem Rat für die Sünden der Welt in den Tod gegangen; wie er auferstanden und vielen erschienen und vor 10 Tagen vor ihren Augen gen Himmel gefahren sei. Flammend waren seine Worte, als ob die Flamme auf seinem Haupte auch seine Zunge berührt habe. Kaum hatte er geendet, so trat ein anderer auf und predigte in griechischer Sprache; dann folgte einer in lateinischer Sprache. So weit konnte Sieghardus folgen, und auch seine Seele wurde entflammt von dem Geist, der da aus den Jüngern redete. Das war es ja gerade, wonach er sich gesehnt; das war das helle Licht, das er gesucht, die weitere Offenbarung und Verklärung des Sohnes Gottes, die er erfleht! Jesus hatte es also vorhergesagt, daß er für die Menschen leiden und sterben wolle, um mit seinem Blute aller Sünden abzuwaschen. Er war das Gotteslamm, das der Welt Sünden getragen hatte, wie schon Johannes der Täufer von ihm gesagt. Als er am Kreuze verschied, da war die Erlösung der Welt vollbracht. Was er kaum zu hoffen gewagt, was Aquila als unmöglich bezeichnet hatte: Gott hatte also die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie in den Tod dahingegeben hatte. — Nun stand wieder einer auf und redete in einer dem Hauptmann unbekannten Zunge, und immer neue Zeugen in neuen Zungen traten auf, daß Sieghardus sich des sehr verwunderte. Eine solche Sprachkenntnis hätte er die-

sen einfachen Jüngern, die ja meistens arme Fischersleute waren, niemals zugetraut. Er hörte auch, wie ein ernster Mann, der nicht weit von ihm stand, zu den Umstehenden sagte: „Sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir sie denn mit unsern Zungen, darinnen wir geboren sind, die großen Thaten Gottes reden?“ Auf den meisten Angesichtern zeigte sich Verwunderung und Bestürzung. Ein Pharisäer aber mit verbissenen Zügen rief laut und höhnisch auf: „Sie sind voll süßen Weins!“ Einzelne lachten über den rohen Witz; die meisten aber schauten unwillig auf den frechen Spötter und redeten gegen ihn. Auch Sieghardus zürnte über eine solche thörichte, boshafte Rede; aber er kümmerte sich wenig darum, seine Augen hingen unverwandt an den Jüngern Jesu. Mit einem Male war es ihm, als ob er träume; oder waren das wirklich die trauten Laute der Heimat, die klar und hell über die Menge daher klangen? Wurde hier wirklich das süße Evangelium von dem Sünderheiland zum erstenmal in seiner lieben deutschen Muttersprache verkündigt? Weit neigte er sich vor, um ja kein Wörtlein zu verlieren. Aber plötzlich zuckte er zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. „Mutter, liebe Mutter, der redet in unserer deutschen Sprache!“ hörte er eine volle schöne Frauenstimme dicht hinter ihm ausrufen. Er wandte sich um und bemerkte jetzt erst, wie auch im Vorhof der Heiden eine große Menge zusammengekommen war. Aber er hatte kaum einen Blick für die Menge; sein Auge hing in verzehrender Spannung an den Zügen der beiden Frauen, die da dicht vor ihm standen. Sie hatten erschrocken zu ihm aufgeschaut, als er sich so plötzlich zu ihnen kehrte; die Jüngere hatte sogar einen leisen Schrei ausgestoßen. Sie war von hoher stattlicher Gestalt und mußte durch ihre

blonde Schönheit überall Aufsehen erregen, besonders in einem Lande, da lichtes Haar und blaue Augen so selten waren. Aber Sieghardus streifte sie nur eben mit seinem Blick; die Greisin neben ihr mit den milden Augen und dem tiefen Leidenszug um den Mund hielt sein Auge gefangen. Auch sie erkannte den reisigen Hauptmann, dessen Anblick bei seinem Einzug in Jerusalem ihr das Herz so sehr bewegt hatte. Wieder zuckte sie zusammen wie an jenem Abend; aber diesmal wandte sie den Blick nicht ab; denn des Hauptmanns Auge hielt das ihre gebannt. O welche Gefühle wogten da durch beider Brust! Wie spiegelten sich beider Seelen in dem langen, bangen Blick, wie loderte die lange Sehnsucht noch einmal zur hellen Flamme darin empor! Wie deutlich sahen sie gegenseitig die Hoffnung mit dem Zweifel ringen und endlich die Zweifel unterliegen, die Hoffnung siegen! Langsam hob die Greisin die zitternden Hände und öffnete die bebenden Lippen zu dem leisen Ruf: „Sieghard, mein Sohn!" — Da hatten die starke Arme des Sohnes sie auch schon umfaßt und an sein Herz gezogen. „Mutter, teure Mutter!" klang es noch in ihren Ohren; dann schwanden ihr die Sinne im Uebermaß der Freude.

12. Endlich vereint.

Ein leiser Angstschrei ließ Sieghardus aufblikken. Sieglinda hatte still das Wiedererkennen von Mutter und Bruder mit angesehen; nur hatte sie die Hände aufs Herz gepreßt, denn es klopfte, als ob es zerspringen wollte. Als der stattliche Centurio dann die Mutter an sein Herz zog, da wäre sie ihm in der unaussprechlichen Freude ihres Herzens auch am liebsten um den Hals gefallen; aber jungfräuliche Scheu hielt sie zurück. Nur „Sieghard, o mein verlorener

Bruder Sieghard!“ kam es jubelnd über ihre Lippen. Aber als sie die Ohnmacht der Mutter bemerkte, erblaßte sie und stieß jenen Angstschrei aus, der Siegchardus aufblicken ließ. „Und bist du wirklich mein kleines Schwesterlein Sieglind?“ fragte er voll Angst und Wonne. „Doch was frag' ich noch?“ fügte er schnell hinzu; „du bist ja ihr Ebenbild. Aber zuerst muß ich die Mutter aus dem Gewühl tragen, damit sie sich an der frischen Luft erholen kann.“ Damit nahm er die teure Last auf seine starken Arme und trug sie sanft hinaus zu einem öffentlichen Brunnen. Da netzte Sieglinda der Ohnmächtigen Stirn mit kühlem Wasser, und bald schlug sie die Augen auf. Ihr Haupt ruhte an der Brust des Sohnes, so daß sie zunächst nur die Tochter vor sich sah. „O Kind, wie habe ich so lieblich geträumt!“ rief sie aus, ohne zu merken, wo sie war. „Ich wähnte im deutschen Walde zu sein, Sieghard, mein totgeglaubter Sieghard, war heimgekehrt und schloß mich in seine Arme mit dem Ruf: ‘Mutter, teure Mutter!’“ Dem starken Manne liefen die hellen Thränen über die gebräunten Wangen bei diesen Worten der Greisin; aber er wagte nicht zu reden, um die Mutter nicht aufs neue zu erschrecken. Sieglinda aber küßte sie und sprach: „Wenn es nun aber kein Traum gewesen! wenn Sieghard wirklich zu dir gekommen wäre! O, sei stark, geliebte Mutter! So viele Jahre hast du das Leid der Trennung geduldig ertragen. Nun brich nicht unter der Freude des Wiedersehens zusammen! Ja, der treue Gott, der uns hier in Jerusalem seinen Sohn hat finden lassen, hat dir nun auch deinen Sohn, unsern verlorenen Sieghard, wiedergebracht. Sieh nur auf, du ruhst ja in seinen Armen.“ Auch jetzt noch wurde die Mutter aufs tiefste ergriffen von dem Wiedersehn; aber sie wurde nicht wieder ohnmächtig dabei, und bald

konnte sie die Freude desselben voll und ganz genießen. Welche Feder aber vermöchte eine solche Freude zu beschreiben? Erst nachdem der erste Sturm der Gefühle ein wenig vorüber gebraust war, vermochte die Mutter ihre Gedanken einigermaßen zu ordnen. „Wie kommst du nach Jerusalem, und gar als vornehmer römischer Hauptmann? Warst du es nicht der Sieglind auf dem Sklavenmarkt errettete und dafür von Faustus niedergehauen ward?“ fragte sie. Und er antwortete: „So seid ihr es wirklich gewesen, die der Schurke damals so roh behandelte? Ich ahnte es gleich, obgleich ich euch nicht erkannt hatte. Die Kunde, daß ihr nach Syrien verkauft wäret, trieb mich hierher. Die deutschen Leibwächter des Kaisers retteten mir damals das Leben, und ich trat mit dem alten Wulf in ihre Schar. Letzten Sommer gelang es mir, eine Räuberbande, deren Hauptmann Faustus war, zu sprengen. Der Elende hat seine Schandthaten am Kreuze gebüßt. Mich aber machte des Kaisers Gnade zum Hauptmann und erlaubte mir, nach Syrien zu reisen. Nun hat Gott euch so wunderbar in meine Arme geführt, eben in dem Augenblick, da er mir auch seinen lieben Sohn Jesum Christum verklärt hat. O, es ist fast der Freude zu viel!“ „So glaubst du auch schon an Jesum als den Sohn Gottes?“ rief hier Sieglinda voll Freuden aus. „Bist du wohl gar der Hauptmann, der beim Kreuze stand und ein solch herrliches Bekenntnis von ihm abgelegt hat?“ „Ich habe ihn da als Gottes Sohn erkannt und bekannt“, antwortete Sieghardus. „Aber woher wißt denn ihr das alles? Ja, wie seid ihr denn überhaupt nach Jerusalem und jetzt in den Tempel gekommen?“ „Gleich nachdem du die frechen Römer gezüchtigt hattest“, antwortete Sieglinda, „kaufte uns die edle Claudia Procula, die Gattin des Landpflegers Pon-

tius Pilatus." — „Im Hause des Landpflegers seid ihr!" rief Sieghardus in heller Verwunderung aus. „Ach wie nahe war ich euch da schon vor sieben Wochen, als ich die Wache im Palast hatte! O, meine Ahnung am Ostertage! Seit ich Christum als den auferstandenen Gottessohn kennen gelernt, hoffte ich wieder, auch euch noch zu finden." — „Mir ist es ebenso ergangen", erwiderte die Schwester. „Heute aber, als wir das wunderbare Brausen vernahmen, sandte uns die Herrin zum Tempel, um zu erfahren, was es gäbe. Sie glaubt ja selbst an Jesum den Gerechten. Hat sie doch Pilatus gewarnt, weil sie viel erlitten hatte im Traum um Jesu willen. Auch wir beide haben Jesum als unsern Baldur, unsern Friedenfürsten, erkannt." Da war die gegenseitige Freude erst recht völlig, denn nun waren sie vereint nicht nur in der natürlichen Liebe zu einander, sondern auch in der Liebe zu Jesu.

„O wie wunderbar sind Gottes Wege!" rief da Sieghardus aus. „Vom deutschen Wald führte er uns auf verschiedenen Wegen in die heilige Stadt Jerusalem. Und dieses Pfingstfest, das die Zungen der Menschen wunderbar vereint hat, hat durch die liebe deutsche Muttersprache auch uns zusammengeführt. Ohne deinen Ausruf, Sieglind, hätten wir uns am Ende gar nicht gefunden. Aber nun ich euch gefunden habe, soll meine erste Kindespflicht sein, euch los zu kaufen aus der Knechtschaft. Nun hat das viele Geld, das der Kampf mit den Räubern mir einbrachte, zum ersten Mal einen Wert für mich." „Wir haben eine gute Herrin", sprach da die Mutter. „Hätten wir dich nicht gefunden, so hätte ich mich wohl nimmer von ihrem Hause fortgesehnt. Doch nun hat die Freiheit, die der Vater für das höchste irdische Gut hielt, wieder einen Reiz für mich. Es wird mir schwer

werden, die edle, fromme Claudia zu verlassen; auch sie wird uns ungern ziehen lassen. Aber an deiner Seite ist jetzt unser Heim, wenn du uns los kaufen kannst."

Ueber ihrem wunderbaren Wiedersehen hatten sie lange Zeit alles um sich her vergessen. So hatten sie auch die gewaltige Predigt Petri versäumt. Nun aber ging eine Menge Volks unter lautem Gespräch vorüber; die Versammlung schien also vorüber zu sein. Doch nein, nicht alle kamen den Tempelberg herab; die Hinwegeilenden schienen lauter Feinde zu sein, denn sie schalten und spotteten über Jesum und seine Jünger. In der großen Halle befanden sich immer noch mehrere Tausende. Nun kamen auch einige Männer mit Wasserkrügen, welche an dem Brunnen schöpften und dann mit den gefüllten Gefäßen zu der Halle zurückeilten. Sieghardus fragte einen der Wasserträger, wozu sie das Wasser schöpften. „Zur Taufe auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden", antwortete der Mann und eilte davon. Das war Sieghardus etwas ganz Neues. Da die Mutter sich völlig erholt hatte, so gingen alle Drei zurück zu ihrem vorigen Standort. Da die halbe Halle nun leer war, so konnten sie von der obersten Stufe der Treppe aus besser sehen, was vorging als vorhin. Scharenweise drängten sich die Tausende hinan zu dem erhöhten Platz, auf dem die Jünger versammelt waren. Das Predigen hatte aufgehört; aber zwölf Jünger des Herrn waren beschäftigt, die Menge zu taufen. Die Leute knieten einzeln vor ihnen nieder. Dann gossen die Jünger ihnen mit der flachen Hand aus großen Schüsseln dreimal Wasser auf das Haupt. Schließlich legten sie ihnen segnend die Hände auf. Die Worte die sie dabei sprachen, konnte Sieghardus nicht deutlich verstehen, weil alle zwölf

zugleich redeten. Die Getauften aber traten mit freudenstrahlendem Antlitz zurück, um immer neuen Scharen Platz zu machen. Nur wenige entfernten sich aus dem Hause. Eine hohe Begeisterung hatte alle ergriffen, ähnlich der an dem Sonntag vor Ostern beim Einzug Jesu, nur daß die Begeisterung jetzt nicht aus der fleischlichen, sondern aus der geistlichen Messiashoffnung entsprang. Die Getauften umarmten und küßten sich und weinten Freudenthränen. Dem Hauptmann und seinen Lieben, deren Herzen auch in einem Meer von Wonne schwammen, ward gar wundersam zu Mute bei diesem großen Tauffest. Sie ahnten, daß die Taufe in Jesu Namen eine heilige Handlung sei, dadurch den Menschen große Gnadengaben mitgeteilt wurden. Gar zu gerne wären sie sogleich vorwärts gedrungen, um sich über die Bedeutung der Taufe näher zu befragen; aber die Schranken des jüdischen Tempels hielten sie fern von der Taufe Jesu Christi. Zu ihrem Schmerze sollten sie auch bald erfahren, daß diese Schranken nicht bloß in Steinmauern und Tempelwächtern bestanden. Als wiederum einige Getaufte die Tempelhalle verließen, hielt Sieghardus sie an, um sie nach der Bedeutung der heiligen Handlung zu fragen. Die aber schauten den römischen Hauptmann nur erstaunt, ja mißtrauisch an. Endlich antwortete einer unter ihnen: „Jesus Christus ist der Heiland Israels. Wie können Heiden zu dem Sohne Gottes und zu seiner Taufe kommen, ehe sie Juden geworden sind? Ist es dir ernst um dein Seelenheil, mein Freund, dann lerne erst den Gott Israels kennen und sein Gesetz halten; dann magst du auch zur Taufe seines Sohnes gelangen."

Damit gingen sie davon, nicht ahnend, wie traurig sie in ihrer jüdischen Engherzigkeit das Heilands-

bild verzerrt und wie tief sie drei fromme Seelen verwundet hatten. Sieghardus aber sprach zu seinem eigenen Trost, wie für Mutter und Schwester: „Jehovah kenne ich, seinen Sohn kenne ich auch; aber sein Gesetz kann ich nicht halten, denn ich kann keine vollkommene Heiligung darbringen, das kann kein Mensch. Aber"—und bei dem Gedanken richtete er sein Haupt wieder empor, „hat nicht vorhin einer der Jünger gesagt, Jesus sei gekommen, zu suchen, das verloren ist? Soll ich erst ein Jude werden und das Gesetz halten, dann brauche ich keinen Heiland." „Ein anderer sagte ausdrücklich", so fuhr jetzt Sieglinda fort, „daß Gott seinen Sohn für alle Menschen ans Kreuz gegeben habe, daß sein Blut das freie Lösegeld für die Sünden sei. Wir brauchten nur an Jesum zu glauben, dann sei seine ganze Gerechtigkeit unser eigen." Da drückte der Bruder die Hand der Schwester und sprach: „Gott Lob, Sieglinda, daß du ein so feines Ohr hast; gerade das hatte ich nicht klar verstanden, denn das schien gleich viel Widerspruch zu finden. Das ist's was ich seit der Auferstehung Jesu gehofft, geglaubt habe; sein ganzes freiwilliges Leiden kann ja nur den einen Zweck haben. Nun haben wir es endlich auch gehört, die frohe Botschaft von der Gerechtigkeit des Glaubens. Nun dürfen auch wir trotz jenem gesetzesstolzen Juden auf Gnade und Erbarmen hoffen. Der Blick des Heilandes, der mich auf Golgatha traf, war auch lauter Liebe und Erbarmen." —„Das lag auch in seinem Blick, als er uns anschaute auf dem Dache des Palastes", sagte hierauf die Mutter. „Auch ich ergebe mich ganz in seine Liebe und Gnade." — „So habt ihr ihn auch gesehen, und er hat auch euch angeblickt? O, er übersieht kein sehnend Herz! Aber da kommt ja endlich mein Aquila; nun werden wir Näheres erfahren." Aquila kam eilendes

Schrittes daher, geradeswegs vom Taufbecken. Er bemerkte kaum die Frauen, die neben Sieghardus standen; stürmisch fiel er dem Freunde um den Hals und rief: „O, Sieghardus, Sieghardus! Endlich habe auch ich den Heiland Israels gefunden, nachdem ich so lange widerstrebt! Sein Geist, der heute so wunderbar ausgegossen ward, hat meinen stolzen, selbstgerechten Sinn gebrochen. Ich meinte, ich müßte vor Scham und Schmerz in die Erde sinken, als der eine Jünger es klar heraus sagte: ‘Ihr Männer von Israel, höret diese Worte: Jesum von Nazareth, den Mann von Gott, unter euch mit Thaten und Wundern und Zeichen bewiesen, welche Gott durch ihn that unter euch — wie denn auch ihr selbst wisset — denselbigen — nachdem er aus bedachtem Rat und Vorsehung Gottes ergeben war — habt ihr genommen durch die Hände der Ungerechten und ihn angeheftet und erwürget. Den hat Gott auferwecket und aufgelöset die Schmerzen des Todes, nachdem es unmöglich war, daß er sollte von ihm gehalten werden.’ (Apostelg. 2, 22—24.) Dann zeigte der Jünger, wie schon David von dem Messias geweissagt hat, daß er die Verwesung nicht sehen solle; daß Jesus nun zur Rechten Gottes seines Vaters erhöhet sei und heute seinen Geist ausgegossen habe. Als ich das hörte, da rief ich mit vielen andern in Verzweiflung aus: ‘Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun?’ Und da kam die Antwort: ‘Thut Buße, und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden; so werdet ihr empfangen die Gabe des Heiligen Geistes. Denn euer und eurer Kinder ist diese Verheißung, und aller, die ferne sind, welche Gott unser Herr herzurufen wird.’ (Apostelg. 2, 38—39.) Da war der Kampf vorüber in meinem Herzen, da zog der Friede Jesu bei mir ein, und ich

drängte mich zur Taufe und empfing die Gabe des Heiligen Geistes. Ein Gottesmörder bin ich gewesen, aber durch Gottes Sohn bin ich nun ein Gotteskind geworden. O, mein Freund, mein Retter, du, ein Heide, hast ihn eher erkannt als ich, ein Jude! Er ist, wie du immer geahnt hast, der Sünderheiland. Die Erkenntnis der einen furchtbaren Schuld hat mir mein ganzes altes Heiligenbild zerrissen. Ich bin nun an mir selbst nichts mehr als ein verdammter Sünder, aber durch Christum auch ein selig begnadigter Sünder." Kein Wort hatte Sieghardus bisher erwidert; atemlos hingen sowohl er wie Mutter und Schwester an Aquilas Lippen. Sie fürchteten sich, den Redestrom, der wie der rechte Balsam aus Gilead so beseligend in ihre Herzen floß, zu unterbrechen. Als Aquila aber schwieg, drückte Sieghardus ihn fest an seine Brust und sprach: „Auch mich hat der treue Gott heute seinen Sohn erst recht finden lassen als den Heiland der armen Sünder. Und zur Bestätigung seiner unverdienten Gnade hat er mich auch meine verlornen Lieben finden lassen. Siehe hier, Aquila, meine Mutter und meine Schwester!" Sprachlos vor Verwunderung schaute Aquila auf die beiden Frauen; endlich brach er aus in das Wort des Propheten: „Des Herrn Rat ist wunderbarlich; aber er führet es herrlich hinaus." Nun gab es gar viel zu fragen und zu sagen. Mittag war längst vorüber, als Friedberta zuerst an den Heimweg dachte. Sieghardus hätte noch gerne mit den Jüngern Jesu geredet; aber die Mutter sprach: „Die Herrin wird uns längst voll Ungeduld und Sorge erwarten." Da fügte er sich ihrem Wunsche. Würde er doch auch vor Abend kaum eine Gelegenheit haben mit den Jüngern zu reden; denn noch nicht die Hälfte der Menge war getauft, obgleich die zwölf Männer unermüdlich ihres Amtes warteten.

So zogen sie denn, selige Freude im Herzen, den Tempelberg hinab. Sieghardus ließ sich nicht halten, er ging sogleich mit Mutter und Schwester zum Palast des Landpflegers. Da gab es dann aufs neue Ueberraschung und Freudenthränen. Die edle Claudia Procula weigerte sich keinen Augenblick, Mutter und Tochter frei zu geben, wenn sie auch mit Wehmut daran gedachte, ihre liebsten Dienerinnen, die ihr rechte Freundinnen geworden waren, zu verlieren. Aber einmal blieben ja die beiden auch nach ihrer Befreiung einstweilen noch in Jerusalem. Und dann fand Claudia trotz all ihres Erdenjammers den Frieden Gottes, der da höher ist, als alle Vernunft. Der Pfingstgeist wehte auch im Hause des Pilatus, obwohl der Landpfleger selbst davon nichts merkte. Seine Gattin wurde eine stille Jüngerin des Herrn, den er ans Kreuz gebracht.

Auch mit Pilatus ward Sieghardus bald einig. Natürlich dachte der geldhungrige Mann nicht daran, die beiden Sklavinnen umsonst freizugeben, wie Claudia es gewollt. Das wunderbare Wiederfinden von Mutter und Sohn rührte ihn nicht im geringsten. Was kümmerten ihn ein paar germanische Sklavinnen, oder ein germanischer Söldling! Er wußte freilich, was er an seiner alten Schaffnerin verlor; aber für den Preis, den der Hauptmann ihm bot, konnte er sich ja ein halbes Dutzend Schaffnerinnen kaufen; darum willigte er schnell ein. So wurden Friedberta und Sieglinda am ersten christlichen Pfingstfest leiblich und geistlich befreit.

Als Sieghardus heim kam, fiel er seinem alten Wulf um den Hals und erzählte ihm alles. Da war der alte Knabe schier närrisch vor Freude und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er die alte Herrin wieder sehen würde. „Siehst du wohl, was für ein scharfes

Ohr ich habe", rief er triumphierend aus. „Ich habe doch recht gehört, damals am Sklavenmarkt. 'Pontius', das ist ja ungefähr dasselbe wie 'Rontus' oder 'Bontus' was ich damals verstanden hatte, ist wenigstens ein ebenso unmöglicher Name. Ohne mich wärest du niemals auf den gescheiten Gedanken gekommen, nach Syrien zu gehen, und hättest Mutter und Schwester niemals gefunden!" „Und den Heiland auch nicht, Wulf, und der hat doch auch hierbei das Beste gethan. Ihm wollen wir's auf den Knieen danken." Da ward Wulf ganz still; so gern er sonst prahlte und flunkerte: war von dem Auferstandenen die Rede, so wurde er sofort ernst, und kein Scherz kam über seine Lippen; eine heilige Scheu, die er nie verlor, hielt sie davor geschlossen.

Der Befehlshaber der Truppen erlaubte Siegхardus bereitwilligst, seine Wohnung außerhalb der Burg zu nehmen. Schon in den nächsten Tagen mietete Siegхardus ein freundliches Haus in einer stillen Gasse. Da waren dann Mutter und Kinder nach neunzehnjähriger Trennung endlich vereint in einem irdischen Glück, wie die Welt es selten beut, wie sie selbst es kaum zu hoffen gewagt hatten. Sie waren aber auch vereint in der Liebe zu dem einigen Heilande Jesu Christo, und darum in einem geistlichen Glück, das die Welt niemals beut, und das doch währet in alle Ewigkeit.

Daheim.

1. Daheim, doch nicht in der Heimat.

An einem der nächsten Abende saß Sieghardus wie gewöhnlich in trautem Gespräch mit den Seinen. Tagsüber war er in der Burg bei seiner Centurie; die Abende aber gehörten der Erinnerung. Vor Mitternacht dachten sie selten ans Schlafengehen, so viel hatten sie einander zu erzählen. Die ganze alte Schwermut, die Sieghardus so lange Jahre gedrückt hatte, war verschwunden. Die Offiziere und Soldaten kannten den sonst so finsteren, verschlossenen Hauptmann kaum wieder. Sein Blick strahlte förmlich vor Zufriedenheit und Glück. Der jugendlichen Schwester ging es ebenso. An der Seite des Bruders war ein ganz neues Leben für sie aufgegangen. Aber die Mutter wurde bald wieder ernst, nachdem der erste Freudenrausch verflogen war; ja fast schien es, als ob immer noch ein stiller Kummer auf ihr ruhte. Vor den Kindern versuchte sie zwar immer fröhlich zu sein; aber es wollte ihr doch nicht so recht gelingen. An diesem Abend gewahrte Sieghardus die Harfe Sieglindens und bat sie ihm ein deutsches Lied zu singen. Willig nahm sie ihre Harfe und sang das Lied vom deutschen Wald. Mächtig wurde das Herz des Mannes bewegt, als er hier im fernen Osten das schöne alte Waldlied hörte. Aber während das alte halbvergessene Volkslied ihn so freudig ergriff, daß er bald mit einstimmte, fühlte er plötzlich wie die Hände der Mutter, welche seine Rechte umschlossen hielt, leise zitterten, und wie eine heiße Thräne seine Hand benetzte. Erschreckt nahm er das Haupt der Greisin in

seine beiden Hände, küßte ihr die Thränen von den Wangen und sprach inniglich: „Lieb Mütterlein, was fehlt dir noch?“ Da schluchzte die Mutter laut auf und rief: „Die Heimat, Kind, die liebe deutsche Heimat! O, verzeih, daß ich so schwach wurde! Ich wollte es um keinen Preis zeigen; aber das Lied hat es mir angethan! Still und ergeben trug ich seit Jahren mein Los, welches ja viel schlimmer hätte sein können, als es im Hause der edlen Claudia war. Da gar keine Aussicht war, die Heimat jemals wieder zu sehen, so dachte ich wenig daran. Was sollte sie mir auch ohne dich, den ich erschlagen wähnte? Aber ich weiß nicht, wie es kommt, seit wir dich gefunden haben und frei sind, ist das Heimweh, das ich längst erstorben glaubte, in meinem Herzen erwacht. Ich bin wohl recht undankbar; der liebe Gott hat mir so unbeschreiblich viel gegeben, seinen Sohn und meinen Sohn. Aber als Sieglinda sang: „Ich lieb' den Wald“, da kamen mir wider meinen Willen die Thränen.“ Sieghardus streichelte sanft der Mutter graues Haar; aber er schwieg. Ihre Worte thaten ihm weh; er wollte so herzlich gerne jeden Kummer von ihr fern halten und wußte doch nicht, wie er ihr diesmal helfen könne. Sollte er ihr sagen, daß er noch elf Jahre zu dienen habe? Das würde nur ein elender Trost sein für ihr armes Herz, das jetzt vor Heimweh krankte. Doch plötzlich kam ihm ein Gedanke, wie er doch am Ende der Mutter Sehnsucht stillen könne. Schon einmal hatte der Kaiser sich ihm gnädig erwiesen; vielleicht würde er es zum zweitenmale thun, wenn er um seine Versetzung nach Köln am Rhein bat. Da würden sie schon unter deutscher Eiche wohnen, wenn auch unter römischer Herrschaft. Von da konnte man in ruhigen Zeiten auch einmal nach der Weser reisen, wenn die Mutter es wünschte. Aquila ging in den nächsten

Tagen nach Rom zurück; der sollte ein Schreiben an Willibaldus, den Hauptmann der Leibwächter, mitnehmen. Freudig teilte er nun der Mutter seinen Plan mit; doch die wehrte eifrig ab. „Bemühe dich doch nicht um mich alte Frau", meinte sie. „Noch ein paar Jahre, dann gehe ich in die ewige Heimat. Gewiß war Gottes Hand auch in unserer Gefangennahme und Sklaverei, damit wir hier im fremden Lande den rechten Glauben fänden. Ich werde die Sehnsucht nach der alten irdischen Heimat schon überwinden; ich bin ja jetzt daheim bei dir." Aber Sieghardus ließ sich nicht irre machen; fühlte er doch am Klopfen des eigenen Herzens, daß die alte deutsche Heimat ihren Zauber auch für ihn noch nicht verloren habe. Und dabei schlich ganz leise noch ein ander wonnesam Gefühl in seine Brust, das ja mit der Heimatsliebe so eng verbunden ist, wenn es auch nicht an einen besonderen Ort geknüpft ist. Dort im milden Lichte der Ampel erblickte er die holde Gestalt der Schwester. Ueber ihre Harfe gebeugt, lauschte Sieglinda mit klopfendem Herzen den Worten von der Heimat. Auch sie, das fühlte der Bruder, würde gerne zum Heimatlande zurückkehren, obgleich sie nur noch eine schwache Erinnerung von demselben hatte. Aber sein Auge blieb nicht auf Sieglinda haften; sein Blick schien sich in weiter Ferne zu verlieren und da etwas gar Liebliches zu schauen; denn ein sanftes, glückliches Lächeln spielte um seine Lippen. Er sah im Geiste eine andere Jungfrau neben der Schwester, nicht so stattlich, aber ebenso lieblich; er sah ein bleiches bräunliches Antlitz, von dunklen Locken umrahmt, wie es einst mit geschlossenen Augen an seiner Brust geruht. Nun öffneten sich wieder die langen seidenen Wimpern wie einst an der Via Appia, und die großen schwarzen Augen schauten ihn an, zuerst voll Angst

doch bald so voll Vertrauen. In diesem Augenblick reifte der Entschluß, den er sonst noch immer von sich gewiesen, um Mirjam zu freien. War es ihm früher in seiner düsteren Stimmung gar unwahrscheinlich erschienen, daß die schöne Jungfrau ihn, den so viel älteren Mann, der noch dazu fremden Glaubens und fremden Volkes war, auch lieben könne: heute in der Freude seines Herzens blühte auch diese Hoffnung fröhlich empor. Doch im nächsten Augenblick wurde diese hoffnungsvolle Stimmung auch schon wieder gedämpft durch den Gedanken an die kalte nordische Heimat, nach der die Mutter sich sehnte. Nach ihrem eigenen Heimatslande dem warmen, lieblichen Kanaan, wäre Mirjam wohl ganz gerne zurückgegangen; ob sie ihm aber auch nach dem fernen Germanien folgen würde? Der Gedanke quälte ihn; aber die Liebe zu der alten Mutter, die so Schweres erduldet hatte, drängte alle eigenen Wünsche zurück. Darum beschloß er auch, nicht jetzt durch Aquila um Mirjams Hand zu werben, wie er zuerst gemeint hatte. Er wollte warten, ob der Kaiser seine Bitte gewähren würde. Dann auf der Heimreise wollte er selbst sein Glück versuchen. In der Fremde lebte sie ja doch einmal, wie so viele ihres Volkes, konnte er ihre Liebe gewinnen, so würde sie ihm ja wohl auch noch ein wenig weiter in die Fremde folgen. Als darum Aquila kam, um Abschied zu nehmen, da sandte er nur die herzlichsten Grüße, mit dem Versprechen, sie zu besuchen, falls er nach Germanien zöge.

Still, aber nicht eintönig flossen nun die Tage dahin im deutschen Hause zu Jerusalem. Durch Aquila war Sieghardus mit den Aposteln bekannt geworden. Fleißig besuchte er mit Mutter und Schwester die nächtlichen Versammlungen der Gläubigen; sie wurden erbaut im Glauben und ergriffen

von der brüderlichen Liebe, die alle durchdrang. Sie sehnten sich auch nach der heiligen Taufe. Aber sie merkten bald, wie die Jünger selbst noch unter sich im Zweifel waren, ob Heiden auch ohne die Beschneidung in die christliche Kirche aufgenommen werden könnten. Bisher hatten sich auch noch keine gemeldet, so daß die Frage noch keine brennende war. Die meisten hielten damals die Beschneidung noch zur Seligkeit nötig; die freier Gesinnten wollten den andern kein öffentliches Aergernis geben. Sieghardus aber konnte sich nimmer dazu verstehen, erst durch die Aufnahme des ganzen Ceremonialgesetzes ein Proselyt der Gerechtigkeit zu werden. Es waren nicht äußere Rücksichten, nicht Schimpf und Schande, die ihn zurückhielten; um seiner Seligkeit willen wäre er bereit gewesen, irgend ein Opfer zu bringen. Aber es ging schnurstracks gegen seine Ueberzeugung und Erfahrung. Jehovahs Gesetz hatte ihn einmal an den Rand der Verzweiflung getrieben mit der Forderung vollkommener Heiligkeit. Durch Jesu Blut und Wunden hatte er nun im Glauben volle Vergebung seiner Sünden und Frieden im Gewissen. Um seiner Seligkeit willen, das empfand er klar, durfte er sich nicht wieder unter das alte knechtische Joch beugen lassen. Er drängte sich darum auch nicht zur Taufe; aber der Zwiespalt drückte ihn doch. Er hatte sich nach und nach die meisten Bücher des Alten Testaments in griechischer Uebersetzung verschafft und studierte fleißig darin. Mutter und Schwester wurden durch die alte Hanna auch mit andern Jüngerinnen bekannt, selbst mit Maria, der Mutter des Herrn, die bei dem Jünger Johannes wohnte. Ach, was war Friedbertas Schmerz um den verlorenen Sohn gegen Marias Schmerz gewesen, als sie ihren Sohn, der ihr einst vom Engel verheißen war, den sie als Gottes Sohn kannte, am Kreuze hängen

sah! Als Jesus auferstanden und gen Himmel gefahren war, blieb sie immer noch die stille, demütige Magd des Herrn, die sie einst bei Gabriels Verkündigung gewesen. Von der ganzen Jüngerschaft wurde sie natürlich hoch verehrt, aber keineswegs angebetet; das wäre ihr selbst als die höchste Schmach, ja Abgötterei erschienen. Sie freute sich am Aufbau des Reiches Gottes, stärkte die Jünger durch Erzählungen von Jesu Jugend und wartete geduldig auf ihr seliges Ende, welches nach 15 Jahren kam. Ihr Sohn war auch ihr Herr und Heiland, wie er Davids Sohn und Davids Herr war. Obwohl hoch begnadigt über alle anderen Menschen, war doch auch sie nur eine arme Sünderin, die durch ihres Sohnes Blut vor Gott gerecht und selig wurde. Oft besuchten Friedberta und Sieglinda auch ihre alte Herrin, die sich jedesmal herzlich darüber freute. Noch weit mehr als durch die frühere irdische Liebe waren sie jetzt durch den Glauben an Jesum verbunden. Claudia wurde immer stiller. Sie hatte im Herrn den Frieden der Seele gefunden. Aber die furchtbare That ihres Mannes und ihr schrecklicher Traum lasteten dennoch schwer auf ihr. Sie merkte ja, wie Pilatus es je länger je ärger trieb und an keine Buße dachte. Da mußte die Rache Gottes kommen.

Endlich kam ein Brief von Italien. Mit bebenden Händen öffnete Sieghardus das Schreiben: seine Bitte war gewährt. Aquila und die Seinen sowie die alten Kameraden der Leibwache freuten sich auf seine Rückkehr. Da nahmen denn der Hauptmann und die Seinen Abschied von den Jüngern. Claudia Procula wurde der Abschied am allerschwersten. Am Abend vor seiner Abreise ging Sieghardus noch einmal hinaus nach Golgatha. Schauerlich genug sah die Richtstätte aus. Aber die Schauer, die jetzt seine

Seele ergriffen, waren nicht schrecklicher Art. An dem Loche, da Jesu Kreuz gestanden, kniete er nieder und verharrte lange in stillem Gebet. Der Ort der Schrecken war ihm zum Ort des Friedens geworden. Mit innigstem Dank gegen den gnadenreichen Gott, der ihn hier so unaussprechlich gesegnet, erhob er sich. Ernst schaute er auf die Stadt, die da im Abend dunkel vor ihm lag. Endlich hob er die Hand und rief aus: „Du hast ihn und damit dich selbst verworfen, Jerusalem; aber die Welt wird es einst bekennen, wie ich es an dieser Stelle bekannt habe: 'Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch gewesen und Gottes Sohn!'"

2. Ganz daheim.

Eine Tagereise südlich von der alten Römerfeste Colonia, dem heutigen Köln am Rhein, erhoben sich um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts zwei stattliche Landhäuser dicht am Ufer des Stromes. Obwohl die alte Römerstraße von Köln nach Mainz hier vorüberführte, mußte man sich doch wundern, daß vornehme Römer sich in einem fremden Lande so weit von einer größeren Stadt angesiedelt hatten. Sonst pflegten die römischen Beamten und Kaufleute in den Kolonien doch nur in den Städten oder deren nächster Umgebung zu wohnen. Auch mußte man sich billig wundern, daß die Villen so nahe bei einander lagen, da doch zu jeder ein großes Landgut zu gehören schien. Dennoch mußten wohl Römer hier wohnen, denn die junge Frau, welche dort auf der breiten Veranda saß und träumerisch den schönen Rhein betrachtete, war gewiß keine Deutsche. Augen und Haar waren glänzend schwarz und auch die bräunlichen Wangen mahnten an die Sonne des Südens. Doch wie wir sie näher betrachten, scheint sie uns auch keine Tochter

Italiens zu sein. Sie kommt uns sogar bekannt vor, und wie sie jetzt das große schöne Auge zu uns erhebt, da erkennen wir sie: es ist Mirjam. Freilich die Gestalt ist viel größer und voller geworden, als sie damals an der Via Appia war. Heute würde selbst Sieghardus sie nicht mehr so spielend in den Sattel heben können, wie in jener Nacht. Aber ihrer Schönheit hat das keinen Abbruch gethan, wenn auch der jungfräuliche Liebreiz des Antlitzes den sanften mütterlichen Zügen Raum gemacht hat. Das schien auch ihr Gatte zu denken, als er jetzt hinter einer Säule hervor trat und seine Frau wohlgefällig betrachtete. In Gedanken versunken hatte sie sein Kommen überhört. Einige Augenblicke stand er still da und bald ward sein Blick ebenso träumerisch wie der seiner Gattin. Er dachte des Tages, da er sie den Räubern abgerungen und des Tages, da er sie als die Seine fand. Ja, sie hatten sich gefunden fürs Leben. Als der Hauptmann mit der Lebensfrage an sie herangetreten war, da hatte sein Herz gewaltig gebebt vor der Entscheidung. Aber bald war all seine Angst in Wonne verwandelt, als sie, unter Thränen lächelnd, ihm gestand: „Ich habe dich geliebt seit dem Augenblick, da es mir klar wurde, daß du nicht ein Engel Gottes, sondern ein Mensch seiest wie wir. Doch wagte ich gar nicht zu hoffen, daß auch du an das arme jüdische Mägdlein denken könntest. Nur manchmal, wenn dein Auge so lange auf mir ruhte, wollte sich auch in meinem Herzen eine leise, süße Hoffnung regen, und besonders dein Abschiedswort konnte ich nicht vergessen.“ Auf die Nachricht von Christi Tod und Auferstehung hatten Priscilla und Mirjam sich mit Innigkeit dem Glauben an den einigen Erlöser hingegeben, und Aquila hatte beide getauft. Um sie hatte sich dann nach und nach eine kleine Christengemeinde in Rom

gesammelt. Ob auch Heidenchristen sofort zur Taufe kommen durften, darüber war freilich auch Aquila zuerst im Zweifel. Mirjam aber folgte fröhlichen Herzens ihrem Sieghardus nach Köln am Rhein. O wie freute sich die alte Friedberta, als sie die deutschen Eichen wieder sah. Im nächsten Sommer nahm Sieghardus Urlaub und zog mit den Seinen zur Weser. Da konnte die Mutter sich noch einmal recht ausweinen an der alten, jetzt verwilderten Heimstätte. Auch das Grab ihres Gemahls zeigte ihr Wulf auf der Heimreise. Nun war sie ganz glücklich und zufrieden im Kreise ihrer Kinder und ihrer Enkel, welche zahlreich heranwuchsen. Eines schönen Tages kam ein Kaufmannswagen vor das Haus gefahren, begleitet von zwei stattlichen Reitern. Sieghardus schauete erstaunt auf, aber nur einen Augenblick; dann sprang er ihnen freudig entgegen. Im Wagen saß sein Schwager Aquila und die beiden Reitersleute — ja träumte er denn! — das waren ja sein alter Hauptmann Willibaldus und dessen Neffe Theudobert. Das gab ein fröhliches Wiedersehn. Die beiden Leibwächter hatten ihren Abschied erhalten; dem alten Willibald wollte es nicht mehr in Rom behagen, seit Sieghardus fort war. Er hatte den stillen Freund zu tief ins Herz geschlossen; nun wollte er in seiner Nähe seinen Lebensabend beschließen. Auch Theudobert hatte längst seinen Aerger über seine Niederlage beim Wettspringen überwunden und achtete Sieghardus hoch. Aquila aber hatte eine frohe Botschaft, die ihn von Rom zum Rhein getrieben. Der Apostel Petrus hatte in einem Gesicht vom Herrn erfahren, daß auch Nichtjuden getauft werden könnten, und hatte selbst den Hauptmann Cornelius in Cäsarea, den Sieghardus sehr wohl kannte, samt seinem ganzen Hause getauft. Nun kam Aquila, um auch Sieghardus und

den Seinen das heilige Sakrament zu bringen. Da war die Freude des Wiedersehens doppelt. Noch am selbigen Abend wurden der Hauptmann samt Mutter und Schwester, den Kindern und dem alten Wulf auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft. Als dann später auch Sieghardus seinen Abschied nahm hatte er sich ein Landhaus gebaut, eben an der Stelle, wo er einst dem Sklavenhändler entflohen war.

Da Mirjam immer noch gedankenverloren über das Wasser schaute, trat Sieghardus endlich leise näher und fragte lächelnd: „Worüber träumst du denn so lange am hellen Tage?" Mirjam fuhr ein wenig zusammen bei seiner plötzlichen Anrede: „Es ist derselbe schwere und doch so süße Traum", sprach sie, ihm entgegen eilend, den ich hier so oft träume. Ich sahe wieder einen jungen, todesmatten Knaben am jenseitigen Ufer aus dem Wasser steigen und unter den deutschen Eichen im Lande der Freiheit niedersinken. Aber wie bist du so schnell von der Stadt zurückgekommen? Ich erwartete dich erst gegen Abend und habe dich auch gar nicht kommen hören."

„Ich habe einen Brief von Aquila erhalten, und was für einen! Er enthält neben kurzen Worten über der Verwandten Wohlergehen eine Abschrift des Briefes Pauli an die römische Gemeinde. O, ich habe den Brief nur flüchtig durchgelesen; dann bin ich zurückgeeilt, so schnell ich konnte, um ihn auch dir und den andern zu bringen. Nun wundre ich mich nicht mehr über die großartigen Erfolge dieses Apostels. Etwas so Herrliches habe ich noch nie gelesen." Damit reichte er Mirjam den Brief und bald waren die Gatten vertieft in diese herrlichste aller Episteln, die Luther eine Bibel im kleinen nennt.

Noch waren sie nicht ganz fertig mit dem Lesen, als drüben im Nachbarhause die Thür aufging und

eine Frau mit schneeweißen Haaren und freundlichem Antlitz heraustrat, umsprungen von einer ganzen Schar Kinder. Auf den ersten Blick erkennen wir die edle Friedberta. Hinter ihr im Thürrahmen aber erschien eine zweite Frau in der Mitte der Jahre und Schönheit stehend, einen Säugling auf den Armen. Sieglinda hatte sich wenig verändert, seit sie Jerusalem verlassen hatte. Aber welch ein reiches Leben war der früheren Sklavin hier am deutschen Rhein, an der Seite des Grafen Theudobert, Willibaldus' Neffen, der bald nach seiner Heimkehr um sie gefreit hatte, im Kreise der Ihren erblüht! Nun verstehen wir auch, weshalb die beiden Landhäuser so nahe beisammen lagen. Obwohl von Haus aus arm hatten Willibaldus und sein Neffe sich in den langen Jahren ihres Dienstes eine schöne Summe erspart, und konnten sich nun gleich Siegharduṡ gemächlich einrichten. Fast kein Abend verging, den die Familien nicht zusammen verbrachten. Heute aber lief Mirjam noch besonders hinüber, um alle einzuladen und den Brief des Bruders zu hören. So kamen sie denn auch bald nach dem Abendessen herüber. Willibald und Theudobert waren schon seit Jahren zum christlichen Glauben gekommen und von Sieghardus getauft worden. Auch sonst hatten sich schon in Köln und jetzt wieder in der Nachbarschaft manche stille Seelen zu einer kleinen Gemeinde gesammelt. Sieghardus war naturgemäß der Leiter derselben, der ihnen Gottes Wort verkündigte und die heiligen Sakramente reichte.*

Sobald konnte man freilich noch nicht an das Verlesen des Briefes gehen; denn einstweilen ging es noch laut her im großen Familienzimmer. Sieglin-

* Die Kirchengeschichte erzählt, daß schon frühzeitig christliche Gemeinden in Köln und andern Orten am Rhein entstanden seien.

dens Kleinen hatten wieder so lange gebettelt, bis man sie mit herübergenommen hatte. Da drüben bei Onkel Sieghards war es aber auch gar zu schön. Da waren nämlich nicht nur die fröhlichen Gespielen, da war vor allem Onkel Wulf. Das war der erkorene Liebling aller Kleinen; denn niemand konnte solch herrliche Geschichten erzählen wie er. Und da saß er wirklich, unser alter Freund, mitten in der Kinderschar. Ja, alt war er geworden, fast über seine Jahre hinaus. Schneeweiß war sein Haar, und sein Gang war nur noch ein Humpeln am Stock. Die Gicht hatte ihn tüchtig mitgenommen, und wenige Tage vergingen ihm ohne Schmerzen. Aber das alte gutmütige Gesicht war immer noch da, und auch der Frohsinn blitzte immer noch aus den verwitterten Zügen. Seitdem der Alte sich bekehrt hatte zu seinem Heilande, murrte er nie mehr über seine Gicht; er gestand es demütig ein, daß er früher des Guten oft zu viel gethan und sah seine Schmerzen als eine wohlverdiente Strafe Gottes an. Er versuchte denn auch mit allem Ernst, seine beiden Schwachheiten, die er als Sünden erkannt hatte, zu lassen, das Trinken und das Flunkern. So lange sie noch in Köln unter den vielen Soldaten wohnten, war ihm das freilich oft zu schwer geworden. Darum freute er sich wirklich, als Sieghardus und Theudobert von der Stadt wegzogen. Nun war er doch aus der schweren Versuchung heraus, und es ging besser mit ihm. In der ersten Zeit kam es ihm freilich ein wenig einsam vor, denn erzählen mußte Wulf, und Sieghardus und Mirjam konnte er doch seine alten Geschichten nicht immer wieder vorsagen. Da wurden dem Alten die heranwachsenden Kinder, die so manchem eine Last sind, die reinste Herzensfreude. Die wurden nie müde, zuzuhören, sie jauchzten und sprangen vor Freuden, wenn er seine

Märchen erzählte. Freilich hatte er zuerst auch seine schweren Gedanken darüber gehabt, ob man Christenkindern auch die alten Märchen von Waldmenschen, von Nixen und Kobolden und Zwergen erzählen dürfe; aber Sieghardus hatte sein Gewissen darüber beruhigt. Auch wenn er aus seinem langen Leben erzählte, kam Wulf wider Willen gar oft ins Dichten und Prahlen hinein; denn die Kinderaugen leuchteten gar zu verführerisch dazu. Nur seine schönste Geschichte die er schon hundert- und tausendmal erzählt hatte, die Auferstehung Jesu Christi, wagte er niemals auszuschmücken, obgleich er gerade dabei immer wieder in die größte Versuchung kam. Die Kleinen wollten eben alles ganz genau wissen, wie hoch die Erde gesprungen und wie weit der Stein geflogen sei, was für ein Kleid der liebe Heiland angehabt habe, ob er auch die Siegesfahne geschwungen habe, wie die Engel ausgesehen, ob er die auch habe singen hören u. s. w. Aber den furchtbaren Schreck des Ostermorgens vergaß Wulf in seinem ganzen Leben nicht mehr. Darum blieb er in diesem Stück immer streng bei der Wahrheit. Er konnte ja auch so herrlich genug erzählen. An diesem Abend hatte er wieder zwei Kleine auf dem Schoß, die andern um sich her und erzählte ihnen zum Schluß noch einmal die Auferstehungsgeschichte. Da hörten auch die Alten andächtig zu; denn die Predigt konnte Wulf immer noch am besten halten. Dann mußten die Kleinen aber ins Nest, und nun holte Sieghardus seinen Brief hervor. Da hörten denn alle, die griechisch verstanden, den herrlichen paulinischen Lobgesang der Glaubensgerechtigkeit. Gar manche der tiefen Gedanken wurden ihnen nicht sogleich klar; aber den Hauptsinn faßten sie alle. Mirjam weinte bei den Stellen, die von der Verwerfung Israels handelten. Aus dem Briefe Aquilas

selbst las Sieghardus noch folgende Stelle vor: „Die edle Claudia Procula hat sich nun auch unserer kleinen Gemeinde völlig angeschlossen und die Taufe empfangen. Sie ist still und gottergeben und wird ihre irdische Wallfahrt wohl bald vollendet haben. Ihr Traum ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Um geringer Ursach willen hatte Pilatus wieder eine Anzahl Galiläer grausam ermorden lassen. Da ward er vor Vitellius, dem Prokonsul von Syrien, verklagt. Der schickte ihn nach Rom, um sich dort vor dem Kaiser zu verantworten. Tiberius war inzwischen gestorben; von seinem Nachfolger Caligula wurde Pilatus nach Vienne in Gallien verbannt und dort in einen Turm mitten im Rhonefluß gefangen gehalten. Da stürzte er sich selbst herab und kam also um." „O die arme, gute Herrin", klagte da Sieglinda; „wie furchtbar muß es sein, an einen solchen Mann gebunden zu sein! Gott Lob, daß sie den Heiland jetzt zum Trost hat!" Um der Mutter und Wulfs, so wie auch des Gesindeswillen gab Sieghardus nun auf deutsch einen kurzen Auszug aus dem Römerbrief. Darauf sagte Wulf mit tiefem Ernst: „Ich habe das große heidnische Opfer bei den sieben Steinhäusern gesehen; ich ward auch gewürdigt, das große Opfer des Lammes Gottes zu schauen. Gott gebe, daß unser ganzes Volk bald seine eigenen greulichen Opfer aufgiebt und zu dem einen Opfer flieht, das alle Sünden tilgt." „Ja, das gebe Gott in Gnaden!" fügte Sieghardus hinzu. „Dort bei Wodans Steinaltar haben sie die eigene Rache gekühlt und damit nur Schuld auf Schuld gehäuft. Ich freue mich immer, daß der Vater so scharf dagegen war. Auf Golgatha aber hat der Sohn Gottes selbst die Rache des heiligen, gerechten Gottes über die Sünden der Menschen gekühlt, die sonst hinuntergebrannt hätte bis in die Hölle. O die blutigen

Opfer der Heiden sind ja ein Schrei aus tiefster Not. Auch das Osterlamm deines Volkes, Mirjam, sollte nur das eine, wahre Osterlamm abschatten, nicht selbst das Sühnopfer sein. Gott sei ewig Lob, daß das Lamm Gottes gekommen ist, der Welt Sünde zu tragen! Dein Volk hat ihn zum Kreuze geschleppt, Deutsche haben ihn dran genagelt, aller Welt Sünde hat ihn da geschlachtet, aber seine göttliche Liebe war es die sich für uns alle schlachten hat lassen. O daß dein Volk wie mein Volk, ja alle Welt einst ihn kennen lernte, in welchen sie gestochen haben! Wohl uns, daß seine unverdiente Gnade uns ihn hat erkennen lassen! Doch, es ist spät geworden und Zeit zur Andacht. Sieglinda, Mirjam sagte vorhin, du hättest ein neues deutsches Lied zur Harfe geübt; willst du es uns singen?" Da nahm die Schwester die Harfe und sang denselben 23. Psalm, den sie einst von Hanna gelernt und seitdem oft mit Mirjam zusammen gesungen hatte. Nun hatte sie so lange gesonnen, bis sie ihn in deutsche Worte gebracht hatte. Sie waren ja nur schlicht und einfach wie die Melodie; aber sie bewegten doch die Herzen gar wunderbar. „Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar", wiederholte Sieghardus. Und nach kurzem Sinnen fügte er lächelnd hinzu: „Sag mal, Schwester, willst du noch ein Knabe sein, wie einst in Vaters Hütte?" „Ich bin glücklich und zufrieden", antwortete Sieglinda, „eine demütige Magd des Herrn zu sein. Weiß ich doch, daß ich einst mit euch allen in denselben Gotteshimmel kommen werde." „Ja, das wissen wir im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, der nun gen Himmel gefahren ist, uns die Stätte zu bereiten. O wie freue ich mich darauf, einst wieder vor ihm zu stehen und in das treue Heilandsauge zu sehen, das auch mich armen Sünder angeblickt." So be=

schloß Sieghardus das lange Gespräch. Dann kniete er nieder mit den Seinen zum Abendgebet. An ihm, dem Hauptmann, der beim Kreuze stand, war wortwörtlich erfüllt, was ein frommer Dichter später gesungen hat:

„Ich bin durch alle Zeiten
Und alle Ewigkeiten
In meinem Geist gereist;
Nichts hat mir's Herz genommen,
Als bis ich war gekommen
Auf Golgatha. Gott sei gepreist!"




















LIBRARY OF CONGRESS
0 024 359 199 5